Taine

Die

Entstehung des modernen Frankreich.

Von

H. Taine.

Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher.

Erster Band:

Das vorrevolutionäre Frankreich.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1877.

Das

vorrevolutionäre Frankreich.

Von

H. Taine.

Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1877.

Inhalt.

Fünftes Buch.

Das Volk.

Anhang.

H. Taine.*)

Hippolyte Adolphe Taine, einer der bedeutendsten Schriftsteller der Jetztzeit — als solcher nennt er sich unabänderlich nur H. Taine —, wurde am 21. April 1828 zu Vouziers, einem Städtchen zwischen der Champagne und den Ardennen, geboren. Seine Familie gehörte zur Geistesaristokratie Frankreichs; alle waren hochgebildet und überdies sehr wohlhabend, wenn auch nicht reich. Einige der Verwandten waren Volksvertreter, der Großvater Subpräfekt. Der Vater, ein sehr gelehrter Advokat, unterrichtete seinen Sohn in der lateinischen, ein Onkel, der lange in Amerika gelebt hatte, in der englischen Sprache. Alles Englische hat Taine von jeher angezogen, und schon als Knabe machte er es zu seinem Hauptvergnügen, Bücher in der Zunge Shakspeare's zu lesen. Während den jungen Leuten die Lektüre französischer Romane verboten war, gestattete man ihnen, fremdsprachige Werke ohne Unterschied des Inhalts zu lesen, und man war froh, wenn sich ein Jüngling herbeiließ, sich auf diese Art in einer fremden Sprache auszubilden. Unser Henri bevorzugte die Lektüre der Novellen britischer Klassiker und legte so frühzeitig den Grund zu seiner nachmaligen tiefen Kenntniß der englischen Literatur, der er seinen guten Ruf zum großen Theile zu danken hat.

---

*) Einen großen Theil dieser biographischen Skizze habe ich, mit Genehmigung von F. A. Brockhaus, einem Aufsatze entnommen, den ich unter gleichem Titel am 15. Juli 1876 in „Unsere Zeit“ veröffentlichte.

L. K.

Erst 13 Jahre zählt der hoffnungsvolle Knabe, als ihm der Vater starb. Ein Jahr darauf brachte ihn seine Mutter nach Paris, wo sie ihn anfänglich als Pensionär in einer trefflichen Privatschule unterbrachte. Schon nach weitern 12 Monaten kam er auf's Collége de Bourbon (später Collége Bonaparte, jetzt Lycée de Condorcet), stets unter der zärtlichsten Sorgfalt und Ueberwachung seitens seiner braven Mutter. Im Collége ragte Taine an geistiger Reife, an Fleiß und an Erfolgen als Erster hervor. Im Jahre 1847 erhielt er den ersten Preis für einen lateinischen Essay über Rhetorik, 1848 zwei Preise für philosophische Aufsätze. Diese Errungenschaften öffneten ihm die Pforten der sogenannten Normalschule, eine Art Seminars, in dem die Zöglinge zu Universitätsprofessoren ausgebildet werden. Uebrigens wird dieses höhere Vorbereitungsstudium von vielen nur als Etappe zu einer literarischen Laufbahn benutzt. Mehrere berühmt gewordene Schriftsteller waren Taine's Collegen in der Normalschule: Edmond About, Prévost-Paradol, J. J. Weiß, Francisque Sarcey (der Herausgeber der „Vie parisienne"): alle waren, gleich Taine, nur kurze Zeit Professoren und haben bald für immer das Gebiet der Literatur und Journalistik betreten.

Drei Jahre blieb der junge Taine auf der Normalschule. Die Unterrichtsmethode daselbst war wohl geeignet, die intellektuelle Thätigkeit der Schüler zu fördern und anzuregen. Dazu kam noch, daß unser Held eine wunderbare Gabe hatte, in einer Woche mehr zu studiren als die andern in einem Monat. Die auf diese Art gewonnene Zeit benutzte er, um seinen Lieblingsstudien, Philosophie und Theologie, ganz besonders obzuliegen. Er las alle bemerkenswerthen Autoren auf beiden Gebieten und besprach die ihm dabei entgegentretenden Fragen ganz offen mit seinen Collegen. Er liebte es, diese zu examiniren und in ihren Geist und ihre Ideen einzudringen. Die Diskussionen wurden mit der größten Freiheit geführt, alles wurde dem Prüfstein der Vernunft unterworfen und nach den Forderungen der Logik erledigt. Die Schule war ein permanentes Debattirhaus, und die Professoren begünstigten den unbeschränktesten Ausdruck jeder individuellen Ansicht. Dadurch sogen diese jungen Leute ein starkes geistiges Unabhängigkeitsgefühl ein, und es ist daher

nicht zum Verwundern, wenn sie wenig geeignet waren, geistigen Druck zu ertragen. Die Zeiten, die ihrer harrten, waren der Gedankenfreiheit leider nicht günstig, denn der dritte Napoleon hatte sein Ziel mit Hilfe des Klerus erreicht und mußte diesem den versprochenen Lohn geben.

Taine war einer der ersten, die von der neuen Ordnung der Dinge zu leiden hatten. Wer bei einer gewissen Prüfung ein den zur Herrschaft gelangten Mächten genehmes politisches und religiöses Hauptbekenntniß ablegte, erhielt eine leichte und einträgliche Stelle. Taine wurde verworfen, weil man fand, daß seine philosophische Richtung „irrige“ und „schädliche“ Tendenzen verfolge. Aber Guizot und Saint-Marc Girardin, die sich für den talentvollen Normalschüler lebhaft interessirt hatten, nahmen sich seiner an und trachteten, ihm wenigstens eine geringere Stelle zu verschaffen. Es gelang ihnen auch; um jedoch zu zeigen, wie ungern man selbst den Bitten solcher Fürsprecher willfahre, ließ man Taine's Wunsch, seiner Mutter zu Liebe nach dem Norden gesandt zu werden, unberücksichtigt und schickte ihm nach dem Süden, nach Toulon. Schon nach vier Monaten versetzte man ihn nach Nevers, wo er ebenfalls nur vier Monate bleiben durfte, um sodann nach Poitiers versetzt zu werden. Sein Gehalt war ganz außerordentlich mager, aber er wußte sich durch strenge Sparsamkeit durchzubringen. Seine freie Zeit verwendete er auf die Fortsetzung seiner philosophischen Studien, besonders auf Hegel. Die Behörden behielten ihn als verdächtig im Auge, und hier und da fehlte es an Verleumdungen nicht. Besondern Anstoß erregte es, daß er sich weigerte, dem Kaplan Folge zu leisten, der von ihm verlangte, zu Ehren des Bischofs entweder eine lateinische Ode oder eine französische Dithyrambe zu dichten. Diese unehrerbietige Weigerung wurde als Bestätigung der gegen den mißliebigen Lehrer erhobenen Beschuldigungen betrachtet und zog ihm einen Tadelsbrief des Unterrichtsministers zu, worin ihm für den Fall eines nochmaligen Verstoßes mit sofortiger Entlassung gedroht wurde. Er begann sich unbehaglich zu fühlen, und als er einige Monate nachher von der Regierung ein Dekret mit der Ernennung zum Lehrer an einer Kinderschule in Besançon erhielt, nahm er sich diesen allzu verständlichen Wink zu

Herzen. Er fand es angezeigt, einen Kampf aufzugeben, in dem er jedenfalls nur den kürzern hätte ziehen können. Auf sein eigenes Ansuchen wurde er seiner Stelle enthoben. Nach Paris zurückgekehrt, erhielt er sofort eine vortheilhafte Professur an einer bedeutenden Privatschule. Aber selbst das wollte man nicht dulden, und kaum hatte Taine seine einschlägige Thätigkeit begonnen, so wurde ein Ukas erlassen, in welchem für Mitglieder des Universitäts-„Stabes" das Verbot ausgesprochen war, an Privatschulen Unterricht zu ertheilen. Um nun seinen Lebensunterhalt zu verdienen, und um seine Feder ganz unabhängig von der Willkür der öffentlichen Gewalt führen zu können, verlegte sich der vielgeplagte Mann auf das „Stundengeben" in Häusern. Dabei erweiterte er den Kreis seiner eigenen Kenntniß durch den Besuch von Vorlesungen an der Ecole de Médecine, der Sorbonne und am Naturhistorischen Museum.

Im Jahre 1853 promovirte Taine als docteur en lettres. Bei dieser Gelegenheit schrieb er zwei Abhandlungen, eine lateinische: „De personis Platonicis", und eine französische: „Les fables de Lafontaines". Erstere war eine gewöhnliche akademische These, die zweite das gerade Gegentheil davon. In diesem Essay über den großen Fabeldichter brachte er neue kritische Doktrinen vor, stellte ein kühnes Paradoxon auf und illustrirte es mit Beispielen aus Lafontaine. Daß jeder Mensch mit gewissen, seinem Geschlecht eigenen Tendenzen geboren wird, welche seine Gedanken und Handlungen leiten; daß alle Ideen und Thaten eines Menschen, ob gut oder schlecht, auf diese angeborenen Tendenzen zurückzuführen sind, wie ein Fluß auf seine Quellen: das sind die Meinungen, die Taine seit seinem Debut immer und überall vorgebracht, verfochten und, seiner Ansicht nach, festgestellt hat.

Festgestellt! Ja, das ist des Pudels Kern. In der Regel gilt es als ausgemacht, daß der Kritiker nichts anderes thun kann, als seine eigene Meinung aussprechen. Er thut seine Pflicht, wenn er seinen Gegenstand sorgfältig studirt und ihn maßvoll und unpartheiisch behandelt; mehr verlangt man von ihm nicht, kann man von ihm nicht verlangen. Jeder Kritiker urtheilt nach seinen Verhältnissen, seinen Erfahrungen, seinem Bildungsgrad, seiner Phantasie, seinen Vor-

urtheilen, Erwartungen und Sympathien; jede einzelne Kritik bleibt daher unter allen Umständen ein individueller Meinungsausdruck. Erscheint eine Kritik einer Mehrheit von Menschen richtig und wahr, so wird sie adoptirt; nothwendigerweise aber ist sie nicht kompetent, den Werth oder Unwerth der besprochenen Sache festzustellen. Ganz andere Ansichten über Kritik hat Taine. Er hält es für möglich, in die Kritik Gewißheit zu bringen, er will die Kritik, wie etwa die Physik oder Mathematik, mit der Bestimmtheit wissenschaftlicher Formeln ausstatten, will sie mit unumstößlichen Dogmen versehen. Er stellt sich das Ziel: die Kritik soll nicht mehr unverläßlich, ihre Resultate sollen nicht mehr schwankend sein. Im Alter von 25 Jahren springt er, eine moderne Pallas, in die Literatur, fertig ausgerüstet mit einem eigenen kritischen System, einer eigenen Philosophie und — last, not least — einem eigenen Stil. Alles, was er im Verlaufe von zwei Decennien hinterher ausführlicher entwickelte, findet sich bereits in der Erstlingsschrift über Lafontaine vor. Die Neuheit der Doktrinen, sowie der frische, kräftige, lebhafte Stil des jungen Doktors verschafften ihm im großen Publikum viele Freunde; die Broschüre wurde so günstig aufgenommen, daß bald eine neue Auflage erscheinen mußte. „Wer wagt, gewinnt“, ist ein wahres Sprichwort.

Bald sollte Taine Gelegenheit haben, wieder von sich hören zu lassen und seine Lehren auf's neue anzuwenden. Im Jahre 1854 schrieb die Französische Akademie einen Preis aus für den besten Essay über Livius. Das Leben dieses Historikers sollte erzählt, die Umstände, unter denen, und die Grundsätze, nach welchen er Geschichte schrieb, sollten erörtert, und der Platz, den er unter den Historikern einnimmt, bestimmt werden. Von den eingereichten Abhandlungen wurde zwar keine des Preises würdig befunden, doch erkannte man die Taine'sche als die beste an. Nur hatte man daran auszusetzen, daß sie verrathe „Mangel an Ernst und an Bewunderung für den glänzenden Namen und das Genie des imposanten Mannes, den er zu kritisiren habe“. Taine arbeitete seine Schrift um, reichte sie nochmals ein und erhielt nun den Preis. Villemain, der Referent des Preisrichtercomités, lobte das Werk außerordentlich, obwohl er mit dem Inhalte desselben gar nicht übereinstimmte, und sagte am Schlusse seines Be-

richtes: „Wir dürfen Taine zu diesem schönen Debut auf dem Gebiete der klassischen Wissenschaften gratuliren und können nur wünschen, bei allen unsern Preisausschreibungen ähnliche Bewerber zu finden und in unsern Schulen solche Lehrer zu haben", eine sarkastische Anspielung, welche den ehrwürdigen Unsterblichen ein sanftes Lächeln entlockte.

Der glückliche Autor veröffentlichte seinen Preisessay mit einer Vorrede, die einige Akademiemitglieder unangenehm überraschte und sie wünschen ließ, ihre Lobsprüche und Auszeichnungen zurücknehmen zu können. Taine bot nämlich darin weitere Konsequenzen seiner neuen Lehren. Mit Spinoza betonte er, das Verhältniß des Menschen zur Natur sei nicht das eines Staates im Staate, sondern das eines Theiles eines Ganzen; das innere Wesen des Menschen sei wie die äußere Welt Gesetzen unterworfen; ein herrschendes Prinzip regele die Gedanken und treibe die menschliche Maschine unwiderstehlich und unvermeidlich an. Mit Einem Wort, unser Mann betrachtet den Menschen als „wandelndes Theorem". Natürlich warf man ihm vor, er leugne die Freiheit des Willens und sei Fatalist. Auch wies man nicht mit Unrecht auf die nothwendige Ungleichheit der von zwei so verschiedenen Namen wie Livius und Spinoza vertretenen Ideen hin, und darauf, wie paradox es sei, die Schriften des römischen Historikers als Belege zu den philosophischen Spekulationen des holländischen Juden anzuführen. Aber Paradoxe sind eben Taine's Element, und überdies fand das Lesepublikum an dem Buche großen Gefallen. Wenn dasselbe auch kaum Proselyten machte, so verschaffte es dem Verfasser wenigstens Bewunderer.

Das Bestreben, die Kritik zur unanfechtbaren Wissenschaft zu machen, war im Essay über Livius ebenso wenig von Erfolg gekrönt, wie in dem über Lafontaine. Trotz emsiger und sorgfältiger Anwendung der demonstrativen Methode bleibt die Kritik umstoßbar und individuell. Dadurch, daß man „weil" und „daher" sagt, kann eine Sache wohl erleichtert und weniger unverläßlich gemacht, aber noch nicht bewiesen werden. Vorläufig resultirt aus Taine's kritischem Vorgang nur eine Reihe von Paradoxen und Verallgemeinerungen, die zwar immer höchst geschickt ausgeführt sind und einen Ernst und

einen Wahrheitsdurst zeigen, denen man jedenfalls die höchste Anerkennung zollen muß, die aber leider nicht immer richtig sind. Durch eine solche geniale Verallgemeinerung erhöhte Taine Lafontaine's poetisches Genie und eine ebensolche dient ihm dazu, das historische Genie des Livius herabzusetzen. Er sucht darzuthun, dieser sei mehr ein großer Redner, als ein großer Geschichtschreiber. Er sei kein guter Historiker, weil er die Feder als Redner führe; er sei ein „oratorischer Historiker" und sowohl die Schönheiten als auch die Fehler seiner Geschichtschreibung rührten von dem vorwiegend rhetorischen Wesen seines Geistes her. Natürlich ist das Prinzip, auf dem diese Beurtheilung des Livius beruht, falsch, denn Montesquieu, Macaulay, Gibbon u. a. waren unbeschadet ihrer ganz vortrefflichen Rednergabe durchaus keine schlechten Historiker.

Eine hartnäckige Kehlenkrankheit zwang Taine, in den Pyrenäenbädern Heilung zu suchen. Auf kurze Zeit verlor er sogar die Stimme. Die Cur nahm zwei Jahre in Anspruch. Während dieser Zeit war Spenser's „Feenkönigin" sein Lieblingsbuch, eine Dichtung, die außer ihm vielleicht kein Franzose gelesen hat, und die — vergleiche Klopstocks „Messias" und das deutsche Publikum — selbst in England sehr wenige lesen. Auf diese Art wird das hohe Lob erklärlich, welches Taine später in seiner „Geschichte der englischen Literatur" dem großen elisabethinischen Poeten spendete. Der Aufenthalt in den Bergen lieferte unserm Patienten Stoff genug zum Schreiben. Das Resultat war ein Buch unter dem Titel „Die Reise in den Pyrenäen". Darin wird ihm reichlich Gelegenheit geboten, sein kritisches System auf neue Gebiete anzuwenden: auf die Art zu reisen. Sein College About hat auch ganz werthvolle Werke über seine Reisen geschrieben, aber die beiden haben sehr verschiedene Weisen, sich die Dinge zu betrachten. Der Verfasser des „Arbeiter-A-b-c" bekümmert sich mehr um administrative Sachen, um Organisationen, um Steuern, Beleuchtung, Pflasterung, kurz: um die moderne Civilisation. Taine dagegen faßt mehr die geistige und künstlerische Seite der Gegenstände in's Auge; er sieht alles mit dem Blick des gelehrten Kritikers; er vergleicht Gegenwart und Vergangenheit und liebt schöne, malerische Scenerie. Um nicht zu trocken zu werden und nicht allzu weit von

dem jeweiligen Thema abzuschweifen, verleiht er seinen Ansichten nicht die docirende Form, sondern führt Personen ein, denen er dieselben in den Mund legt, und andere, welche Opposition machen; wer Recht behält, hinter dem steckt natürlich der Schreiber. „Monsieur Paul" behält natürlich immer recht; Monsieur Paul ist also offenbar mit Monsieur Taine identisch. Daher läßt sich folgende Charakteristik Paul's als Selbstschilderung des Autors bezeichnen:

„Ein kühner Reisender, ein excentrischer Malereiliebhaber, der Niemand glaubt als sich selbst. Ein an Paradoxen fruchtbarer, heftiger Raisonneur mit extremen Meinungen. Sein Haupt ist stets in Gährung mit irgend einer neuen Idee, die ihn verfolgt. Bei jeder Gelegenheit sucht er die Wahrheit. Gewöhnlich ist er den Andern um hundert Meilen im Geiste voraus. Er läßt sich mit Vergnügen widersprechen, mit noch größerem aber widerspricht er selbst. Hier und da führt ihn sein streitbares, abenteuerliches Naturell irre. In seinem Egoismus betrachtet er die Welt als eine Puppenausstellung, in der er der einzige Zuschauer ist."

Der Stil in diesem Reisewerke Taine's, wie in seinen übrigen, ist nicht monoton und oberflächlich wie in der großen Mehrzahl von Reiseschilderungen. Es läßt sich nicht leugnen, daß fast alle gebildeten Franzosen elegant und deutlich schreiben; aber von Taine muß man sagen, daß er ganz besonders gut schreibt. Wo Andere in Bombast verfallen, wird er eloquent. Dabei denkt er auch tiefer als die meisten seiner Landsleute und ist für äußere Eindrücke höchst empfänglich; er malt die Bergscenerie sehr lebhaft und gibt feine Bilder der Volkssitten und des Touristenlebens. Ueber Botanik, Geologie u. s. w. wird gerade so viel gesagt, daß es dem Laien recht und dem Fachmann billig ist; es belehrt jenen, ohne diesen zu langweilen. Die „Reise in den Pyrenäen" wurde so pupulär, daß Doré sich später bewogen fand, eine Prachtausgabe dieses Werkes mit seinen herrlichen Illustrationen zu schmücken.

Zunächst kam die Schrift „Die französischen Philosophen des 19. Jahrhunderts", eine witzige, wirksame, geschickte Analyse der „officiellen Philosophie", ein Angriff auf jenen rhetorischen Spiritualismus, der in den Augen der Behörden den Vortheil hatte, dem Klerus

keinen Anstoß zu geben, und in den Augen der Denker den Nachtheil, daß er über die Schwierigkeiten, die er zu erklären und zu beseitigen vorgab, leicht hinwegging oder ihnen gänzlich auswich. Taine wählte sich fünf Männer zur Zielscheibe: Laromiguière, Royer-Collard, Maine de Biran, Jouffroy und Victor Cousin. Warum gerade diese? Wahrscheinlich weil er an ihnen am meisten auszusetzen hat. Er läßt nichts unversucht, sie lächerlich zu machen, und dadurch findet er Mittel, ein philosophisches Buch aus einem trockenen in ein amusantes zu verwandeln. Uebrigens sind wir weit entfernt, den gesammten Inhalt des Buches unterschreiben zu wollen. Besonders schlecht fährt Cousin, der als Marktschreier bezeichnet und in fünf langen Kapiteln tüchtig durchgehechelt wird. Dieses starke Stück Taine'scher Polemik erregte großes Aufsehen; Cousin's Gegner klatschten Beifall und selbst seine Freunde ergötzten sich insgeheim, während sie offen verdammten. Der berühmte Mann empfand, wenn man Rae Glauben schenken darf, von diesem Moment an eine mehr als bloß wissenschaftliche Antipathie gegen seinen jungen Angreifer. Am Schlusse des Bandes — derselbe war ursprünglich fortsetzungsweise in der „Revue de l'instruction publique" erschienen — gibt der Verfasser eine Skizze seiner eigenen Methode, philosophische Untersuchungen anzustellen; dies thut er wieder in der Form eines Dialogs zwischen „Peter" und „Paul".

Im Jahre 1861 ging Taine nach England, um das Land, für welches er von jeher eine große Vorliebe hatte, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen und seine Studien über die englische Literatur im berühmten Lesezimmer des British Museum fortzusetzen. Er verkehrte mit Carlyle, Dickens, Thackeray, Tennyson und John Stuart Mill. Während seines langen Aufenthaltes im Inselreiche schrieb er „Notes sur l'Angleterre", die zuerst als Briefe im „Temps", dann als Buch erschienen und, im ganzen genommen, ein treffliches Bild des äußern und noch mehr des innern socialen, politischen und häuslichen Lebens John Bull's darbieten. Taine ist diesem sehr sympathisch, ohne ihm zu schmeicheln, und rügt, was er für rügenswerth hält, offenherzig, ohne jemals unhöflich zu werden. Leider ist das Buch reich an unbedachten Verallgemeinerungen infolge unvollkommener Erfassung

von Thatsachen. Oft kommt es einem vor, als sei dem Schreiber dieser „Notes“ der Spruch „Keine Regel ohne Ausnahme“ unbekannt, denn nur zu oft erklärt er die Ausnahme für die Regel, nimmt Dinge für ausgemacht an, die es nicht sind, basirt Theorien auf ungenügende Daten, schenkt unwissenden Auskunftgebern zu leicht Glauben und läßt sich von momentanen Eindrücken verleiten, irriger Auffassung Raum zu geben. Oft wird man an jenen Reisenden erinnert, der in einem französischen Hotel ein rothhaariges Stubenmädchen sah und dann berichtete, alle Französinnen hätten rothes Haar, oder an jenen andern, der, weil er auf einer Landstraße ein paar Wanderzigeuner Nägel machen sah, erklärte, die Bewohner des Landes führen ein Nomadenleben und ernähren sich von der Quincaillerieerzeugung. Ein paar Beispiele werden am Platze sein, welche zugleich zeigen, daß selbst hinter den Irrthümern zuweilen der scharfsinnigste Denker sich verbirgt. Die Trunksucht des Engländers schreibt Taine dem schlechten Klima, dem unfreundlichen Himmel zu, während doch dasselbe Laster in demselben Grade in Canada, Australien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika vorherrscht. Als ein Zeichen dafür, daß die Familienväter eine hohe Autorität ausüben, führt Taine an, daß die Kinder ihren Vater vertraulich „governor“ nennen. Dieses Wort ist aber keineswegs hochenglisch und wird von den gebildeten Klassen auch nicht benutzt, sondern es gehört dem niedrigen londoner „Cockneydialekt“ an und hat mit väterlichem Respekt gar nichts zu schaffen. Dies war dem Verfasser der „Notes“ freilich unbekannt, er hätte es aber leicht erfahren können. Aeußerst komisch ist folgender Lapsus. In einem Kapitel über das britische Parlament sagt Taine, daß Doktoren der Medicin deshalb nicht zu Peers gemacht werden, weil „kein Mann, der seine Hand nach Guineen ausstreckt, würdig ist, im Kreise der Reichspeers zu sitzen“. Sollte unser Kritiker nicht wissen, daß Rechtsanwälte, und solche sitzen im Oberhause, Guineen in noch größerm Maßstabe als die Aerzte nicht nur annehmen, sondern sogar verlangen? Und je mehr Guineen so ein Advokat einnimmt, desto bessere Aussicht hat er, Peer zu werden. Und wo bleibt Rothschild?!

Derlei kleine Fehler haben nur den Nachtheil, den uneingeweihten Leser leicht irrezuführen; am Ende aber sind sie doch so geringfügig,

daß sie den Ruf des Autors als eines Musterreisenden, feinen Beobachters und kunstvollen Erzählers nicht beeinträchtigen können. Die „Notes“ fanden in England die denkbar günstigste Aufnahme, und Taine wurde als das Ideal des „intelligent foreiguer“ — dies ist ein geflügeltes Wort und wird auf Ausländer angewendet, welche die englischen Zustände mit Intelligenz und Unparteilichkeit behandeln — bezeichnet.

Dabei blieb der kosmopolitische französische Schriftsteller nicht stehen. Im Jahre 1863 ließ er die ersten drei Bände seines bedeutendsten Werkes, der „Geschichte der englischen Literatur", erscheinen; der vierte Band folgte ein Jahr später unter dem Titel „Die Zeitgenossen" nach, und enthält Monographien über Macaulay, Dickens, Carlyle, Mill, Thackeray und Tennyson, welche sechs er als Hauptvertreter ihrer verschiedenen Literaturgattungen annimmt, um an ihnen seinen Gegenstand auf das feinste zu beleuchten. Dieses Werk übertrifft an Gedankenfülle, Glanz der Schreibart und Verläßlichkeit jede andere Geschichte der englischen Literatur. Die Engländer betrachten Taine's Buch in jeder Hinsicht als das beste, das ein Ausländer bisher über ihre edle Literatur geschrieben. Dasselbe ist frei von den Unrichtigkeiten, denen man bei Chateaubriand, Guizot, Villemain und Rémusat begegnet; das Streben nach Unbefangenheit und Akkuratesse und die tiefe Kenntniß der behandelten Gegenstände sind so auffallend und von Erfolg gekrönt, daß selbst die schwer zu belehrenden Söhne Albions sich von diesem „Frenchman" gern belehren lassen. Das Werk machte Epoche und erhöhte den Ruhm seines Verfassers um ein Bedeutendes. Auch in Frankreich fand es solchen Anklang, daß ein Komité der Akademie es dieser Körperschaft aus freien Stücken behufs Zuerkennung eines Specialpreises von 4000 Francs empfahl. In der Plenarsitzung beantragte jedoch der Bischof von Orléans die Ablehnung des Komitévorschlages; er sagte, das Buch sei irreligiös und unmoralisch, der Autor habe die Freiheit des Willens geleugnet, Fatalismus gepredigt, die Kirchenväter geringgeschätzt, das englische Gebetbuch nachdrücklich gelobt und anempfohlen. Mit Einem Worte: Monseigneur Dupanloup erklärte Monsieur Taine für einen Ketzer in religiösen und einen Skeptiker in philosophischen Dingen. Victor Cousin ergriff

diese günstige Gelegenheit, um seinerseits zu zeigen, wie gänzlich er sich mit der Kirche ausgesöhnt hatte, und um andererseits an seinem Angreifer Rache zu üben. Er that es, indem er dem Bischof vollständig beistimmte. Diesen beiden hervorragenden Sprechern, welche Taine's Werk offenbar wirklich gelesen hatten, schenkte natürlich ein Auditorium, welches dasselbe von sich nicht sagen konnte, vollen Glauben. Sie drangen durch, und jene Versammlung, die es ein Jahr vorher abgelehnt hatte, Littré in ihre Mitte aufzunehmen, verweigerte Taine den ihm zugedachten Preis. Seither hat die Akademie ihren Geist und ihre Zusammensetzung wesentlich geändert. Weder Cousin nach Dupanloup sitzen heute mehr auf den Curulischen Stühlen; dagegen ist Littré eine Zierde dieser gelehrten Korporation, und sogar Dumas hat in dieselbe Eingang gefunden. Man irrt wohl nicht, wenn man prophezeit, daß der Tag nicht fern ist, an dem sich auch Taine die Pforten des Palais am Quai Conti öffnen werden.

Nach der Vollendung der „Geschichte der englischen Literatur" machten sich bei Taine die üblen Folgen der Ueberarbeitung geltend. Er wurde von totaler geistiger Lähmung befallen. Ziemlich lange war er außer Stande, zu studiren, zu schreiben, seine Gedanken zu concentriren; selbst das Lesen einer Zeitung ging über sein Vermögen. Erst infolge einer geraume Zeit währenden, gänzlichen Enthaltsamkeit von jedweder geistigen Anstrengung genas er dauernd. Seither schrieb er eine lange Reihe von Aufsätzen für die „Revue des deux Mondes", die „Revue de l'instruction publique", das „Journal des Débats" u. s. w.; die meisten sind dann in Buchform erschienen und, wie überhaupt fast alle Werke Taine's, in's Englische übersetzt worden Besondere Beachtung verdienen die Werke über Reisen, über Kunst und Philosophie, z. B. „Italien" (2 Bde.), „Philosophie der Kunst",*) „Der Verstand", „Das Ideale in der Kunst", „Philosophie der Kunst in Holland", „Philosophie der Kunst in Italien". Ueberall erkennt man den gelehrten, feinen, lebhaften und ehrgeizigen Kritiker. Alles ist voller Anregungen zum Nachdenken, alles trägt den Stempel der

*) Eine 1866 erschienene deutsche Uebersetzung dieses Bändchens konnte weder Verbreitung noch Beachtung finden, da sie von einer französischen Buchhandlung in Paris verlegt wurde.

Originalität deutlich an sich. Taine braucht nicht nachzusagen, was andere schon gesagt; er denkt stets selbst. Nie schreibt er ohne besondern Zweck in den Tag hinein. Immer sagt er, was er für wahr hält, und nicht, was die Leute gern hören — das will in Frankreich etwas heißen.

In zwei Punkten zeigt Taine überall eine Aehnlichkeit mit Hegel, dessen Schriften er sorgfältig studirt hat: Uebereilung im Schlußziehen und dann Unerschrockenheit im Aufstellen und Geist im Aufrechthalten der außerordentlichsten Behauptungen. Der Stil Taine's ist klar, knapp, wirksam, seine Methode kühn, neu, frappant, der Form nach analytisch, der That nach freilich stark hypothetisch, wie wir gesehen haben. Seine Urtheile sind in der Regel mit einem so großen Streben nach Richtigkeit und mit solchem Aufwande von Beweisen gebildet, daß man sie beachten muß, wenn man auch nicht immer der Ansicht ist, daß sie wirklich so richtig sind, wie sie sein wollen.

Als 1871 die oxforder Universität den Ehrendoktortitel auf Döllinger übertrug, verlieh sie denselben gleichzeitig auch an Taine. Dieser ist seit einigen Jahren Professor der Literatur an der Militärschule von Saint-Cyr und der Kunst und Aesthetik an der pariser Akademie der schönen Künste.

Das neueste Werk Taine's, mit dessen erstem Bande wir es gegenwärtig zu thun haben, heißt „Les origines de la France contemporaine“ und soll in drei Bänden die französische Gesellschaft vor, während und nach der Großen Revolution behandeln, und zwar von einem originellen Standpunkte aus. Wenn wir den bisher vorliegenden ersten Band aufschlagen, bemerken wir auf den ersten Blick, daß zwischen der Art, wie Carlyle, Tocqueville, von Sybel, Louis Blanc, Michelet, Thiers und Mignet derlei Themata ausführten, und der Art, wie Taine dies thut, große Unterschiede bestehen. Unser Mann versucht es kein einzigesmal, „Ehrenrettungen“ vorzunehmen, ungerecht Erniedrigte zu rehabilitiren oder unverdienterweise Verehrte zu entlarven, sondern betrachtet seinen Gegenstand wie Jemand, dem Thatsachen mehr gelten, als Theorien. Es ist ihm mehr darum zu thun, die Ursachen der Ereignisse zu ergründen, ihre Verbindung mit anderen Ereignissen zu untersuchen und die daraus resultirenden Folgen klar-

zulegen, als sich an eine Partei zu klammern. Viele geschichtschreibende Philosophen waren parteiisch; Taine ist dagegen ein unparteiischer philosophischer Historiker.

Taine betitelt das vorliegende Buch im Original „L'ancien régime"; der zweite Band wird „La révolution" heißen. Tocqueville hat sein Werk über denselben Gegenstand bekanntlich ebenfalls „L'ancien régime et la révolution" genannt. Auch gelangen die Beiden manchmal zu denselben Schlüssen. Aber die Art, wie Beide den Gegenstand behandeln, ist gänzlich verschieden. Tocqueville hat gewissenhafte Quellenforschungen angestellt und lieferte viele sehr beachtenswerthe Beiträge zum richtigen Verständniß des modernen Frankreich. Seine Leistung wird von der Taine'schen jedoch weit übertroffen. Was Tocqueville als trockene Fakta bietet, wird bei Taine zur lebendigen Wirklichkeit und die Zusätze, die unser Autor als das Resultat seiner eigenen Dokumentenstudien in den Archiven gibt, verleihen einer schon oft behandelten Sache die Frische der Neuheit. Auch hier finden wir all' die glänzenden Vorzüge wieder, die wir an Taine's übrigen Arbeiten bewundern: kräftigen Stil, schöne Sprache, Fleiß und Gründlichkeit. Einen speciellen Reiz gewinnt das neue Buch noch dadurch, das wir darin das Dogmatisiren auf Grund ungenügender Daten, das Schwelgen in Paradoxen, das Ausgeben geistvoller Hypothesen für fundamentale Wahrheiten fast gänzlich vermissen. Taine scheint andere Pfade wandeln zu wollen; ob es ihm damit auch Ernst ist, werden die weiteren Bände der „Origines de la France contemporaine" lehren.

Mittlerweile wollen wir hoffen, daß unser Versuch, einen Schriftsteller von dem Range und der Zukunft Taine's einem größeren Kreise gebildeter Deutscher näherzubringen — indem wir eine Uebersetzung seines neuesten, von der Kritik Frankreichs, Englands und Deutschlands mit hoher Bewunderung aufgenommenen Buches bieten, — von Erfolg begleitet sein wird.

London und Paris, im Herbst 1876.

Leopold Katscher.

Vorwort.

Als ich im Jahre 1849 einundzwanzig Jahre alt und daher Wähler wurde, befand ich mich in großer Verlegenheit. Ich sollte fünfzehn bis zwanzig Abgeordnete wählen, und für einen Franzosen heißt das soviel als zwischen Theorien wählen. Man verlangte, ich solle mich für das Königthum oder die Republik, den Demokratismus oder den Konservatismus, den Socialismus oder den Bonapartismus erklären, während ich in Wirklichkeit keiner einzigen von all' diesen Parteien angehörte. Nachdem ich die verschiedenen Lehren derselben angehört hatte, fühlte ich, daß mein Geist eine Lücke aufweise. Motive, die Anderen als triftig galten, waren es nicht auch für mich. Ich konnte nicht begreifen, daß man bei seinen politischen Entscheidungen seine Sympathien zu Rathe ziehen dürfe. Meine zuversichtlichen Freunde bauten eine Verfassung gleich einem Hause, nach dem schönsten, neuesten und einfachsten Stil. Es mangelte nicht an Modellen: Der Palast des Marquis, das Wohnhaus des Bürgers, die Arbeiterwohnung, die Soldatenkaserne, die kommunistische Phalanstère, sogar das Zigeuner-Bivouac. Jedermann erklärte sein Modell für „die einzige, echte Wohnung, die ein vernünftiger Mensch zum Aufenthaltsorte wählen könne." Mir schien das ein schwaches Argument; der persönliche Geschmack dünkte mir nicht unfehlbar. Ich dachte, ein Haus sollte nicht um des Hauses willen, noch auch für den Architekten, sondern für den Bewohner gebaut werden. In meinem Falle ist der Bewohner des Hauses die französische Nation und die Antwort fällt mit der Frage zusammen; Frankreich hätte diese Antwort, wäre sie unbedingt gewesen,

ebenso wenig ertheilen können wie ich, denn zehn Millionen Unwissender bilden noch keinen einzigen Weisen. Ein über die Form seiner Verfassung befragtes Volk kann im Nothfalle sagen, welche Form ihm gefällt, aber nicht welcher Form es bedarf. Das muß erst die Erfahrung lehren; die Zeit muß erst darthun, ob das politische Haus, das man sich gebaut, bequem und stark, ob es sturmfest und den Eigenschaften, Sitten, Beschäftigungen und Charakteren der Bewohner angemessen ist. Als Beweis diene der Umstand, daß die Franzosen mit ihrem Hause niemals zufrieden sind; sie haben es seit acht Decennien dreizehnmal demolirt und wieder aufgebaut, um stets von neuem zu finden, daß sie nicht das Richtige getroffen. Wenn andere Nationen glücklicher waren, wenn es im Auslande mehrere solide, dauerhafte politische Gebäude gibt, rührt dies daher, daß die letzteren um einen primitiven, massiven Kern herum gebaut wurden, gestützt auf irgend ein altes Centralgebäude, das vielleicht oft ausgebessert, aber stets erhalten, allmälig vergrößert und durch allerlei Zubauten und Experimente den Bedürfnissen der Bewohner angepaßt wurde. Aber keines von ihnen ist im Handumdrehen, nach einem neuen Muster und bloß nach Eingebungen der Vernunft entstanden.

Man wird vielleicht zugeben müssen, daß es kein anderes Mittel gebe, auf die Dauer zu bauen, und daß das plötzliche Ausspekuliren einer neuen, brauchbaren, dauerhaften Verfassungsform die Macht des menschlichen Geistes übersteige. Jedenfalls aber fiel mir bei, daß, wenn die Franzosen überhaupt jemals entdecken, was ihnen noththut, dies nicht auf die jetzt geübte Art geschehen wird. Es handelt sich darum, es zu entdecken, wenn es überhaupt existirt, und nicht darum, es den Wählern anheimzustellen. In dieser Beziehung wären unsere Neigungen nutzlos. Natur und Geschichte haben im voraus für uns gewählt; wir müssen uns nun ihnen anbequemen, da sicherlich sie sich nicht uns anbequemen werden. Die socialen und politischen Formen, die ein Volk annehmen und die es beibehalten kann, stehen nicht in seinem Belieben, sondern werden von seinem Charakter und seiner Vergangenheit bestimmt. Bis in die kleinsten Details müssen sich diese Formen nach den wirklichen Verhältnissen richten, auf die man sie anwenden will; andernfalls würden sie bersten und in Stücke

brechen. Daher müssen wir, wollen wir finden, was wir brauchen, uns selbst studiren; je mehr wir wissen werden, was wir sind, desto rascher werden wir herausfinden, was wir brauchen. Es ist also am besten, sich mit der Nation zu beschäftigen, bevor man ihre Verfassung redigirt. Freilich mag das erste viel schwieriger sein als das letztere; wie viel Zeit, Studium, Beobachtung, Forschung und Arbeit ist nöthig, um einen genauen und vollständigen Begriff von einer großen und alten, gleichzeitig aber noch existirenden Nation zu erhalten! Aber das ist eben das einzige Mittel, richtig zu bauen. nachdem man falsch raisonnirt hat; ich wenigstens will mich gewiß nicht anschicken, eine politische Richtung anzunehmen, ohne vorher Frankreich studirt zu haben.

Um zu erfahren, was das moderne Frankreich ist, muß man wissen, wie dasselbe entstanden ist. Am Ende des letzten Jahrhunderts machte es, wie ein sich häutendes Insekt, eine Metamorphose durch. Die alte Organisation löst sich auf, ihre besten Bestandtheile selbst zerstörend; Konvulsionen folgen auf Konvulsionen. Nach mehrfachem Hin- und Herzerren und peinlicher Lethargie richtet sich das Land wieder auf; aber sein Gefüge ist nicht mehr dasselbe, — stille Arbeit hat unmerklich ein neues geschaffen, dessen Hauptzüge 1808 bereits definitiv festgestellt sind. Die Eintheilung in Departements, Arrondissements, Kantone und Gemeinden ist noch heute dieselbe, wie sie damals eingeführt wurde; dasselbe ist der Fall mit dem Konkordat, dem Gesetzbuch, der Justiz, der Universität, dem Institut de France, den Präfekten, Staatsräthen, Steuern, den Einsammlern und Rechnungshöfen, der einheitlichen und centralisirten Verwaltung und ihren Organen. Der Adel, der Bürgerstand, die Arbeiter und die Bauern haben seit 1808 die Stellung, die Interessen, Gefühle und Traditionen, die sie gegenwärtig haben. Die neue Schöpfung ist somit dauerhaft und vollständig, und ihr Bau wird im vorhinein den Kreis bezeichnen, in dem sich ihre Gedanken und Handlungen bewegen werden. Auch andere Nationen — einige vorzeitig, andere zu spät, alle mit größerer Vorsicht und manche mit besserem Erfolge als Frankreich — machen die Umgestaltung aus den feudalen in die modernen Zustände fast zur selben Zeit durch. Aber unter der neuen wie unter der alten Form

ist der Schwache stets die Beute des Starken. Wehe denen, die ihre zu langsame Evolution dem aus seinem Puppenzustande plötzlich befreiten Nachbar in die Hände spielt! Wehe auch denen, hinter deren zu rascher und heftiger Umwälzung die innere Beschaffenheit zurückbleibt und die durch übertrieben radikale Aenderung der leitenden Kräfte und Organe zur Ohnmacht und Schwäche inmitten gesunder und gutgestellter Nachbarn verurtheilt sind! In der Gestalt, die Frankreich am Beginne des Jahrhunderts annahm, lassen sich die allgemeinen Umrisse seiner modernen Geschichte erkennen: die politischen Revolutionen, die socialen Utopien, die Theilung der Klassen, die Rolle der Kirche, das Betragen des Adels, des Bürgers, des Volkes, die Entwickelung, Richtung und die Verirrungen von Kunst, Literatur und Philosophie. Daher kommt es, daß, wenn wir unsere gegenwärtige Lage verstehen wollen, wir stets von neuem auf die schreckliche und fruchtbare Krise hinblicken müssen, infolge deren das alte Regiment die Revolution und die Revolution das moderne Regiment erzeugt hat.

Diese drei Zustände — altes Regiment, Revolution, modernes Regiment — sind es, die ich genau zu schildern bemüht sein werde. Einen andern Zweck, als ein anatomischer Historiker zu sein, habe ich nicht. Ich behandle meinen Gegenstand, wie der Naturforscher ein Insekt behandeln würde. Uebrigens ist die Metamorphose schon an und für sich so interessant, daß sie der Beobachtung ohne jeden Hintergedanken wohl werth ist. Wo der Sinn für Parteinahme fehlt, wird die Neugierde wissenschaftlich und wendet sich ausschließlich den beim Prozesse eine Rolle spielenden Kräften zu. Diese sind: die Situation, die Leidenschaften, die Ideen und der Wille jeder Gruppe; wir können sie klarlegen, fast messen; sie liegen deutlich vor uns und wir brauchen uns ihretwegen nicht in Konjekturen, Andeutungen, Zweifel und vage Spekulationen einzulassen. Infolge eines glücklichen Umstandes können wir diese Menschen von innen und außen beobachten. Viele Lebende haben in ihrer Jugend die Bekanntschaft Einiger gemacht, die das alte Regiment noch mit angesehen hatten. Einige Paläste aus jener Zeit bestehen noch mit den alten Gemächern und Möbeln. Gemälde und Stiche weihen uns in das häusliche Leben, in die Trachten, Manieren und Gesten von damals ein; die Literatur,

Philosophie, Wissenschaften, Zeitungen und Korrespondenzen des vorigen Jahrhunderts thun das Ihrige, um uns die Gedanken und selbst die vertrauliche Konversation der verschwundenen Periode zu lehren. Die Memoiren, die seit dreißig Jahren in solcher Menge aus öffentlichen und privaten Archiven hervorgingen, führen uns von Salon zu Salon, gerade als ob wir persönlich dort gewesen wären. Briefe und Tagebücher ausländischer Reisender ergänzen durch unabhängige Schilderungen das Bild, das jene Gesellschaft von sich entworfen. Diese hat alles über sich gesagt, mit Ausnahme dessen, was sie für banal, zu bekannt, technisch, langweilig, kleinlich, provinziell, bürgerlich, bäuerisch hielt oder was den Arbeiter, die Verwaltung und den Haushalt betrifft. Ich wollte diese Lücken ausfüllen. Ich habe eine Menge handschriftlicher Dokumente und die Briefe zahlreicher Intendanten, Steuerdirektoren, Generalpächter, Magistrate, Beamter und Privater jeder Art und jeden Ranges während der letzten dreißig Jahre des alten Regiments gelesen; desgleichen die Berichte und Rechnungen des königlichen Haushaltes, die Protokolle und Akten der Ständeversammlungen in 176 Bänden, die Korrespondenz der Militärkommandanten von 1789 und 1790, die 94 Stöße der Korrespondenz zwischen den Departementsverwaltungen und dem Ministerium von 1790 bis 1799, die Berichte der Staatsräthe von 1801, die Briefe der Präfekten unter dem Konsulat, dem Kaiserreich und der Restauration bis 1823, und eine Menge anderer so lehrreicher und so unbekannter Papiere, daß man sagen kann, die wahre Geschichte der Revolution sei bisher noch nicht geschrieben worden. Denn nur aus diesen Papieren erkennen wir lebende Figuren, den kleinen Edelmann, den Pfarrer, den Mönch, die Provinznonne, den Advokaten, den Gemeinderath, den Spießbürger, den Dorfnotar, den Syndikus, den Landmann, den Handwerker, den Offizier, den Soldaten. Nur aus diesen unerforschten Papieren erfahren wir im Detail die Beschaffenheit jener Menschen, das Innere eines Klosters, eines Pfarrhofes, eines Stadtrathes, die Löhne des Arbeiters, den Ertrag des Feldes, die am Bauernstand geübten Erpressungen, das Geschäft des Steuereintreibers, die Ausgaben großer Herren und Prälaten, das Budget und das Ceremoniel des Hofes. Nach ihnen können wir genaue Ziffern bringen, Stunde um Stunde

die Verwendung eines Tages aufzählen, das Menu eines Galladiners hersagen und die Bestandtheile einer Staatstoilette nennen. Wir lernen da, was für Kleider Marie Antoinette getragen und wie das Kleid des Bauers zu ihrer Zeit ausgesehen; wir wissen, aus welchen Mehlarten dieser sein Brot herstellte und wie viel Centimes ihn ein Pfund desselben kostete. Mit solchen Hilfsquellen ausgerüstet, wird man fast ein Zeitgenosse der Leute, deren Geschichte man schreibt.

August 1875.

H. Taine.

Das vorrevolutionäre Frankreich.

Erstes Buch.

Bau der Gesellschaft.

Erstes Kapitel.

Entstehung der Privilegien.

I. Leistungen und Entlohnung der Geistlichkeit. — II. Leistungen und Entlohnung des Adels. — III. Leistungen und Entlohnung des Königs.

Vor dem Ausbruche der großen Revolution spielten im französischen Staate dreierlei Klassen von Personen, die Geistlichen, die Adeligen und der König, die hervorragendsten Rollen und genossen daher Ansehen, besaßen Vermögen und Ehrenstellen oder doch Privilegien, Freiheiten, Gnadengehalte und allerlei andere Vorzüge und Begünstigungen. Wenn diese Klassen eine solche Stellung seit langer Zeit inne hatten, rührte dies daher, daß sie diese lange Zeit hindurch verdient hatten. Sie hatten nach ungeheueren, jahrhundertelangen Anstrengungen allmälig die drei Hauptgrundlagen moderner Gesellschaft aufgebaut.

I.

Die älteste und tiefste der drei übereinanderliegenden Schichten war das Werk der Geistlichkeit, die daran seit mehr als zwölf Jahrhunderten gleichzeitig als Architekt und als Arbeiter baute, zuerst allein und dann fast allein. Während der ersten vierhundert Jahre bildete sie die Religion und die Kirche heraus. Betrachten wir die Worte „Religion" und „Kirche" genau. In einer auf Eroberung beruhenden Gesellschaft, die durch ihre Zusammensetzung verurtheilt war, die Energie und Lebenslust in ihren Mitgliedern zu zerstören, hatte die Geistlichkeit „die gute Botschaft" verkündet, „das Reich Gottes"

verheißen, liebreiche Demuth gegen einen himmlischen Vater gepredigt, Geduld, Sanftmuth, Selbstverleugnung, Wohlthätigkeit gelehrt und die einzigen Wege gezeigt, auf welchen der im römischen Sklavenkerker erstickende Mensch noch athmen und das Tageslicht sehen konnte. Das war Religion. Daneben hatte der Klerus in einem sich allmälig entvölkernden und der Auflösung entgegeneilenden Staate eine lebende Gesellschaft gebildet, die von Gesetzen geleitet wurde, sich einer Disciplin unterwarf, ein gemeinsames Ziel und gemeinsame Lehren hatte, und von der Ergebenheit ihrer Oberhäupter und dem Gehorsam ihrer Gläubigen gestützt wurde. Nur eine solche Gesellschaft war im Stande, den Fluthen von Barbaren zu widerstehen, die bereit waren, das zerfallende Reich von allen Seiten zu überschwemmen. Das war eine Kirche.

Auf diesen zwei ersten Grundlagen baut der Klerus weiter und rettet während der fünf auf die Invasion folgenden Jahrhunderte, was von menschlicher Kultur zu retten ist. Er kommt den Barbaren entweder zuvor oder er gewinnt sie sofort nach ihrem Einzuge für sich. Wie gewaltig sein diesbezügliches Verdienst ist, läßt sich aus der Thatsache schließen, daß in Großbritannien — das ebenfalls lateinisch geworden, dessen Eroberer jedoch noch anderthalb Jahrhunderte hindurch Heiden blieben — Alles zerstört wurde, Kunst und Industrie, Gesellschaft und Sprache, und daß dort von einem ganzen niedergemetzelten oder flüchtig gewordenen Volke nichts als Sklaven blieben, Lastthiere, deren Spuren wir nur vermuthen und errathen können, da sie aus der Geschichte verschwunden sind. Dasselbe Schicksal wäre auch dem übrigen Europa widerfahren, hätte die Geistlichkeit nicht die wilden Bestien, von denen es bewohnt war, rechtzeitig gebändigt. Vor dem Bischof im goldgestickten Talar, vor dem „fellbekleideten, blassen, hagern Mönch, der schmutziger und mit mehr Flecken bedeckt ist als ein Chamäleon"*), empfand der bekehrte Germane Furcht wie vor einem Zauberer. In ruhigen Stunden, besonders wohl nach der Jagd oder der Trunkenheit, mochten ihm vage Gedanken aufdämmern von einem geheimnißvollen, großartigen Jenseits, einer unbekannten Ge-

*) Vergl. De Montalembert, „Die Mönche des Westens".

rechtigkeit; das bischen Gewissen, das er bereits in seinen Wäldern jenseits des Rheines besessen hatte, erwachte in ihm plötzlich in Form von beunruhigenden, drohenden Visionen. Im Begriffe, ein Heiligthum zu verletzen, fragt er sich, ob er nicht, vom Schwindel befallen, niederstürzen und den Hals brechen werde. Diese Furcht hält ihn so sehr in Schach, daß er Alles schont, was unter priesterlichem Schutze steht. Haben ihn thierische Leidenschaften oder Triebe zum Diebstahl oder Mord verleitet, so wird er, wenn ihn Krankheit oder anderes Unglück später befällt, auf den Rath seiner Frau oder seiner Konkubine bereuen und den Schaden doppelt, zehnfach, hundertfach gutmachen oder, wie Chilperich auf den Rath Fredegundens nach dem Tode all' seiner Kinder gethan, Schenkungen und Vorrechte mit verschwenderischer Hand austheilen. Auf solche Art erhält und vergrößert der Klerus seine Zufluchtsstätten für die Besiegten und Unterdrückten. Anderseits nehmen die Bischöfe und Aebte in den öffentlichen Versammlungen neben den langhaarigen Kriegern und den pelzgeschmückten Königen Platz; sie allein verstehen zu reden und die Feder zu führen. Sekretäre, Räthe, Theologen haben in Regierungsgeschäften ein Wort mit d'reinzureden; durch die Vermittlung der Regierung bringen sie ein wenig Ordnung in die gräuliche Unordnung, machen sie die Gesetze vernünftiger und menschlicher, halten sie Frömmigkeit, Bildung, Gerechtigkeit, Eigenthum und Ehe aufrecht. Ihrem Einflusse ist die, wenn auch unvollständige Staatsordnung zu danken, die Europa verhindert hat, mongolischer Anarchie zu verfallen. Wenn sich bis zum Ende des zwölften Säkulums die Geistlichkeit hauptsächlich auf die Fürsten stützte, so geschah das, um durch sie und in ihnen die brutalen Neigungen, die Aufwallungen des Fleisches und des Blutes, die Anfänge unwiderstehlicher wilder Zerstörungslust einzudämmen.

Mittlerweile pflegte der Klerus in seinen Kirchen und Klöstern die alten Errungenschaften der Menschheit, die lateinische Sprache, die christliche Literatur und Theologie, einen Theil der heidnischen Literaturen und Wissenschaften, die Architektur, Skulptur, Malerei und die übrigen Künste und Gewerbe der Civilisation, die Industrien, welche dem Menschen Nahrung, Wohnung und Kleidung verschaffen, und vor Allem die Arbeitslust, jene Eigenschaft, die einem vagabundirenden,

barbarischen Leben am meisten fehlt. In den vom römischen Fiskus, von der germanischen Einwanderung, von der bagaudischen Empörung oder von Räuberbanden entvölkerten Gegenden errichtete der Benediktinermönch seine Hütte aus Laub zwischen Dornen und Disteln*); die großen, ihn umgebenden, einst kultivirten Grundstücke sind nur mehr einsames Dickicht. Mit seinen Kameraden macht er den Boden wieder urbar, baut Häuser, zähmt halbwilde Thiere, errichtet eine Farm, eine Mühle, eine Schmiede, einen Backofen, eine Schuh- und Kleider-Werkstätte. Wie es seine Ordensregeln vorschreiben, liest er täglich zwei Stunden, während er sieben Stunden mit der Hand arbeitet. Er ißt und trinkt nur das Nöthigste. Da seine Arbeit von Intelligenz und Gewissenhaftigkeit begleitet und freiwillig ist, erzeugt sie mehr als die des Laien. Durch seine Mäßigkeit, Sparsamkeit und die Gemeinsamkeit mit seinen Brüdern ist der Mönch in den Stand gesetzt, weniger zu verzehren als der Laie. Deshalb kann er standhalten, selbst floriren, wo der Laie scheitert. (Aehnliches sehen wir heute bei den Trappisten in Algerien.) Er nimmt die Unglücklichen auf, nährt, kleidet, beschäftigt, verheirathet sie. Er sammelt Bettler, Vagabunden, flüchtige Bauern um sein Heiligthum. Allmälig wird aus dem Bivouac ein Dorf, aus dem Dorf ein Flecken. Die Leute treiben Ackerbau, sobald sie auf Ertrag rechnen können und sie werden Familienväter, sobald sie im Stande sind, Kinder zu ernähren.**) Auf diese Weise entstehen neue landwirthschaftliche und gewerbliche Mittelpunkte, welche auch neue Bevölkerungsmittelpunkte werden.

Zur leiblichen kam die nicht minder nothwendige geistige Nahrung. Die Leute bedurften nicht nur der Speisung, sondern auch der Lebenslust oder mindestens der das Leben erträglich machenden Resignation, sowie jener poetischen Schwärmerei, welche das nicht vorhandene Glück ersetzen kann. Bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts konnte der Klerus allein das bieten; durch seine zahllosen Heiligengeschichten, — deren die

---

*) Vergl. De Montalembert, ibid., 2. Band, 8 Buch. Auch Alfred de Maury's, „Die Wälder Frankreichs im Alterthum und Mittelalter".

**) Guérard, „Polyptique d' Irminon"; dort findet man Daten über das Aufblühen der Abtei von Saint-Germain-des-Prés am Ende des 8. Säkulums, nach denen die Bauern von Palaiseau schon damals so gut gestellt waren wie heute.

Bollandisten vom sechsten bis zum zehnten Jahrhundert nicht weniger als 25,000 sammelten, — seine Dome und deren Bau, seine Statuen und deren Gesichtsausdruck, seinen Gottesdienst und dessen damals noch begreiflichen Sinn, — durch all' dies machte er das „Reich Gottes" sichtbar und schuf neben der wirklichen Welt eine ideale, wie man etwa einen prächtigen Goldpavillon neben einem schmutzigen Gehege erbauen würde.*) In diese süße, göttliche Welt zieht sich das traurige, nach Sanftmuth und Zärtlichkeit dürstende Gemüth zurück; in ihr werden Verfolger von unsichtbarer Hand mit Ohnmacht geschlagen, wilde Thiere werden gelehrig, die Hirsche des Waldes spannen sich jeden Morgen freiwillig vor den Pflug der Heiligen, für die das Land wie ein Paradies blüht und die nur sterben, wenn sie Lust dazu haben. Diese Heiligen trösten die Menschen; Güte, Frömmigkeit, Vergebung fließen mit unendlicher Milde von ihren Lippen; die Augen gen Himmel gerichtet, sehen sie Gott, zu dem sie ohne Anstrengung, gleichsam im Traume, emporsteigen, um sich an seine Rechte zu setzen. Die Legenden sind von unschätzbarem Werthe, wenn es unter der allgemeinen Herrschaft brutaler Kraft und roher Stärke, um dieses Leben erträglich zu machen, nöthig wird, ein anderes zu erfinden und dieses andere Leben dem geistigen Auge ebenso sichtbar zu machen, wie das erste den physischen Augen sichtbar ist. Mehr als zwölfhundert Jahre lang hat der Klerus damit die Menschen genährt und aus der Größe der Entlohnungen, die er empfangen, läßt sich die Größe der Dankbarkeit der Genährten erkennen. Seine Päpste waren während zweier Jahrhunderte die Diktatoren Europas. Er hat Kreuzzüge veranstaltet, Könige entthront, Staaten verschenkt. Seine Bischöfe sind bald regierende Fürsten, bald Beschützer oder Begründer von Dynastien geworden. Er hat ein Drittel des Grundbesitzes, die Hälfte des Einkommens und zwei Drittel des Vermögens von ganz Europa in Händen gehabt. Man glaube ja nicht, die Menschen seien für nichts und wieder nichts erkenntlich und geben ohne triftige Gründe; dazu sind sie zu egoistisch und neidisch. Handle es sich nun um weltliche oder kirchliche Einrichtungen, sei die

*) Von neueren Autoren haben H. Heine in der „Wallfahrt nach Kevlaar" und Iwan Turgenjeff in „Lebende Reliquien" die gläubige Seele des Mittelalters in vollkommener Weise geschildert.

Geistlichkeit buddhistisch oder christlich, die Zeitgenossen, welche eine Einrichtung oder eine Geistlichkeit vierzig Generationen hindurch von Generation zu Generation beobachten, müssen doch wissen, was sie thun und würden ihren Willen und ihr Vermögen nicht Andern unterwerfen, wenn diese nicht entsprechende Gegendienste leisteten; und von der Größe ihrer Unterwerfung läßt sich auf das gewaltige Maß der empfangenen Wohlthaten schließen.

II.

Bisher hatte man gegen die Macht des Schwertes und der Streitaxt keine andere Hilfe gefunden als Ueberredung und Geduld. Jenen Staaten, die sich nach dem Beispiele des alten Kaiserreiches zu einem festen Bunde zusammenthun wollten, um den unaufhörlichen Invasionen ein Paroli zu biegen, gelangen diese Bestrebungen nicht Nach Karl dem Großen stürzt Alles zusammen. Seit der Schlacht von Fontanet gibt es keine Krieger mehr. Ein halbes Jahrhundert lang ist es Banden von 400—500 Räubern ungestraft gestattet, das ganze Land mordend, plündernd und feuerbrennend zu durchziehen. Aber gerade die Auflösung des Staates erzeugt eine militärische Generation. Jeder Häuptling, und sei er noch so unbedeutend, hat sich auf dem Boden, den er eingenommen, oder sich sonst wie angeeignet, fest aufgepflanzt und betrachtet denselben nicht als Lehen, sondern als Eigenthum. Sein Landgut, sein Dorf, seine Grafschaft gehört nicht mehr dem König und er ist bereit, dafür zu kämpfen, wenn es noththut. Hier wird zum Wohlthäter und Retter, wer sich zu schlagen und die Anderen zu vertheidigen versteht. Damit ist der Charakter der neuentstehenden Klasse festgestellt; der Adelige wird zum Krieger, zum Soldaten (latein. miles) und er ist es, der den zweiten Grundstein zum Gebäude der modernen Gesellschaft legt.

Im zehnten Jahrhundert liegt noch wenig an seiner Herkunft. Oft ist er ein karolingischer Graf, ein Pensionär des Königs, der kühne Besitzer eines der letzten fränkischen Territorien, oder auch ein martialischer Bischof, ein tapferer Abt, ein bekehrter Heide, ein angesiedelter Bandit von ehedem, ein vom Glück bedachter Abenteurer, ein roher Jäger, der sich lange von den Ergebnissen seiner Jagd und von wild-

wachsenden Früchten genährt hat, wie z. B. Tertulle, der Stammvater der Plantagenets, oder Rollo, der Begründer der Normandie, oder der Abt Hugues von Saint-Martin (Tours) und Saint-Dénis. Die Ahnen Roberts des Starken sind ebenso unbekannt wie die der Kapetinger, von denen man erzählt hat, sie entstammen einer Pariser Fleischerfamilie. Damals war ein Adeliger, wer tapfer, stark und waffenkundig war, wer, statt zu fliehen oder Lösegeld zu zahlen, standhielt und seinen Winkel Erde mit Brust und Schwert vertheidigte. Um das thun zu können, bedurfte es keiner Ahnen, sondern Muthes und man war zu froh der Vortheile, die der Adelige bot, als daß man nach seinem Titelbrief hätte fragen sollen. — Am Ende kommt es so weit, daß jeder Kanton seine Soldaten, seine ständige Truppe besitzt, die der nomadischen Invasion widerstehen kann und dadurch den Kanton davor schützt, Fremdlingen zur Beute zu fallen. Und am Schlusse eines Jahrhunderts ist dasselbe Europa, das vorher von Flottillen zweisegeliger Barken verheert werden konnte, in der Lage, eine Armee von zweimalhunderttausend Mann nach Asien zu werfen und sich im Norden und Süden, angesichts von Mohamedanern und Heiden, als Eroberer zu geberden. Zum zweitenmale entsteht eine ideale Gestalt: zu der des Heiligen gesellt sich die des Helden und auch dieses neue Gefühl, das ebenso wirksam ist wie das ältere, trägt bei zur Gruppirung der Menschen in eine stabile Gesellschaft. Diese besteht aus einer permanenten Gendarmerie; Jedermann, vom Vater auf den Sohn und vom Sohn auf den Enkel, ist ein erblicher, fortwährender Gendarme. Jedermann wird mit seinem erblichen Range, seiner lokalen Stellung, seinem Solde (in Grundstücken) in diese Gesellschaft hineingeboren; Jedermann hat die Gewißheit, sein Häuptling werde ihn nicht verlassen, dafür aber habe er bereit zu sein, sich im Nothfalle für seinen Häuptling tödten zu lassen. In solchen Zeiten unaufhörlichen Kampfes ist nur Eine Art von Regierungssystemen brauchbar: eine Vereinigung vor dem Feinde, d. h. das feudale Regiment. „Damals“, heißt es in der Chronik von Spanien, „hielten Könige, Grafen, Edle und Ritter, um jeden Moment bereit zu sein, ihre Pferde in den Zimmern, die sie mit ihren Frauen bewohnten“. Aus dieser Stelle wird man entnehmen können, welchen Gefahren man

damals ausgesetzt war und welche Anstrengungen es erforderte, denselben zu begegnen. Der den Eingang eines Thales oder den Zugang zu einer Furth vertheidigende Vicomte, der als enfant perdu an einer brennenden Grenze fungirende Marquis, sie schlafen mit den Waffen in der Hand, wie der amerikanische Lieutenant im Blockhaus des fernen Westens inmitten der Sioux. Ihre Häuser sind nur Feldlager und Zufluchtsorte; im großen Saale wird Stroh und Laub auf den Fußboden gestreut und darauf schlafen sie, wenn sie Zeit zum Schlafen finden, höchstens daß sie einen Sporn ablegen. Die Schießscharten lassen kaum ein bischen Licht herein; die Hauptsache ist, sich die Pfeile vom Leibe zu halten. Geschmack und Gefühle ordnen sich dem Dienste unter; hier muß ein vierzehnjähriges Kind marschiren, dort muß sich eine sechzigjährige Witwe wieder verheirathen. Fortwährend müssen Männer bereit sein, die im Heere entstehenden Lücken auszufüllen.

Dank diesen Tapferkeiten, ist der Bauer geschützt; man wird ihn von nun an weder tödten, noch als Gefangenen wegführen oder ihm den Hals in's Joch stecken. Er wagt es, zu ackern, zu säen und auf Ernte zu hoffen; er weiß, daß er, wenn Gefahr herannaht, für sich, seine Familie, sein Getreide und sein Vieh ein Asyl innerhalb der Pallisaden am Abhange der Festung findet. Allmälig bildet sich zwischen dem Militärkommandanten in den Bollwerken und den älteren Ansiedlern ein stiller Vertrag heraus, der zum anerkannten Gewohnheitsrecht wird. Sie arbeiten für ihn, bewirthschaften sein Feld, versehen seine Frohnfuhren und da er seine Soldaten erhalten muß, zahlen sie ihm Grundsteuern, Haus-, Vieh-, Erbschafts- und Verkaufsteuern. Wenn er aus Hochmuth oder Habgier mehr nimmt als ihm gebührt, begeht er ein Unrecht. Schlechter fahren bei ihm die Vagabunden und anderen Unglücklichen, die sich inmitten der allgemeinen Unsicherheit und Verheerung seinem Schutze anvertrauen. Wenn er ihnen ein Stück Landes zuweist oder wenn er ihnen selbst nur auf einem solchen zu verweilen gestattet, und wenn er ihnen Samen und Arbeit gibt, geschieht es unter Bedingungen, die in seinem Belieben stehen, denn der Boden gehört ihm, weil er ohne ihn unbewohnbar wäre. Diese Leute werden seine Leibeigenen sein; er wird das Recht haben, sie zu verhindern, zu gehen, wohin sie wollen; vom Vater auf den

Sohn werden sie seine geborenen Diener sein, mit denen er wird nach Gutdünken verfahren können. „Nicht getödtet werden", sagt Stendhal (Beyle), „und im Winter einen guten Pelzrock besitzen, war für viele Menschen im zehnten Jahrhundert das höchste Glück"; für eine Frau, wollen wir noch hinzusetzen, bestand dasselbe darin, nicht von ganzen Banden geschändet zu werden. Wenn man sich die damaligen Zustände vergegenwärtigt, wird man begreifen, wie die Menschen die ärgsten Feudalrechte über sich ergehen lassen konnten, selbst das jus primae noctis; die Gefahren, denen man von auswärts ausgesetzt war, waren eben noch ärger.*) Beweis dessen, man schaarte sich um das Feudalthum, sobald es sich irgend wo etablirte; so z. B. strömten die Leute aus den benachbarten Provinzen in die Normandie, sobald Rollo den Boden eingetheilt und die Räuber gehenkt hatte; ein wenig Sicherheit genügte, um ein Land wieder zu bevölkern.

Die Menschen beginnen also aufzuleben unter der rohen, eisenbehandschuhten Hand, die mit ihnen zwar nicht immer sanft verfährt, sie aber schützt. Unter dem doppelten Titel eines Herrschers und Besitzers behält der Herr die Wiesen, Wälder, Flüsse und das Jagdrecht für sich. Das Malheur ist nicht groß, denn das Land ist halb verödet und der Herr hat alle Hände voll zu thun, wenn er es von wilden Raubthieren frei halten will. Da niemand Anderer die Mittel dazu besitzt, ist er allein im Stande, Mühlen, Backöfen, Weinpressen, Furthen, Brücken zu errichten, Straßen zu erbauen, Teiche zu graben, Stiere anzuschaffen. Um sich für all' das zu entschädigen, erzwingt und besteuert er die Benutzung dieser Dinge. Wenn er intelligent ist und mit den Leuten umzugehen versteht, wird er seinem Boden am meisten dadurch abgewinnen, daß er die Maschen des Netzes allmälig lockert, in welchem die Leibeigenen unproduktiv arbeiten, weil sie zu unterdrückt sind. Gewohnheit, Nothwendigkeit, freiwillige oder unfreiwillige Ergebung in die Umstände, — all' dies thut seine Wirkung und schließlich bilden Herren, Bürger und Leibeigene eine Gesellschaft, eine durch gemeinsame Interessen verbundene Korporation. Die Herr-

*) Vergl. die von den Armeen der Paschas veranstalteten Sklavenrazzien in Nubien und Abessinien („Les voyages de Cailland"); so sah es beiläufig im 8. und 9. Jahrhundert in Europa aus.

schaft, die Grafschaft, das Herzogthum werden zum Vaterland, das man mit blindem Instinkt liebt und dem man sich hingibt. Der Begriff des Vaterlandes vermischt sich mit dem des Landesherrn und seiner Familie; man beginnt, auf den Landesherrn stolz zu werden, seine Heldenthaten zu erzählen; man applaudirt, wenn seine Kavalkaden vorbeiziehen; man erfreut sich seiner Herrlichkeit.*) Ist er Witwer und hat keine Kinder, bittet man ihn, sich wieder zu verheirathen, damit das Land nach seinem Tod weder Prätendentenkriegen noch habgierigen Nachbarn verfalle. So sehen wir nach tausendjähriger Unterbrechung das mächtigste und lebenskräftigste Gefühl, das die menschliche Gesellschaft aufrechthält, wieder aufleben. Dasselbe ist umso kostbarer, als es sich erweitern kann: Damit das kleine Feudal-Vaterland ein großes nationales Vaterland werde, genügt es, daß sich all' die Herrschaften in Einer Hand zusammenfinden und daß der König, als Chef des Adels, dem Werke des letzteren die dritte Basis Frankreichs hinzufüge.

III.

Der König hat diese Grundlage Stein um Stein erbaut. Den ersten Stein legt Hugo Kapet; vor ihm hat der Königstitel dem König kein Land gegeben, nicht einmal Laon. Erst Hugo gesellt dem Titel eine Domäne hinzu. Dieser Erwerbungsprozeß dauert achthundert Jahre und wird durch Heirath, Eroberung, Erbschaft und List bewerkstelligt. Selbst noch unter Ludwig XV. vergrößert sich Frankreich durch Lothringen und Korsika. Aus nichts hat der König einen kompakten Staat von 26 Millionen Einwohnern geschaffen, der sofort zum mächtigsten Staat Europas wird. Während dieser ganzen Zeit ist der König an der Spitze der öffentlichen Vertheidigung und befreit das Land von den Fremdlingen; im 14. Jahrhundert schützt er es gegen den Papst, im 15. gegen die Engländer, im 16. gegen die

*) Vergl. die Schilderungen mittelalterlicher Historiker, betreffend die Anhänglichkeit von Unterthanen an ihre Herren; bei Froissart z. B. Gaston Phoebus von Foix und Guy von Flandern, in der Toulouser Chronik: Raymond von Béziers und Raymond von Toulouse. Diesem lebhaften Lokalpatriotismus begegnet man auch in der Normandie, der Bretagne, in Burgund u. s. w.

Spanier. Seit dem 12. Säkulum ist er im Inneren der große Rechtsprecher, der Zerstörer der feudalen Raubschlösser, der Eindämmer der Uebergriffe der Mächtigen, der Beschützer der Unterdrückten*); er stellt die privaten Fehden ab, er bringt Ordnung und Frieden zustande. Diese großartige Arbeit setzt sich ohne Unterbrechung fort, von Ludwig dem Dicken bis zum heiligen Ludwig, von Philipp dem Schönen bis Karl VII. und Ludwig XI., von Heinrich IV. bis Ludwig XIII. und XIV., bis hinab zur Mitte des 17. Jahrhunderts, wo sie mit dem Edikt gegen das Duell und mit den „außerordentlichen Gerichtssitzungen" („Grand Jours")**) endet. Gleichzeitig läßt der König allerlei nützliche Einrichtungen entstehen; die unter seinem Schutz erbauten Straßen, Häfen, Kanäle, Asyle, Universitäten, Akademien, Wohlthätigkeits-, Religions-, Zufluchts-, Erziehungsanstalten, die Institute für Wissenschaft, Gewerbe und Handel, — Alles trägt sein Gepräge und macht ihn zum öffentlichen Wohlthäter. Diese Dienste verdienen eine entsprechende Entlohnung; man gestattet, daß der König sich mit Frankreich gleichsam verheirathe, daß dieses nur durch ihn handle, daß er dagegen nur für dasselbe arbeite und alle alten Erinnerungen, wie alle momentanen Interessen ratifiziren diesen Bund, den die Kirche überdies durch eine Art achten Sakramentes bekräftigt, indem sie den König zu Rheims zum „Gesalbten des Herrn" macht. Infolge eines alten Triebes militärischer Treue betrachtet sich der Adel als seine Garde und ist bis zur letzten Minute, bis zum 10. August 1789 bereit, für ihn zu sterben. Der König gilt als der geborene General des Adels. Bis 1789 sieht das Volk in ihm den Rächer des Unrechts, den Beschützer des Rechts, den Patron der Schwachen, den Großalmosenier, die allgemeine Zuflucht. „Am Beginne der Regierung Ludwig XVI.", erzählt Madame Campan in ihren Memoiren, „dauerten die Hochrufe auf den König von sechs Uhr morgens bis nach Sonnenuntergang fast ununterbrochen fort." Und als der Dauphin geboren wurde, freute sich Frankreich wie Eine Fa-

---

*) Vergl. „Das Leben Ludwig VI." von Suger.

**) Siehe die Chéruel'sche Ausgabe von Fléchier's „Grands Jours d' Auvergne". Unter Ludwig XV. (1756) wurde der letzte feudale Raubherr, Baron Plumartin, gefangen, verurtheilt und enthauptet.

milie; „man blieb in den Straßen stehen, man sprach unbekannte Vorübergehende an und umarmte jeden Bekannten*).“ Alles fühlt — sei es infolge vager Traditionen oder eingewurzelter Ehrfurcht — daß er und seine Vorfahren es waren, die das Schiff gebaut haben und daß dieses daher mit demselben Rechte, das jeder Passagier auf sein Gepäck hat, sein Eigenthum ist, sowie daß seine einzige Pflicht darin bestehe, geschickt und wachsam zu sein, um das prächtige Schiff, in dem unter seinem Banner die ganze öffentliche Wohlfahrt aufgestapelt liegt, tüchtig kommandiren zu können. Unter dem Einflusse solcher Ideen läßt man ihm freies Spiel und wohl oder übel reduzirt er die einstigen Machthaber zu Schatten des Königthums, zu bloßen Erinnerungen an ihre einstige Herrlichkeit. Die Adeligen sind nur mehr seine Beamten, Offiziere und Höflinge. Seit dem Konkordat ist er es, der die Würdenträger der Kirche ernennt. Die Ständeversammlungen werden seit 175 Jahren nicht einberufen und die noch bestehenden Provinzialversammlungen haben nur die Steuern zu repartiren; wagen es die Parlamente, zu remonstriren, werden sie aufgelöst. Durch seine Minister, Intendanten und Subdeligirten mischt er sich in die geringsten lokalen Angelegenheiten. Er hat ein Einkommen von 477 Millionen**) und vertheilt die Hälfte der Revenuen des Klerus. Kurz, er ist absoluter Herr und er erklärt ausdrücklich, es zu sein***). Alles, was seinen ehemaligen Rivalen bleibt, sind Güter,

*) Im Jahre 1785 rühmte ein nach Frankreich gekommener Engländer die politische Freiheit seines Landes. Dagegen warfen die Franzosen den Engländern vor, Karl I. enthauptet zu haben und rühmten sich, „für ihren legitimen König stets eine unwandelbare Anhänglichkeit, Treue und Ehrfurcht bewahrt zu haben, an der selbst die größte Strenge seinerseits nichts habe vermindern können.“ (Vergl. John Andrews „Comparative view of the French and English nations“.)

**) Siehe die Memoiren Augeard's, Sekretärs der Königin und einstigen Generalpächters.

***) Am 3. März 1766 that Ludwig der XV. von seinem Throne („lit de justice“) aus im Pariser Parlament folgende Aeußerung: „Mir allein wohnt souveräne Macht inne . . . . . Mir allein steht ohne Abhängigkeit und Theilung gesetzgebende Macht zu. Von mir allein geht die öffentliche Ordnung aus, deren oberster Richter ich bin. Mein Volk und ich sind eine Einheit und die Rechte und Interessen der Nation, die man vom Monarchen zu trennen wagen will, sind nothwendigerweise mit den meinigen identisch und ruhen nur in meinen Händen.“

Steuerfreiheiten, Befriedigungen der Selbstliebe und einige Reste lokaler Jurisdiktion und Autorität; aber sie genießen seine Gnade und seine Begünstigungen.

* *
*

Dies ist in kurzen Zügen die Geschichte der Privilegirten: des Klerus, des Adels, des Königs. Wer deren Lage zur Zeit ihres Falles begreifen will, wird sich diese Geschichte vor Augen halten müssen. Sie haben Frankreich geschaffen, sie genießen es; betrachten wir nun des Näheren, wie es mit ihnen am Ende des 18. Jahrhunderts steht, welche ihrer Vortheile sie behalten, welche Dienste sie noch leisten und welche nicht mehr.

Zweites Kapitel.

Die Privilegien.

I. Zahl der Privilegirten. — II. Ihre Güter, ihr Vermögen, ihr Einkommen. — III. Ihre Immunitäten. — IV. Ihre Feudalrechte. — V. Diese Vortheile lassen sich durch lokale und allgemeine Leistungen rechtfertigen.

I.

Die Zahl der Privilegirten beträgt etwa 270,000, wovon 140,000 dem Adel, 130,000 dem Klerus angehören*). Das ergibt 25,000 bis 30,000 adelige Familien, 23,000 Mönche in 2500 Klöstern, 37,000 Nonnen in 1500 Klöstern, 60,000 Pfarrer und Vikare in ebensovielen Kirchen und Kapellen. Will man einen klareren Eindruck von diesen Ziffern empfangen, braucht man sich nur vorzustellen, daß auf jede Quadratmeile Landes und auf je tausend Einwohner eine adelige Familie mit ihrem wetterhahngekrönten Schlosse entfällt, daß jedes Dorf sein Gotteshaus und seinen Seelsorger hat und daß die Klöster in Zwischenräumen von nur sechs oder sieben Meilen nebeneinander stehen. Siehe da die alten Leiter und Gründer Frankreichs, die unter diesem Rechtstitel noch heute so viele Güter und Rechte besitzen.

*) Siehe Note I im „Anhange“.

II.

Wenn wir erfassen wollen, was sie heute sind, müssen wir daran denken, was sie einst waren; so groß ihre Vorrechte auch heute seien, sind das doch nur die Trümmer der früheren, viel größeren Vorzüge. Die Bischöfe und Aebte, die Grafen und Herzöge, deren Nachfolger später ihre Aufwartung in Versailles machten, waren einst den Karolingern und den ersten Kapets ebenbürtig. Ein Herr von Montlhéry hielt Philipp I. *) im Schach. Der Abt von Saint-Germain-des-Près besaß 430,000 Hektaren Landes, also fast ein ganzes Departement. Es darf nicht befremden, daß die Privilegirten reich und mächtig geblieben sind, denn es gibt nichts Dauerhafteres als eine gesellschaftliche Form. Trotz achthundertjähriger Schläge mit der königlichen Axt und trotz der gewaltigen Veränderungen in der socialen Kultur, dauert die alte feudale Wurzel noch immer vegetirend fort. Dies zeigt sich vor Allem in der Vertheilung des Besitzthums**). Vom Boden gehört ein Fünftel der Krone und den Gemeinden, ein Fünftel dem dritten Stand, das dritte den Landbewohnern, das vierte dem Adel, das letzte dem Klerus. Die Privilegirten besitzen also die Hälfte des Landes, und dazu noch die reichste, denn sie umfaßt beinahe alle schönen und großen Gebäude, die Paläste, Schlösser, Klöster, Dome, sowie fast alles kostbare bewegliche Eigenthum, die feinen Möbel, das edelmetallene Tafelgeschirr, die seit Jahrhunderten angehäuften Meisterwerke aller Künste. Noch deutlicher läßt sich jener Umstand aus der Betrachtung des Vermögens der todten Hand erkennen. Dasselbe ist etwa vier Milliarden Francs werth***) und liefert eine Rente von 80—100 Millionen. Dazu kommen die Erträgnisse des Zehents mit jährlich 123 Millionen, ab-

*) Philipp konnte sich in den Besitz des Schlosses Montlhéry nur dadurch setzen, daß er einen seiner Söhne mit der Erbin des Lehngutes verheirathete. Er sagte seinem Nachfolger: „Habe Acht, diesen Thurm festzuhalten, mit dem ich mich alt geärgert und dessen Verrätherеien und Listigkeiten mir niemals Ruhe noch Frieden gewährten". (Suger, „Leben Ludwig VI.", 8. Kapitel.)

**) Vergl. Léonce de Lavergne, „Die Provinzialversammlungen".

***) Dem Berichte Treilhard's (erstattet im Namen des Kirchenkomités, enthalten im Moniteur vom 19. Dez. 1789) ist zu entnehmen, daß die nach Ausbruch der Revolution zum Verkauf ausgebotenen religiösen Häuser in Paris allein 550 Millionen werth waren. Zwei Jahre später schätzte Amelot den Werth der verkauften und noch zu verkaufenden Liegenschaften, die Wälder nicht inbegriffen,

gesehen von den gelegentlichen Schenkungen und den Sammlungen*). Das ergibt ein Jahreseinkommen von mehr als 200 Millionen, — eine Summe, die wir, um sie richtig zu beurtheilen, heute verdoppeln müssen. Um die Breite dieses Goldstromes besser zu würdigen, wollen wir einige seiner Nebenflüsse betrachten. Die 399 Prämonstratenser schätzen ihr Einkommen auf mehr als eine Million, ihr Vermögen auf 45 Millionen. Der Dominikaner-Provinzial von Toulouse gibt an, seine 236 Mönche hätten „mehr als 200,000 Livres Rente netto, abgesehen von ihren Klöstern und ihren Kolonialgütern mit Negern u. s. w., im Werthe von mehreren Millionen". Die 298 Benediktiner von Cluny haben eine Revenue von 1,800,000 Francs; die 1672 Benediktiner von Saint-Maur schätzen die ihrige auf 8 Millionen und den Werth des beweglichen Besitzes in ihren Kirchen und Häusern allein auf 24 Millionen, „abgesehen von den Bezügen der pfründeninhabenden Herren Aebte und Prioren", was ebensoviel ist, wenn nicht mehr. Der Abt von Clairvaux, Dom Rocourt, hat jährlich 400,000 Livres zu verzehren, der Kardinal Rohan, Erzbischof von Straßburg, mehr als eine Million**). In Hochburgund, im Elsaß und im Roussillon besitzt der Klerus die Hälfte des Bodens, im Hainaut und im Artois dreiviertel, im Cambrésis 1400 Hektaren von je 1700***). Fast das ganze Vélay gehört dem Bischof von Puy, dem Abt von Chaise-Dieu, dem adeligen Kapitel von Brioude und den Herren von Polignac. Die Domherren von Saint-Claude (Jura) besitzen 12,000 Leibeigene†).

---

auf 3700 Millionen. Und Bouillé schätzt in seinen Memoiren das Einkommen der todten Hand auf 180 Millionen.

*) Talleyrand schätzte im Oktober 1789 das Einkommen aus liegenden Gütern auf 70 Millionen und den Werth derselben auf 2100 Millionen; bei genauerer Prüfung stellen sich, wie wir gesehen, diese Ziffern als viel zu klein heraus. Ueberdies hat Talleyrand die Häuser und ihre bewohnten Gehege, sowie die Waldreserve (ein Viertel) vergessen. Endlich betrug der Percentsatz des Erträgnisses der Grundrente damals nicht wie heute $2^1/_2$, sondern $3^3/_4$ %.

**) Vergl. a) Die Akten des Kirchenkomités (Faszikel 10, 11, 13, 25); b) Die Memoiren Beugnots (1. Band); c) Delbos, „die Kirche Frankreichs" (1. Band); d) „Erinnerungen und Porträts" des Herzogs von Léois.

***) Vergl. a) Léonce de Lavergne, „Die Landwirthschaft in Frankreich; b) Périn, „Die Jugend Robespierre's".

†) Vergl. a) Boiteau, „Zustand Frankreichs 1789"; b) Voltaire, „Politik und Gesetzgebung" (Petition der Leibeigenen von St.-Claude).

Von diesen Vermögensverhältnissen des einen Standes können wir auf die des andern schließen. Da derselbe nicht nur die Edlen, sondern auch die Geadelten umfaßt, und da seit zwei Jahrhunderten die Magistrate, seit einem Jahrhundert die Finanziers den Adel erworben oder gekauft haben, ist es klar, daß der Adel die größten Vermögen Frankreichs besitzt, alte und neue, ererbte, vom Hofe erhaltene, in Geschäften erworbene. Hier sehen wir ebenfalls kolossale Reichthümer. Man hat berechnet, daß die Apanagen der königlichen Prinzen gegen 1789 ein Siebentel des ganzen Territoriums werth waren.*) Die Prinzen von Geblüt hatten Einkommen von zusammen 24 bis 25 Millionen, der Herzog von Orléans allein ein solches von 11½ Millionen.**)

Dies sind die Spuren der Feudalwirthschaft; Aehnliches findet man heute in England, Oesterreich, Preußen und Rußland; man sieht daß der Besitz die Ursachen, denen er seine Entstehung verdankt, lange überlebt. Die Souveränetät schuf den Besitz; von ihr getrennt, ist derselbe dennoch in den einst souveränen Händen geblieben. Der König, der im Bischof, Abt oder Grafen den Rivalen bekämpfte, hat in ihm den Besitzenden respektirt, und in dem weiterbestehenden Besitzenden deuten noch hundert Züge die vernichtete oder eingeschränkte Souveränetät an.

---

*) Siehe Necker, „Verwaltung der Finanzen", 2. Band.

**) Siehe Bouillé's Memoiren. — „Man muß", heißt es bei Madame de Genlis (Memoiren, 9. Kap.), „all' diese Ziffern mindestens verdoppeln, um deren heutige Bedeutung zu erhalten; 10,000 Livres von 1766 sind 1825 etwa 20,000 Liv." Nach dem Besuche eines Schlosses im Departement Seine-et-Marne schrieb Arthur Young: „Um ein solches Schloß bewohnen, eilf Dienstboten und acht Pferde erhalten, einen Garten pflegen, Gesellschaft empfangen und Gastfreundschaft üben zu können, ohne dabei jemals in Paris zu leben, bedarf man hier eines Einkommens von 1000 Louisdor; in England würde man das Doppelte brauchen." Heute würde man auch in Frankreich ebensoviel brauchen. Young fügt hinzu: „Es gibt hier Edelleute, die sich vier Domestiken halten, dergleichen drei Pferde und einen Wagen und die 6000—8000 Livres verzehren." Heute würden dieselben Edelleute 20,000 — 25,000 Livres ausgeben müssen. Besonders in der Provinz ist, u. z. infolge der Eisenbahnen, das Leben viel theurer geworden. „Wie mir meine Freunde sagen", erzählt Young weiter, „könnte ich in Milhau mit meiner Familie auf dem größten Fuße leben mit 100 Louisdor. Es gibt da edle Familien, die von 50, ja von 25 Louis leben." Heute sind die Preise

III.

So z. B. die gänzliche oder theilweise Steuerfreiheit. Der König fühlt, daß das Eigenthum der Privilegirten denselben Ursprung hat wie das seinige. Wenn das Königthum ein Privilegium ist, ist die Herrschaft (seigneurie) ein andres; der König ist eben nur der Privilegirteste der Privilegirten. Selbst der absoluteste und in seine Rechte vernarrteste Monarch, Ludwig XIV., empfindet Skrupel, als es sich in höchster Noth darum handelt, Allen den Zehent aufzubürden.*) Verträge, Präcedenzfälle, alte Gewohnheitsrechte und ein Schatten alten Rechtes halten die Hand des Fiskus noch zurück. Jemehr ein Eigenthümer vom alten, unabhängigen Souverain an sich hat, desto größer ist seine Immunität. Bald ist er gedeckt durch einen kürzlichen Vertrag, bald durch seine Eigenschaft als Ausländer, bald durch eine königliche Abstammung. „Im Elsaß erfreuen sich sowohl die dort begüterten ausländischen Fürsten, als auch der Malteser- und der Deutsche Ritterorden vollkommener Steuerfreiheit." „In Lothringen hatte das Kapitel von Remiremont das Privilegium, nur nach seinen eigenen Einbekenntnissen besteuert werden zu dürfen."**) Bald wieder wurde er geschützt durch die Aufrechthaltung der Provinzialversammlungen, bald durch die Verwandlung seines Bodens in ein Fideikommiß. In Languedoc z. B. und in der Bretagne zahlen nur bürgerliche Güter („roturiers", d. h. solche, die weder dem Adel noch der Geistlichkeit gehörten) Steuern (=„la taille"). Ueberall bewahrt der Umstand, daß sie den privilegirten Klassen angehören, die Adeligen und Geistlichen

in Milhau drei- bis viermal so hoch als damals. — In Paris kann man heute ein Haus, das man 1789 um 6000 Francs miethen konnte, nicht unter 16,000 mieten.

*) Vergl. den Bericht der Agentur des Klerus (agence du clergé) von 1780—1785. — Kanzler Séguier äußerte 1775, als Boncerf die Aufhebung der Feudalrechte verlangte: „Unsre Könige haben selbst erklärt, daß sie glücklicherweise nicht die Macht besitzen, Eigenthumsrechte anzutasten."

**) Vergl. folgende Werke: a) Léonce de Lavergne, „Die Provinzialversammlungen" (Bericht Schwendt's über das Elsaß anno 1787); b) Warroquier, „Zustand Frankreichs 1789", 1. Band; c) Necker, „Finanzverwaltung", 1. Band; d) Turgot, „Antwort auf die Bemerkungen des Justizministers über die Aufhebung des Frohndienstes", 1. Band.

mit ihren Schlössern u. s. w. vor der Taille, die nur ihre Pächter betrifft. Es genügt, daß der Besitzer selbst sein Eigenthum bewirthschaftet oder von einem Beamten bewirthschaften läßt, um dasselbe ebenso unabhängig zu machen wie er selbst ist. Sobald er oder sein Beamter den Boden berührt, macht er 300 Arpenten (= Morgen à 1418 Quadratmeter) frei, die in anderen Händen 2000 Francs Steuern zahlen müßten, und ferner „alle Wälder, Wiesen, Weinberge, Teiche und eingefriedeten Territorien, die, in welcher Ausdehnung immer, zum Schlosse gehören." Daher wird er in Gegenden, wo die Produktion hauptsächlich auf Weideland und Weingärten angewiesen ist, den größten Teil seiner Domäne auf eigene Rechnung bewirthschaften lassen und dadurch den Steuerkollektor fernhalten.*) Noch mehr: Im Elsaß braucht er, laut ausdrücklichen Uebereinkommens, keinen Sou Taille zu bezahlen. Wir sehen also, daß die Taille nach 450 jährigen Stürmen, daß also gerade die drückendste Steuergattung das feudale Vermögen unberührt gelassen hat. Seit einem Jahrhundert handhabt der Fiskus zwei andre Instrumente, die wirksamer zu sein scheinen, es aber nicht sind: die Kopfsteuer und die 5procentige Einkommensteuer (= „les vingtièmes"). Die Geistlichkeit hat es meisterhaft verstanden, den Schlag abzuwenden oder doch zu schwächen. Als Korporation mit Versammlungen konnte sie mit dem König verhandeln, sich loskaufen, die Einschätzung durch Andere vermeiden, sich selbst einschätzen und geltend machen, daß ihre Zahlungen nicht obligatorisch, sondern freiwillige Geschenke seien. Dafür gab man ihr eine Menge Vorrechte; sie setzte ihre „freiwilligen Gaben" oft herab, oft leistete sie sie gar nicht, in allen Fällen aber reducirte sie diese auf 16 Millionen für jedes Lustrum. 1788 zahlte sie statt der fälligen 3,200,000 nur 1,800,000 und für 1789 verweigerte sie auch das.**) Aber es kommt

*) Vergl. Tocqueville, „Das alte Régime und die Revolution": „Die Bewohner von Montbirzon hatten die Verwalter der Fürst Rohan'schen Grafschaft zur Zahlung der Taille veranlaßt. Der Fürst stellte dies ab und es gelang ihm, die erlegten Gelder zurückzuerhalten."

**) Es handelt sich hier nur um die sogenannte „Geistlichkeit von Frankreich" in 116 Diözesen; der sogenannte „fremde Klerus" (d. h. der in den seit Ludwig XIV. eroberten Bisthümern und Ländern) wurde separat verwaltet und zahlte ungefähr wie der Adel. — Die Zehnten, die der „Klerus von Frankreich einhob,

noch besser. Da sie, um die Steuern zu zahlen, Anleihen macht, und da die Zehnten zur Deckung der Zinsen dieser Schulden nicht ausreichen, hat sie sich zu erwirken gewußt, daß ihr der König aus dem königlichen Schatze jährlich 2,500,000 Livres gewährt, so daß sie eigentlich mehr einnimmt, als sie hergibt; auf diese Art empfängt sie 1787 anderthalb Millionen.

Soweit die Geistlichkeit. Was den Adel betrifft, so kann er sich zwar weder vereinigen, noch Repräsentanten haben und daher auch nicht öffentlich vorgehen; aber er handelt unter der Hand. Er redet mit Ministern, Intendanten, Subdelegirten, Generalpächtern und anderen Autoritäten, die für seine Stellung Rücksichten haben, ihn gerne schonen und sich ihm gefällig erweisen. Seine Stellung befreit ihn, seine Leute und die Leute seiner Leute vom Militärdienst, von Soldaten-Einquartierungen, von Straßenbau-Frohndiensten. Da ferner die Kopfsteuer nach der „Taille" bemessen wird, zahlt er wenig; überdies reklamirt er stets aus Leibeskräften gegen die von ihm verlangte Ziffer. Einer schreibt an den Intendanten wörtlich: „Ihr empfindendes Herz wird nie zugeben, daß ein Mann von meinem Range Steuern nach demselben Maßstabe zahlen solle, wie ein Bürgerlicher." Da ferner die Kopfsteuer dort gezahlt wird, wo der Betreffende wohnt — was oft weit weg ist von seinen Besitzungen — und Niemand eine Ahnung von dem persönlichen Einkommen desselben hat, bezahlt er, was ihm beliebt. Einem Adeligen spionirt man nicht nach; „man ist gegen Personen von hohem Rang unendlich zuvorkommend." Kein Wunder somit, daß wie Turgot schreibt, „in der Provinz die Kopfsteuer allmälig auf einen äußerst bescheidenen Betrag gefallen ist, soweit die Privilegirten in Betracht kommen, während sie bei den der Taille Unterworfenen fast der Taille selbst gleichkommt." Necker bemerkt: „Die Kollektoren glauben, die Privilegirten mit Nachsicht behandeln zu sollen, selbst wenn sie im Rückstande sind, so daß infolge dessen ihre Kopfsteuern und Einkommensteuern oft sehr lange nicht gezahlt werden und oft sogar gänzlich uneinbringlich rückständig werden." Haben die Herren also den Fiskus nicht von vornherein abwehren können, so haben sie

---

beliefen sich auf 10½ Millionen. — Siehe a) Raudot, „Frankreich vor der Revolution"; b) Bouilly's „Memoiren"; c) Necker, „Finanzverwaltung", 2. Band.

dessen Ansprüche doch nahezu unschädlich zu machen gewußt. „In der Champagne, wo die Kopfsteuer 1 1/2 Millionen einbringt, entfallen hievon auf ihre Zahlungen blos 14,000 Francs, also 2 2/5 Sous für denselben Zweck, der die der Taille Unterworfenen 12 Sous von jedem Franc der Taille kostet." Nach Calonne hätte die Einkommensteuer, wenn man die Vorrechte jener Klassen aufgehoben hätte, das Doppelte eingebracht. Je reicher Einer war, desto leichter konnte er sich schützen. „Mit den Intendanten werde ich fertig und zahle, was mir beliebt", sagte der Herzog von Orléans; wäre er aber nach Gerechtigkeit besteuert worden, hätte er jährlich 300,000 Francs zu erlegen gehabt. Die Prinzen von Geblüt bezahlten statt 2,400,000 Francs Einkommensteuer deren nur 188,000.

Unter diesem Regiment ist die Steuerfreiheit ein letztes Fragment entschwundener Herrlichkeit oder mindestens Unabhängigkeit. Der Privilegirte wehrt sich gegen die Besteuerung nicht blos, weil sie sein Einkommen, sondern auch weil sie ihn selbst vermindert. Da sie ein Zeichen von Plebejismus ist, widersteht er dem Fiskus ebensosehr aus Stolz wie aus Interesse.

IV.

Folgen wir ihm auf seine Domäne. Eine solche besitzt der Bischof, der Abt, das Kapitel, die Priorin ebensogut wie der Laien-Seigneur, denn einst waren das Kloster und die Kirche ebensogut kleine Staaten wie die Grafschaft oder das Herzogthum. Intakt, wie das feudale Gebäude jenseits des Rheins, oder fast ruinirt, wie es in Frankreich ist, — überall läßt es denselben Konstruktionsplan erkennen. An einigen Orten besser beschützt und weniger angegriffen, hat es selbst hier all' seine alten Aeußerlichkeiten behalten. Zu Cahors hat der Bischof das Recht, während er die Messe celebrirt, „den Helm, den Panzer, die Panzerhandschuhe und den Degen auf den Altar legen zu lassen." Dem Fürsterzbischof von Besançon sind sechs hohe Beamte beigegeben, die ihm für ihre Lehensgüter huldigen und seiner Installirung sowie seinem Leichenbegängniß beiwohnen müssen. In Mende wählt der Bischof, der seit dem 11. Jahrhundert suzeräner Herr der Provinz Gévaudan ist, die Räthe, die Richter für die erste Instanz und die Appellation

und die Landeskommissäre, und verfügt über alle Stellen beim Gemeinde- und beim Justizdienste; gebeten, in die Ständeversammlung seiner Provinz zu kommen, erwidert er, daß „Rang, Stellung und Besitzthum ihn über jedes Mitglied der Diözese erheben, er daher unter Niemandes Vorsitz anwesend sein könne; da er suzeräner Herr aller Territorien, besonders der Baronien sei, könne er keinem seiner Vasallen den Vorrang lassen." Das heißt mit anderen Worten, er sei König oder beiläufig König in seiner Provinz. Zu Remiremont übt das adelige Domfräulein-Kapitel „die hohe, mittlere und niedrige Gerichtsbarkeit für 52 Herrschaftsbezirke" aus, vergibt 75 Pfarren und zehn Domherrnstellen, wählt die Beamten der Stadtverwaltung und des Forstgerichtes, sowie die Richter dreier Gerichtshöfe. In ähnlicher Weise sind 32 Bischöfe — abgesehen von den Kapiteln — weltliche Herren ihrer bischöflichen Stadt, zuweilen eines Bezirkes, zuweilen einer ganzen Provinz.

Hier hat sich der Feudalismus festgehalten. Anderswo ist er neu übertüncht worden, speziell in den Apanagen. In ihren mehr als 12 Departements umfassenden Domänen ernennen die Prinzen von Geblüt die Justizbeamten und die Pfründenbesitzer. Den König vertretend, haben sie dessen Nutz- und Ehrenrechte. Sie sind sozusagen lebenslängliche delegirte Könige, denn sie genießen Alles, was der König als Seigneur genießen würde und einen Theil dessen, was er als Monarch genösse. So z. B. empfängt das Haus Orleans die Accise,*) d. h. die Abgaben auf Getränke, Gold- und Silberarbeiten, Stahl- und Eisenwaaren, Karten, Papier und Stärke, kurz den ganzen Ertrag einer der bedeutendsten indirekten Steuergattungen. Es darf nicht Wunder nehmen, wenn sie (die Prinzen) wie die Souveräne Minister, Kanzler, Schulden, einen Hof*), ein Hausceremoniel, und

*) Necker, „Finanzverwaltung", 2. Band: „Das Haus Orléans ist im Besitze der Accise". Der Werth derselben für das ganze Königreich wird von Necker auf 51 Millionen geschätzt.

**) Vergl. in Beugnots „Memoiren" die Schilderung des Ceremoniels beim Herzog von Penthièvre. — Der Herzog von Orléans stiftet ein Kapitel von Domfräuleins. Die Kanzlerstelle bei ihm ist jährlich 100,000 Livres werth. (Siehe Geffroy, „Gustav III. und der Hof von Frankreich", 1. Band.)

all' den luxuriösen und etikettenhaften Apparat besitzen, der die Könige umgibt.

Wenden wir uns nun zu geringeren Persönlichkeiten, etwa zu einem Herrn mittleren Ranges mit einer Quadratmeile Landes, auf dem tausend Menschen wohnen, die einst seine Leibeigenen waren. Jetzt befindet er sich im Bereiche eines Klosters, Kapitels oder Bischofs, deren Rechte in die seinigen hineingehen; aber soviel man auch gethan, ihn geringer zu machen, er steht doch noch sehr hoch. Die Intendanten nennen ihn noch immer den „ersten Einwohner"; er ist ein seiner öffentlichen Funktionen beraubter und in seinen Nutz- und Ehrenrechten beeinträchtigter Fürst, aber eben noch ein Fürst. In der Kirche hat er seine Bank und das Recht, im Chor begraben zu werden; die Tapeten daselbst tragen sein Wappen; man widmet ihm Weihrauch und „ganz besonders geheiligtes Weihwasser." Da er die Kirche oft gegründet hat, ist er deren Patron, wählt er den Pfarrer und will ihn beeinflussen, regulirt er nach Belieben die Stunden für den Gottesdienst. In gewissen Fällen ist er Oberrichter; es gibt ganze Provinzen — z. B. Maine und Anjou — in denen mit allen Lehngütern die Gerichtsbarkeit verbunden ist. In solchen Fällen ernennt er die Gesetzes- und Gerichtsorgane, wie Notäre, Anwälte, Konstabler u. s. w., die in seinem Namen handeln und Recht sprechen in erster Instanz, sowohl in civilen als in kriminellen Angelegenheiten. Er ernennt einen Forstkontrolor oder urtheilt selbst über forstliche Vergehen und die Strafgelder sind sein Eigenthum. Für die Verbrecher hält er Gefängnisse, zuweilen auch Galgen. Als Entschädigung für die ihm aus der Justizpflege erwachsenden Kosten fallen ihm die Güter der in seinem Bereiche zum Tode oder zur Konfiskation verurtheilten Personen zu; ferner erbt er, was ein auf seinen Besitzungen geborener und gestorbener Bastard, der ohne Testament und legitime Kinder stirbt, hinterläßt; ebenso, was ein Legitimgeborener, der ohne Testament und ohne Erben stirbt, hinterläßt. Gefundene Sachen — todte oder lebendige, — deren Eigenthümer man nicht kennt, fallen ihm zu; desgleichen die Wracks gestrandeter Schiffe, ein Drittel oder die Hälfte etwa auf seinem Boden gefundener Schätze, und endlich alle aufgegebenen Landstücke, die man seit zehn Jahren zu kultiviren aufhört. Andere Vor-

theile zeigen noch deutlicher, daß er einst den Kanton regierte. In der Auvergne, in Flandern, im Hainaut, im Artois'schen, in der Pikardie, im Elsaß und in Lothringen zahlt man ihm Taxen für „allgemeinen Schutz" (= „Droits de poursoin ou de sauvement"), für militärischen Schutz (= Droits de guet et de guarde"), Ohmgelder für den Verkauf von Getränken en gros und im Detail, Herdsteuern für jeden Feuerherd per Familie oder Haus, in der Dauphiné und der Provence Triftgelder für die Hammelheerden; ferner Verkaufsgebühren (die sogenannten „lods et ventes"), die fast allgemein im Schwange sind und darin bestehen, daß der Herr vom Erlöse aller verkauften oder auf mehr als neun Jahre verpachteten Güter ein Viertel, Fünftel oder Sechstel erhält; die Ablösungsgebühr, die er von Seitenlinien-, zuweilen auch von direkten Erben bezieht, und die einem einjährigen Erträgniß gleichkommt; und endlich eine seltenere, aber um so drückendere Steuer: der doppelte Zins (= „acapte"), der sowohl beim Tode des Herrn als bei dem des Zinsmannes in Form je eines einjährigen Fruchtertrages bezahlt wird. Der Seigneur genießt daher Bezüge, Land-, Mobiliar-, Personal-, Erlaubniß-, Handels-, Tausch- und Erbschafts-Steuern, die ihm einst als Entlohnungen für öffentliche Dienste zuerkannt wurden, welche er nicht mehr leistet. Für andere Gebühren, die er erhält, leistet er noch die nöthigen Dienste. Der König hebt zwar eine Menge dieser verschiedenen Abgaben auf — ihre Zahl betrug 1724 noch 1200, — aber es bleiben deren genug übrig, aus denen die Feudalherren Vortheil ziehen. Da sie die Kosten der Aufrechthaltung der Brücken, Furthen, Straßen und Treidelwege bestreiten, heben sie Brücken- und Wegzölle ein, die zuweilen sehr lukrativ sind.*) Da sie ferner die Marktplätze aufrechthalten und Maße und Gewichte gratis beistellen, lassen sie sich von den hingebrachten Lebensmitteln und Waaren Zölle bezahlen, in Angoulème 2 Perzent vom Getreide, in

*) Der Herr von Montereau z. B. besaß vor der Revolution das Recht, folgende Zölle einzuheben: 2 Deniers per Ochs, Kuh, Kalb oder Schwein; 1 D. per Schaf; 2 D. per lasttragendes Thier; 1 Sou und 8 Den. per vierrädriges Fahrzeug, 5 Den. per zweirädrigen, 10 Den. per drei-, vier- und fünfspännigen Wagen; 10 D. per Boot oder Barke, die flußaufwärts fahren und ebensoviel für jedes Paar bootziehender Pferde; endlich 1 Den. für jedes leere Faß. Aehnliche Gebühren hob der Herr von Varennes ein.

Combourg (bei Saint-Malo) ebensoviel vom Vieh, anderswo ebensoviel vom Wein, von Esswaren und Fischen.*) Da sie einst den Backofen, die Weinpresse, die Mühle und das Schlachthaus errichtet haben, zwingen sie die Einwohner, sich dieser Anstalten zu bedienen oder zu ihrer Erhaltung beizutragen, und zerstören Konkurrenz-Etablissements.**) All' diese Monopole und Abgaben stammen noch von der Zeit her, da der Seigneur mit der gesammten öffentlichen Gewalt ausgestattet war.

Damals besaß der Seigneur nicht blos die öffentliche Gewalt, sondern auch den Boden und die Menschen. In mehreren Hinsichten und in verschiedenen Provinzen besitzt er die Menschen noch zur Zeit des Ausbruches der Revolution. Renauldon schreibt 1765: „In der Champagne, im Sénonais, in der Marche, im Bourbonnais'schen, im Nivernais'schen, in Burgund gibt es nur wenige oder gar keine Territorien ohne Spuren der alten Sklaverei. Man findet dort noch sehr viele Leibeigene, sowohl eigentliche, als solche, die es infolge freiwilliger Dankbarkeit oder infolge der Erkenntlichkeit ihrer Eltern sind***)."

---

*) Aus den National-Archiven (Brief des Mr. de Meulan vom 12. Juni 1789) geht hervor, daß diese Gebühren auf Getreide vor dem Ausbruche der Revolution dem Grafen von Artois gehörten. — Vergl. auch Chateaubriands „Memoiren".

**) Siehe in Renauldons „Historische und praktische Abhandlung über die Herrschaftsrechte" (Issoudun, 1765): „Es gibt kaum eine Herrschaftsstadt ohne bannherrliche Fleischereien (Schlachthäuser). Der Fleischer muß vom Seigneur ausdrücklich koncessionirt sein." — Für das Mahlen wurde in der Regel 6 Prozent erlegt. In mehreren Provinzen — Anjou, Berry, Maine, Bretagne — gab es sogar herrschaftliche Zwangsfabriken für Tuch und Bast.

***) Vergl. a) Beugnot's Memoiren, 1. Band; b) Voltaire's „Denkschriften an den König über die Leibeigenen im Jura"; c) Bailly's Memoiren, 2. Band; d) Sitzungsprotokoll der Nationalversammlung vom 7. August 1789. — Der Pfarrer Clerget schrieb, 1789 habe es noch 1½ Millionen Leibeigene in Frankreich gegeben, aber er kann diese Ziffer nicht beweisen; jedenfalls glaubt er, sicher zu sein, daß die Zahl sehr groß ist. Sicher ist aber auch, daß Ludwig XVI. die Leibeigenschaft 1778 abschaffte auf seinen Domänen und daß mehrere Feudalherren seinem Beispiele folgten, besonders in Hochburgund. In einigen Gegenden (z. B. in Charolles) „wurde für die Ablösung der Leibeigenschaft so viel verlangt, daß die Unglücklichen außer Stande sind und sein werden, diesen Preis zu bezahlen. Die Bewohner von Charolles sind der Leibeigenschaft so sehr unterworfen, daß sie um ein Jahrhundert hinter der Zeit zurück zu sein scheinen." (Faszikel H der National-Archive.)

Dort ist ein Mensch Leibeigener bald durch seine Geburt, bald infolge der Bodenverfassung. Wie man sagt, sollen $1^1/_2$ Millionen Leibeigene und Personen ähnlicher Stellung noch damals in Frankreich theilweise im feudalen Joch gesteckt haben. Dies kann nicht befremden, da zur selben Zeit jenseits des Rheins fast alle Bauern noch darin steckten. Einst Herr und Besitzer all' ihrer Güter und ihrer ganzen Arbeit, kann der Feudalseigneur von ihnen noch immer jährlich 10—12 mal Frohndienste, sowie eine fixe Taille verlangen. In der Baronie Choiseul (Champagne) sind sie gehalten, „seine Felder zu beackern, zu besäen und abzumähen, um das Resultat in seine Speicher zu führen. Jedes Haus, jedes Grundstück, jedes einzelne Stück Vieh trägt ihm Steuer ein; die Kinder beerben ihre Eltern nur unter der Bedingung, daß sie bei ihnen bleiben, — sind sie beim Tode derselben abwesend, so tritt der Seigneur das Erbe an." Das nannte man zu jener Zeit „hübsche Rechte." In anderen Gegenden erbt der Feudalherr auch, was für Seitenverwandte bestimmt ist, wenn diese nicht bei dem Erblasser weilen, und das dürfen sie hinwiederum nur mit seiner (des Herrn) Erlaubniß thun. Im Jura und im Nivernais'schen darf der Letztere flüchtige Sklaven verfolgen und bei ihrem Tode nicht nur die Güter, die sie auf seinen Domänen besitzen, verlangen, sondern auch alles Eigenthum, das sie etwa anderswo erworben. In Saint-Claude tritt dieses Recht schon bei Jedem ein, der ein Jahr und einen Tag im Dienste des Herrn gestanden.

Mehr noch als beim Menschenbesitz sehen wir beim Grundbesitz, daß sich der Seigneur desselben einst unbeschränkt erfreute. In dem seiner Herrschaft unterworfenen Bezirke bleibt die öffentliche Domäne seine private. Er hat das Recht, auf den öffentlichen Plätzen, Straßen und Gassen Bäume zu pflanzen und die schon vorhandenen Bäume als sein Eigenthum in Anspruch zu nehmen. In mehreren Provinzen läßt er sich für die Erlaubniß, das Vieh auf den abgemähten Feldern weiden zu lassen, eine Weidesteuer bezahlen; dasselbe gilt von der Nachhut. Ihm gehören auch die unschiffbaren Flüsse mit ihren Inseln und Fischen. Das Jagdrecht besitzt er auf allen seinen Besitzungen in solcher Ausdehnung, daß die Gemeinen ihm ihre von Mauern umgebenen Parks öffnen müssen. Und nun noch einen Zug, um das

Gemälde zu vollenden. Dieses Staatsoberhaupt en miniature, dieser Grundbesitzer und Eigenthümer von Menschen war einst als Landwirth auf seinem eigentlichen Gehöfte ansäßig, inmitten anderer, ihm unterworfener Gehöfte, und aus dieser Zeit stammen einige andere Vortheile. So z. B. der Weinbann, d. h. das Privilegium, den herrschaftlichen Wein während der ersten 30—40 Tage nach der Lese mit Ausschluß des Weins Anderer verkaufen zu dürfen; oder das Recht, die herrschaftlichen Pferde, Ochsen und Kühe auf den Wiesen der Unterthanen weiden zu lassen (in der Touraine); oder das Monopol, die Tausende von herrschaftlichen Tauben jederzeit auf jedes Terrain behufs Fütterung fliegen zu lassen, ohne daß Jemand es wagen würde, dieselben zu fangen oder zu tödten. Von allen Werthen, die er einst permanent verpachtete, erhält er eine ganze Reihe von Abgaben unter den verschiedensten Namen, wie Weinantheil, Zins, Kornantheil, Fruchtantheil u. s. w., theils in Geld, theils in natura. Im Bourbonnais'schen hat er ein Viertel der Ernte, im Berry 12 Prozent derselben. Auch kann er alles verkaufte Eigenthum zurückbehalten, wenn er den Käufer entschädigt, was aber erst nach Abzug der lods et ventes zu geschehen braucht.

So ist es mit den Feudalrechten bewandt. Wollen wir dieselben mit Einem Blick übersehen, so stellen wir uns den Grafen, Bischof oder Abt des zehnten Jahrhunderts als Souverän und Besitzer seines Kantons vor. Die Form, welche damals die menschliche Gesellschaft annimmt, entsteht unter dem Einflusse fortwährender, naher Gefahr; unter der Nothwendigkeit lokaler Vertheidigung; aus der Unterordnung aller Interessen unter den Wunsch, das Leben zu erhalten, und aus dem Umstande, daß man den Boden schützt, indem man eine Anzahl Tapferer unter Führung eines Hauptes durch Zuerkennung von Eigenthum und dessen Nutznießung an jenen Boden fesselt. Die Gefahr ist verschwunden, das Gebäude verfallen. Gegen Ablösung haben die Herren dem zähen, sparsamen Bauer gestattet, viele Steine aus diesem Gebäude auszubrechen; auch sind sie gezwungen worden, dem König die öffentlichen Bestandtheile desselben zu überlassen. Es bleibt also nur noch die primitive Grundlage übrig: die alte Organisation des Besitzthums, der durch die Aufrechthaltung einer gegenstandslos gewor-

denen socialen Form gefesselte und erschöpfte Boden; kurz, eine Reihe von Privilegien und Dienstbarkeiten, deren Zweck und Ursachen nicht mehr existiren*).

V.

Diese Umstände genügen aber nicht, um die Privilegirten ganz schädlich oder selbst unnütz zu machen, denn wenn die Herren nicht mehr ihre alten Dienste zu leisten haben, können sie statt dessen neue, anderweitige verrichten. Als die Zeiten kriegerisch waren, wurden sie zum Militärdienst berufen; nun, da der Friede installirt ist, können sie sich in friedlicher Weise nützlich machen. Groß sind die Vortheile, die eine Nation aus einer solchen Umgestaltung ziehen kann; wenn sie ihre früheren Chefs beibehält, ist sie der Aufgabe — einer vagen und gefährlichen Aufgabe — überhoben, sich andere zu schaffen. Es ist ungeheuer schwierig, eine stabile Regierungsform zu begründen, die stets darin bestehen wird, daß Einige befehlen und alle Uebrigen gehorchen; schwierig, weil das naturwidrig ist. Man denke sich, daß ein einzelner Mensch, zuweilen ein hinfälliger Greis, über Eigenthum und Leben von 20—30 Millionen Menschen verfügen soll, deren größter Theil ihn nie gesehen hat; daß er ihnen befehle, ihm ein Fünftel oder ein Zwanzigstel oder ein Zehntel ihres Einkommens zu geben, und daß sie es thun; daß er ihnen gebiete, zu tödten oder sich tödten zu lassen, und daß sie es thun; ja, daß diese vielen Menschen all' das fortwährend thun, zehn, zwanzig Jahre hindurch, inmitten aller Prüfungen, Entbehrungen, Invasionen und Niederlagen, wie es die Franzosen unter Ludwig XIV., die Engländer unter Pitt, die Preußen unter Friedrich dem Großen gethan haben, ohne Aufruhr und innere Wirren; man denke sich all' das und man hat wahrlich ein Wunder vor sich. Aber damit ein Volk unabhängig bleibe, muß es allezeit bereit sein, dieses Wunder zu begehen. Eine solche Treue und Eintracht sind freilich nicht das Resultat vernünftelnder Vernunft, welche zu schwach und zu wankelmüthig ist, um so allgemeine und energische Wirkungen hervorbringen zu können. Sich selbst überlassen und auf den

---

*) Siehe Note 2 im Anhang.

Naturzustand zurückgeführt, könnten die Menschen nur in Aufregung gerathen und sich gegenseitig bekämpfen, bis schließlich die reine Gewalt die Herrschaft gewönne und unter allgemeinem Wehgeschrei ein militärischer Despot erstände, der nichts anderes wäre als ein Henker. Die Geschichte lehrt, daß es besser sei, weiterzubauen, als einen Neubau zu beginnen. Besonders wenn die Mehrheit ungebildet ist, erweist es sich von großem Nutzen, daß die Leiter durch erbliche Gewohnheit und durch spezielle Erziehung oder Bildung im vorhinein bestimmt sind. Man braucht sie nicht zu suchen, um sie zu finden, sie sind im voraus acceptirt; sie sind in jedem Kanton sichtbar vorhanden; man erkennt sie an ihrem Namen, ihrem Titel, ihrem Vermögen, ihrer Lebensweise; und die Ehrfurcht für ihre Autorität ist ebenfalls schon vorhanden. Und zumeist ist dieses Ansehen wohlverdient; geboren und unterrichtet in und zur Ausübung desselben, finden sie in ihren Vorbildern, in ihrem Familienstolz und in der Tradition Anregungen, die in ihnen den öffentlichen Geist nähren. Es ist leicht möglich, daß sie die Pflichten verstehen, die ihre Rechte ihnen auferlegen. Solchergestalt sind die Aenderungen, welche das feudale Regiment zuläßt. Der alte Chef kann seinen Vorrang noch durch Leistungen rechtfertigen und populär bleiben, ohne seine Privilegien zu verlieren. Einst Distriktshauptmann und Gendarme in Permanenz, kann er der Wohlthäter der Bevölkerung werden, der Förderer nützlicher Unternehmungen, der Vormund der Armen, der Verwalter und unentgeltliche Richter des Kantons, der unbesoldete Vertreter des Königs; kurz, er kann wie früher Leiter und Schirmherr sein, nur in einer den neuen Verhältnissen angemesseneren Form. Seine zwei Hauptfunktionen sollen darin bestehen, daß er lokaler Magistrat und Vertreter seines Bezirks bei der Centralgewalt sei. Wenn wir unsre Beobachtungen über Frankreich hinaus erstrecken, werden wir sehen, daß er eine oder die andere Funktion, zuweilen beide, erfüllt.

Drittes Kapitel.

Von den Privilegirten zu leistende lokale Dienste.

I. Beispiele in Deutschland und England. Diese Dienste werden von den Privilegirten in Frankreich nicht geleistet. — II. Residente Feudalherren. Sie behandeln ihre Zinsleute nicht hart, aber sie haben die lokale Regierung nicht mehr in Händen. Ihre Isolirung. Geringfügigkeit oder Mittelmäßigkeit ihres Wohlstandes. Ihre Ausgaben. Sie sind nicht in der Lage, sich der Steuern zu begeben. Gedanken der Bauern über sie. — III. Auswärts lebende Feudalherren. Sie haben ungeheure Reichthümer und Rechte. Infolge dessen sollten sie mehr Dienste leisten. Gründe und Wirkungen ihrer Abwesenheit. Beschaffenheit ihres Bodens. Sie sind nicht wohlthätig. Ihre Zinsleute leben im Elend. Erpressungen ihrer Pächter. Ihre Schulden. Ihre Justiz. Ihr Jagdrecht. Was die Bauern über sie denken.

I.

In der Nähe Frankreichs gibt es Gegenden, wo die feudale Dienstbarkeit drückender ist als in Frankreich, aber in Wahrheit leichter zu ertragen, weil die Wohlthaten die Lasten aufwiegen. 1809 fand Beugnot in Münster einen souveränen Bischof, eine Menge Klöster und herrschaftlicher Paläste, einige Kaufleute für die unentbehrlichen Lebensbedürfnisse, wenig Bürger, und alle Bauern ringsherum als Hörige oder Leibeigene. Der Herr bezieht einen Theil all' ihrer Erzeugnisse; bei ihrem Tode erhält er einen Theil der Erbschaft; wenn sie ihn verlassen, fällt ihr Eigenthum ihm zu. Seine Dienstboten werden wie die russischen Mujiks gezüchtigt, zu welchem Behufe in jeder Remise eine Folterbank steht, „ohne Präjudiz schwererer Strafen", wahrscheinlich Bastonnade und dergleichen. Aber niemals fällt es einem Verurtheilten ein, zu remonstriren oder zu appelliren, denn wenn der Herr, als Familienvater, ihn schlägt, beschützt er ihn auch als Familienvater, hilft ihm im Unglück und pflegt ihn während einer Krankheit; er gibt ihm im Alter eine Zufluchtsstätte, freut sich, wenn er viele Kinder hat, versorgt seine Witwe, ist mit ihm durch gemeinsame Sympathien verbunden. Der Bauer weiß, daß der Herr ihm in allen extremen und unvorgesehenen Nothfällen beistehen wird und ist daher weder elend noch unruhig*). In den preußischen Staaten wird nach dem

*) Vergl. a) Beugnot's Memoiren, 1. Band; b) Tocqueville, „Das alte Regiment und die Revolution".

Kodex Friedrichs des Großen eine noch härtere Dienstbarkeit durch ähnliche Pflichten erträglich gemacht. Ohne Erlaubniß des Herrn dürfen die Bauern sich nicht verheirathen, ihr Handwerk nicht wechseln ihre Felder weder verkaufen, noch auf andre als die vorgeschriebene Weise kultiviren, noch auch Gelder darauf aufnehmen. Wenn sie ihn verlassen, darf er sie allenthalben verfolgen und mit Gewalt zurückbringen lassen. Er kontrolirt ihr Privatleben und züchtigt sie, wenn sie berauscht oder faul sind. In ihrem Jünglingsalter müssen sie jahrelang in seiner Burg Hausdienste verrichten. Als Ackerbauer schulden sie ihm Robott, oft dreimal wöchentlich. Aber Gesetz und Gewohnheitsrecht erfordern auch, daß er sie unterrichten lasse, ihnen im Elend helfe und ihnen soweit als möglich die Mittel, zu leben, an die Hand gebe. Zieht er also Nutzen aus seiner Regierung, so hat er auch Lasten zu tragen; daher rührt es, daß die Leute unter der schweren Hand, die sie zwar niederdrückt, sie aber auch erhält, nicht widerspenstig werden. In England erzielen die höheren Klassen dasselbe Resultat mit anderen Mitteln. Dort bezahlt der Boden ebenfalls noch Kirchensteuern, u. z. den vollen Zehent — während in Frankreich unter diesem Titel nur $^1/_{11}$ bis $^1/_{32}$ eingehoben wird; — der Adel besitzt noch einen viel größeren Theil des Bodens als sein französischer Nachbar und übt auf seinen Kanton thatsächlich einen größeren Einfluß aus. Aber seine Zinsleute und Pächter sind nicht mehr seine Hörigen, nicht einmal seine Vasallen; sie sind frei und wenn er sie regiert, so kommt dies von seinem Einfluß her und nicht von Machtvollkommenheiten. Man hat Ergebenheit für den Eigenthümer und Patron, der überdies als Lordlieutenant, Milizoffizier, Verwalter und Friedensrichter sichtlich von Nutzen ist. Noch mehr: er ist erblich resident, er identifizirt sich mit dem Kanton, er steht mit dem lokalen Publikum in permanentem Verkehr, sei es durch Geschäfte oder Vergnügungen, durch die Jagd oder das Armenbureau, oder dadurch, daß er die Pächter an seine Tafel zieht und die Nachbarn in Komité- oder Diözesansitzungen trifft.

So können sich alte Hierarchien erhalten, wenn sie nur — das müssen sie und es genügt vollkommen — den militärischen Rahmen in einen bürgerlichen verwandeln und dem feudalen Chef eine moderne Verwendung zuweisen.

II.

Wenn wir in der französischen Geschichte ein wenig zurückblättern, werden wir auch da hin und wieder ähnlichen Adeligen begegnen.*) Ein solcher war der Herzog von Saint-Simon -- der Vater des berühmten Schriftstellers — ein selbst vom Könige respektirter, wahrer Souverain in seinem Platze. Oder der Großvater Mirabeau's, der auf dem Schlosse Mirabeau (Provence) wohnte. Er war der hochmüthigste, absoluteste, unlenksamste Mensch; „er forderte, daß der König und die Minister die Offiziere seines Regimentes günstig aufnehmen"; die Regierungsinspektoren duldete er nur pro forma. Aber er war heroisch, großmüthig, aufopferungsfähig; die ihm zugewiesene Pension vertheilte er unter sechs verwundete Hauptleute seines Regiments; er verwendete sich für arme Prozeßführende; er verjagte von seinen Gebieten alle Wanderanwälte mit ihren Chikanen; er war „der natürliche Beschützer der Menschen", selbst gegen Könige und Minister. Als einst Tabakinspektoren seines Pfarrers Haus durchsuchten, verfolgte er sie zu Pferde so scharf, daß sie ihm mit großer Noth dadurch entgingen, daß sie die Durance übersetzten; sodann verlangte er die Absetzung aller Beamten der Accise, „widrigenfalls er sie Alle in's Meer oder in die Rhône treiben werde; man setzte Einige ab und der Steuerdirektor kam persönlich, um dem Grafen Genugthuung zu geben." Als er einmal sieht, sein Land sei unfruchtbar und seine Leute faul, theilt er diese in Gruppen und hält sie zum Arbeiten an, indem er sich selbst im schlechtesten Wetter und trotz seiner 27 Wunden — den Hals von einem Metallschilde unterstützt — an ihre Spitze stellt, sie bezahlt und sie den Boden, den er ihnen auf 100 Jahre verpachtet, urbar machen läßt; ein Felsengebirge müssen sie mit Mauern um-

*) In folgenden Werken finden sich Details über die energischen Typen des alten Adels: a) Chéruel'sche Ausgabe von Saint-Simon's Memoiren, 1. Band; b) Lucas de Montigny, „Mirabeau's Memoiren, 1. Band; c) Chateaubriand's Memoiren, I.; d) De Montlosier's Memoiren; e) Memoiren des Marschalls Marmont; f) M[me] de la Rochejacquelein, „Erinnerungen". Derselbe Gegenstand ist kräftig und richtig behandelt in zwei Balzac'schen Romanen: „Béatrix" (der Baron von Guénic) und „Das Antiquitäten-Kabinet" (der Marquis von Esgrignon).

geben und mit Olivenbäumen bepflanzen. „Unter keinem andern Vorwande als dem der Krankheit hätte sich Jemand befreien können; und wer krank war, wurde unterstützt oder mußte zu Hause arbeiten." Wir sehen, daß der verwilderte, knotige Rumpf eines alten Stammes noch Schatten zu gewähren vermag. Aehnliches kann man zuweilen noch in der Bretagne oder der Auvergne finden; wahre Bezirksbefehlshaber, denen ihre Bauern, wenn es noththut, gewiß ebensosehr aus Achtung wie aus Furcht folgen. Leibliche und gemüthliche Stärke rechtfertigt den Einfluß, den sie ausübt und wenn die Ueberfülle von Mark und Kraft mit Gewaltthätigkeiten beginnt, hört sie mit Wohlthaten auf.

Weniger unabhängig und weniger streng hat sich das patriarchalische Regiment in anderen Gegenden erhalten, wenn nicht kraft eines Gesetzes, so doch infolge alter Gewöhnung. Der Mirabeau'sche Amtmann schrieb 1760: „In der Nähe von Tréguier und Lannion (Bretagne) besteht der ganze Stab der Küstenwache aus Standespersonen und tausendjährigen Racen; aber ich habe noch keinen sich gegen einen bäuerlichen Soldaten erhitzen gesehen, weshalb diese auch voll kindlicher Ehrfurcht sind. . . . . Es ist das ein irdisches Paradies für die wahre patriarchalische Größe und Sitteneinfachheit: die Haltung der Bauern gegen ihre Herren ist die von Söhnen gegen ihre Väter, während diese gegen jene stets freundlich sind und nur mit Lächeln auf den Lippen ihre derbe Sprache mit ihnen sprechen. Man bemerkt da gegenseitige Liebe zwischen Herren und Dienern." Mehr südlich, im Bocage (Normandie), wo es nur Aecker und Wälder gibt, aber keine Straßen, so daß die Damen zu Pferde oder in Ochsenwagen reisen müssen, hat der Herr keine Pächter, sondern 25—30 kleine Halbpächter, mit denen er das Erträgniß theilt. Hier hat die Oberhoheit der Großen für die Kleinen nichts Verletzendes. Man lebt angenehm beisammen, wenn man von der Geburt bis zum Tode beisammenlebt, miteinander vertraulich ist, alle Interessen, Beschäftigungen und Vergnügungen mit einander gemein hat, wie z. B. die Soldaten mit ihren Offizieren im Felde unter Einem Zelte leben, subordinirt und doch Kameraden und ohne daß die Vertraulichkeit der Achtung schadet. „Der Herr besucht sie oft auf ihren Gehöften, plaudert mit ihnen

über ihre Geschäfte, über ihr Vieh, nimmt Antheil an ihren Unfällen, die ja auch ihn angehen; er besucht die Hochzeitsfeste ihrer Kinder und trinkt mit den Gästen. Sonntags gibt's ein Tänzchen im Schloßhofe, an dem die Schloßdamen sich betheiligen." Will der Herr Wölfe oder Eber jagen, läßt er es durch den Pfarrer in der Kirche bekannt machen und die Bauern eilen mit ihren Flinten herbei, lassen sich von ihm ihre Posten anweisen und befolgen seine Anordnungen genau so, als wären sie Soldaten und er ihr Kapitän. Im Laufe der Zeit werden sie ihn freiwillig zum Befehlshaber der Nationalgarde, zum Bürgermeister, zum Insurrektionsleiter machen, und 1792 werden sie unter seinem Kommando gegen die Republik ausziehen, wie jetzt gegen die Wölfe. So sind die letzten Reste guten feudalen Geistes beschaffen; sie gleichen den zerstreuten Spuren eines versunkenen Kontinents. Vor Ludwig XIV. bot ganz Frankreich ein solches Schauspiel. In der „Abhandlung über die Bevölkerung" des Marquis von Mirabeau findet sich folgende Stelle: „Der einstige ländliche Adel verbrachte viel Zeit beim Weinglas, schlief auf alten Fauteuils oder elenden Betten, bestieg vor Tagesanbruch das Pferd, um sich auf die Jagd zu begeben, kam um St. Hubert zusammen, um sich erst nach St. Martin zu trennen. Dieser Adel führte freiwillig ein heiteres, abgehärtetes Leben, verursachte dem Staate wenig Kosten und brachte ihm dadurch, daß er zuhause wohnte und sich mit seinem Dünger abgab, mehr ein, als wir ihm heute mit unsrem Geschmack, unsrer Wissenschaft, unsrer Kolik und Migräne einbringen. . . . . Man weiß, daß die Bauern die Manie hatten, ihren Herren fortwährend Geschenke zu machen. Ich habe diese Gewohnheit überall aufhören sehen, und zwar geschah dies mit vollem Rechte. Die Herren sind den Leuten zu nichts mehr nütz und es ist ganz begreiflich, daß sie von ihnen vergessen werden, wie sie selbst sie vergessen haben. . . . . Da Jedermann den Herrn fern weiß, plündert ihn Jedermann, und damit geschieht ihm Recht." Mit Ausnahme einiger versteckter Winkel hat die Zuneigung und die Einheit zwischen beiden Klassen aufgehört; der Hirt hat seine Heerde verlassen und wird von dieser nur mehr als Parasit betrachtet.

Sehen wir zuerst zu, wie es mit den Seigneurs in der Provinz steht, wo man nur den kleinen Adel und einen Theil des mittleren

findet; alles Uebrige lebt in Paris*). Dasselbe ist der Fall mit dem Klerus; die Bischöfe, Erzbischöfe und die pfründenbeziehenden Aebte, sowie die Großvikare und Domherren befinden sich in den großen Städten, und nur Priore und Pfarrer leben auf dem Lande. Es läßt sich sagen, daß sowohl der weltliche wie der geistliche Generalstab nicht residirend sind, während sich die Residenten aus den niedrigeren Graden rekrutiren. In welchem Verhältnisse stehen die Residenten zu den Bauern? Sicher ist, daß die Ersteren in den meisten Fällen gegen die Letzeren weder streng noch selbst gleichgiltig sind. Wenn sie auch ihr Stand trennt, so thut es doch wenigstens die Entfernung nicht, und Nachbarschaft ist schon an und für sich ein Band. Während meiner ganzen Quellenlektüre konnte ich in den residenten Seigneurs nicht die ländlichen Paschas entdecken, gegen die man während der Revolution deklamirte. Allerdings behandeln sie die Bürger hochmüthig, aber gegen die Bauern sind sie in der Regel gütig. „Man besuche in der Provinz die von ihren Herren bewohnten Güter", schreibt Renauldon, „und unter hundert wird man nur einen oder zwei Tyrannen finden, während die übrigen das Elend ihrer Leute geduldig theilen. Sie drängen ihre Schuldner nicht nur nicht, sondern erlassen ihnen Schulden und gewähren ihnen jede mögliche Zahlungserleichterung. Sie thun den Uebergriffen allzu grausamer Pächter, Verwalter und Geschäftsleute Einhalt." Eine Engländerin**), die sie am Ende der Revolutionszeit in der Provence beobachtete, schrieb: „In Aix verabscheut, werden sie auf ihren Besitzungen geliebt. Während sie an den ersten Bürgern mit erhobenem Haupte und verächtlicher Miene vorbeigehen, grüßen sie die Bauern mit größter Höflichkeit und Leutseligkeit. Einer von ihnen gibt den Frauen, Kindern und Greisen Wolle und Flachs, damit sie während der schlechten Jahreszeit spinnen können; am Ende des Jahres vertheilt er Preise für die besten Stücke Leinwand. Häufig sind die Bauern mit Vergnügen bereit, den Herren die ihnen ab-

---

*) Vergl. Tocqueville („Das alte Reg. und die Revol."). Jener Umstand wird auch von den Kopfsteuer-Registern bestätigt.

**) Anne Plumptre, „Mein dreijähriger Aufenthalt in Frankreich, 1802—1805". — Siehe auch a) Memoiren der Baronin Oberkirk; b) Bonnefoi und Vernacd, „Der religiöse Stand" (1784); c) Mme Vigée-Lebrun, „Erinnerungen".

gekauften Grundstücke zum Ankaufspreise wieder abzutreten. In der Nähe von Paris und Romainville vertheilt man nach dem furchtbaren Sturme von 1788 mit verschwenderischer Hand Unterstützungen; im Winter gibt Jedermann in Paris und im Elsaß Spenden. „Ein reicher Mann vertheilt 40,000 Francs an die Unglücklichen in seiner Gegend. Vor dem Hause jeder bekannteren Familie brennt ein Holzstoß, damit sich die Armen wärmen können." In Bezug auf Wohlthätigkeit bleiben die residirenden und das Unglück mit ansehenden Mönche dem Geiste ihrer Institute treu. Bei der Geburt des Dauphins bezahlten die Augustiner zu Montmorillon (im Poitou) aus ihrer Tasche die Taille und die Frohnfuhren neunzehn armer Familien. Als 1781 ein Orkan in der Provence die Wein- und Olivenernte vernichtete, waren es die Dominikaner von Saint-Maximin, die ihren Bezirk nährten. „Die Karthäusermönche von Paris geben den Armen wöchentlich 18 Centner Brod. Während des Winters von 1784 werden die Almosen in allen religiösen Anstalten erhöht und durch deren Pächter Unterstützungen an die armen Landbewohner vertheilt; um diesen Mehraufwand bestreiten zu können, verschärfen mehrere Gemeinden ihr Fasten." Dafür aber protestiren, als es sich um ihre Unterdrückung handelt (Ende 1789), alle möglichen Munizipalbeamten, Adeligen, Bürger, Handwerker und Bauern in beredtester Weise zu ihren Gunsten. 700 Familien von Cateau-Cambrésis petitioniren um „Erhaltung der würdigen Aebte und Mönche von Saint-André, ihrer Väter und Wohlthäter, die sie während des Unglücks genährt haben." Die Bewohner von Saint-Savin (in den Pyrenäen) erzählen mit Thränen in den Augen von der Bestürzung, die sie bei der Nachricht empfanden, ihre Benediktiner-Abtei, die einzige Wohlthätigkeitsanstalt des armen Landes, sollte aufgehoben werden. Die Honoratioren von Sierk (bei Thionville) berichten, „das dortige Karthäuserkloster sei für jene Gegend in jeder Hinsicht die Arche des Herrn, die Hauptzuflucht für täglich 1200—1500 Menschen. In diesem Jahre haben die Mönche ihre eigenen Getreidevorräthe um 16 Francs unter dem laufenden Preise abgegeben." Die Domherren von Domièvre (Lothringen) speisen zweimal wöchentlich 60 Personen und die Petition zu ihren Gunsten besagt: „Man muß sie schon aus Mitleid für die Armen beibehalten, deren

Elend grenzenlos ist; wo es weder Klöster noch Domherren gibt, ist das Elend himmelschreiend" *). Das ganze Dorf Moutiers-Saint-Jean lebt von den Benediktinern zu Saint-Maur und wird von ihnen im Unglück gänzlich genährt. Derlei Züge ließen sich noch massenweise aufzählen, doch genüge die Bemerkung, daß man an vielen Orten erklärt, die Geistlichen seien die Väter der Armen und daß also die Seigneurs, wenn sie resident sind, nicht blos Egoisten sind. Sie fühlen Sympathie für das Unglück, dessen Zeugen sie sind; erst die Abwesenheit kann diese lebhaften Eindrücke verwischen. Was das Auge sieht, prägt sich dem Gemüth ein. Ueberdies flößt schon die Vertraulichkeit Sympathien ein; man kann nicht kalt bleiben beim Anblicke des Elends eines armen Mannes, mit dem man seit Jahren Grüße wechselt, dessen Leben man kennt, der für die Phantasie keine Abstraktion oder statistische Ziffer ist, sondern eine leidende Seele und ein leidender Leib. Ohnehin macht sich seit den Schriften Rousseau's und der ersten Volkswirthe ein das Herz durchdringender, täglich stärker und allgemeiner werdender Hauch von Humanität geltend. Man beginnt, an die Armen zu denken und man macht sich eine Ehre daraus, es zu thun. Es genügt, die Protokolle der Ständeversammlungen zu lesen, um zu bemerken, daß sich der philantropische Geist von Paris aus bis in die Provinzschlösser und -Abteien verbreitet hat **). Mit Ausnahme einiger jagenden und saufenden Krautjunker, die infolge übermäßiger physischer Uebungen und durch ihre bäurische Roheit zu einem thierischen Leben herabgesunken sind, glich zweifelsohne die Mehrheit der residenten Seigneurs den Edelleuten, die Marmontel damals in seinen „moralischen Erzählungen" vorführte, denn die Mode trieb sie auf diese Seite und in Frankreich folgt man stets der Mode. Ihr

---

*) Einem sehr schönen Brief des Domherrn Saintignon zu Domièvre (in den Nationalarchiven, Faszikel D, XIX.) ist zu entnehmen, daß derselbe ein Einkommen von 28,000 Livres hatte, darunter eine Pension von der Regierung für besondere Verdienste. Da aber seine persönlichen Ausgaben nur 5000 Francs betrugen, konnte er jährlich 23,000 Francs wohlthätigen Zwecken witmen.

**) Ueber Haltung und Gefühle der geistlichen und weltlichen Seigneurs vgl. auch a) Léonce de Lavergne, „Die Provinzialversammlungen"; b) Legrand, „Die Verwaltung des Hainaut"; c) Hippeau, „Die Regierung der Normandie", 9 Bände.

Charakter ist nicht mehr feudal; sie sind „sensibel", sanft, sehr höflich, ziemlich gebildet, lieben allgemeine Phrasen und lassen sich gerne, leicht und lebhaft rühren, wie z. B. der liebenswürdige Logiker, Marquis von Ferrières, ausgedienter Kavallerist, Deputirter in der Nationalversammlung, Verfasser des „Theismus", sowie eines moralischen Romans und wohlwollender, aber unbedeutender Memoiren, — also nichts weniger als Besitzer des alten despotischen und rauhen Feudaltemperaments. Diese Leute unterstützen gerne das Volk und schonen ihre eigenen Unterthanen nach Möglichkeit. „Das lebhafteste Mitleid", heißt es bei Lacretelle, „erfüllte die Seelen; die Reichen fürchteten nichts so sehr, als für unempfindlich gehalten zu werden." Man hält die Herren für schädlich, ohne daß sie wirklich schädlich wären. Daran ist freilich nicht ihr Charakter schuld, wohl aber ihre Situation. Diese läßt ihnen Rechte ohne Pflichten und entfremdet sie dem Dienste der Oeffentlichkeit, dem nützlichen Einflusse und dem wirksamen Schutze, durch die sie ihre Vortheile rechtfertigen und ihre Bauern für sich gewinnen könnten.

In diesen Hinsichten ist jedoch die Centralregierung an ihre Stelle getreten. Längst schon wissen sie gegen die Intendanten nicht viel auszurichten und sind zu schwach, ihren Sprengel zu schützen. Zu einer Versammlung und Berathung von 20 Edelleuten bedarf man einer ausdrücklichen Erlaubniß des Königs. Floquet erwähnt in seiner „Geschichte des Parlaments der Normandie" die Gefangensetzung von 25 Edelleuten (1772), die einen Protest gegen eine Hofordnung unterzeichnet hatten. Wenn sich die Gentilshommes von Hochburgund alljährlich zu einem Diner und einer Messe zusammenfinden, so wird das nur aus besonderer Toleranz gestattet, und auch diese Vereinigung darf nur in Gegenwart des Intendanten geschehen. Aber nicht nur von seinesgleichen, sondern auch von seinen Untergebenen ist der Seigneur getrennt. Die Verwaltung des Dorfes geht ihn nichts mehr an, nicht einmal überwachen darf er sie. Die Steuer-Repartirung, die Rekrutirung, die Ausbesserung der Kirche, die Einberufung und das Präsidium der Sprengelversammlung, die Erbauung von Straßen, die Gründung von Wohlthätigkeitsanstalten, — all' das bekümmert jetzt den Intendanten oder dessen Stellver-

treter*). Hätte er nicht eine, übrigens auch eingeschränkte Gerichtsbarkeit zu üben, so wäre der Herr von allen öffentlichen Angelegenheit gänzlich frei**). Sollte er es sich einmal beifallen lassen, in offiziöser Eigenschaft für die Gemeinde interveniren zu wollen, würden ihm die Verwaltungsorgane die Lust dazu bald verleiden. Seit Ludwig XIV. beugt sich Alles vor dem Beamten. Die Gesetzgebung und die ganze Einrichtung der Verwaltung haben die Tendenz, dem lokalen Seigneur seine wirksamen Funktionen zu nehmen und ihn auf den leeren Titel zu beschränken. Infolge dieser Trennung der Funktionen vom Titel ist er umso stolzer geworden, je überflüssiger er wird. Da seine Eigenliebe ihren breiten Hintergrund verloren, lehnt sie sich an einen schmaleren. Kann er keinen Einfluß finden, sucht er Auszeichnung, und kann er nicht regieren, will er wenigstens hervorragen***). Ja, in den Händen von Flegeln und Federfuchsern ist die lokale Regierung eine gemeine, pedantische Sache geworden, an die er nicht einmal rühren mag; er ist zu stolz, um sich mit Dingen, wie die Einhebung der Steuern, die Rekrutirung oder die Regulirung des Frohndienstes, abzugeben. Er bleibt daher für sich auf seinem Schlosse und überläßt Anderen ein Geschäft, von dem man ihn ausschließt und das er verachtet. Er kann nicht nur seine Bauern nicht schützen, sondern ist froh, wenn er sich selbst zu vertheidigen vermag; er hat genug zu thun, um seine Vorrechte aufrechtzuhalten, die Ermäßigung seiner Kopf- und Einkommensteuer durchzusetzen, seine Dienstboten vom Militärdienste zu befreien und seine eigene Person, sein Haus, sein Jagd- und Fischrecht gegen die allgemeine Usurpation zu

---

*) Tocqueville („Altes Reg. und Revol.") behandelt diesen Punkt mit bewundernswerther Kraft und Gründlichkeit.

**) Tocqueville, ibidem: „Die Provinzialversammlung von Ober-Guyenne beklagt sich darüber, daß es auf dem Lande gar keine Polizei gebe". Wie sollte es auch? Der Adelige bekümmert sich um nichts, ausgenommen einige billigdenkende und wohlthätige Seigneurs, die ihren Einfluß bei ihren Vasallen benutzen, um Thätlichkeiten zu verhindern.

***) In den Faszikeln der Ständeversammlungen von 1789 findet sich eine Menge von Gesuchen adeliger Herren und Damen, in denen gebeten wird, es möge dem Adel gestattet werden, sich durch Kreuze, Schnüre oder andere Ehrenzeichen kenntlich zu machen.

behaupten, die den Intendanten und Subdelegirten der Regierung alle Güter und Rechte in die Hände spielen will. Umsomehr fällt ihm das schwer, als er sehr oft arm ist *). Nach Bouillé sind, bis auf zwei- oder dreihundert, sämmtliche alte Familien ruinirt. In der Rouergue leben einige von einem Jahreseinkommen von 50 oder gar 25 Louisd'or. Von mehreren tausend Familien im Limousin'schen besitzen kaum 15 eine Rente von 20,000 Francs. In Berry „sterben drei Viertel Hungers". In der Bretagne gibt es „eine Menge Kellerratten-Edelleute, die den niedrigsten Beschäftigungen nachgehen müssen". Gar manche Familie hat nur ein einziges Gehöfte, auf dem nur der Taubenschlag den Adel andeutet, und lebt wie der Bauer von Schwarzbrot. „Alle Chateaubriand's waren Trunkenbolde und ‚Hasenprügler'"; des großen Autors Vater selbst vegetirte arm und elend mit fünf Dienstboten, einem Jagdhund und zwei alten Mähren „in einem Schlosse, in dem für hundert Herrschaften sammt Gefolge Raum war".

Alles trägt zu diesem Verfalle bei: Gesetze, Sitten und vor Allem das Institut der Primogenitur; dieses war einst bestimmt, die Theilung der Souveränetät zu verhindern, führt aber nun, da diese Souveränetät gegenstandlos geworden, zum Ruin des Adels. „Der Erstgeborene", sagt Chateaubriand, „erhielt zwei Drittel, während sich die Uebrigen in das letzte Drittel theilen mußten; natürlich mußte es dazu kommen, daß die jüngeren Söhne der jüngeren Söhne sich in eine Taube, einen Hund, eine Flinte und ein Kaninchen zu theilen hatten. Das ganze Vermögen meines Großvaters belief sich auf eine Rente von 5000 Livres; davon bekam sein ältester Sohn 3334, so daß für die drei jüngeren nur 1666 blieben, und auch hievon durfte jener noch ein Präcipuum behalten". Auf solche Art wird das Vermögen zerbröckelt und schließlich gänzlich aufgezehrt; es durch Handel, Industrie oder Wirthschaftlichkeit zu erneuern, sind sie weder geschickt noch auch gewillt; das hieße sich zuviel vergeben in der Würde „hoher, mächtiger

*) Vergl. a) Bouillé's Memoiren; b) Tocqueville „Altes Reg. und Revol."; c) Loménie, „Die Mirabeaus"; d) Chateaubriand's Memoiren, 1. Bd., e) Lucas de Montigny, „Mirabeau's Memoiren", 1. Bd.; f) Sitzungsberichte der Société du Berry (Bourges in den Jahren 1753 und 1754); g) Rétif de la Bretonne, „Das Leben meines Vaters", 1. Band.

Herren von Taubenschlägen, Froschteichen und Kaninchengehegen"; je mehr sie an Wesenheit verlieren, desto mehr klammern sie sich an den Namen. Dazu kommt der Aufenthalt in der Stadt während des Winters, das Ceremoniel, die mit der Befriedigung der Eitelkeit und des Gesellschaftsbedürfnisses verbundenen Auslagen, die Besuche bei Intendanten und Statthaltern. Man muß ein Deutscher oder ein Engländer sein, um die langweilige Regensaison auf seinem Landhause oder seinem Landgute zubringen zu können und in Gesellschaft von Bauern Gefahr zu laufen, ihre linkischen und seltsamen Manieren anzunehmen. Sie sind also genöthigt Schulden zu machen, und da sie infolge dessen in Verlegenheit kommen müssen, verkaufen sie ein Stück Erde nach dem andern, bis Alles dahin ist, mit Ausnahme ihres kleinen Hauses und ihrer Rechte auf gewisse Feudalsteuern, sowie auf die Jagd, eventuell die Gerichtsbarkeit auf ihren veräußerten Gebieten*). Da sie von ihren Vorrechten leben, müssen sie dieselben nothwendigerweise ausüben, selbst wenn die Leistenden arm und die Leistungen drückend sind. Wie sollten sie ihre Wein- und Getreide-Antheile fahren lassen, wenn sie auf andere Art kein Brod und keinen Wein hätten? Und wie auf die Baarabgaben verzichten, wenn diese für sie das einzige Geld sind? Da sie Bedürfnisse haben, müssen sie Forderungen erheben. Dem Bauer gegenüber treten sie ganz einfach als Gläubiger auf; dahin kommt das durch die Etablirung der Monarchie umgestaltete feudale Regiment. Die Sympathien der Unterthanen für den Schloßherrn weichen Gefühlen des Neides und Hasses gegen ihn. Er, von allen Angelegenheiten ausgeschlossen und von Steuern befreit, bleibt isolirt und fremd inmitten seiner Vasallen; seine zugrundegegangene Autorität und seine beibehaltenen Privilegien schaffen ihm eine ganz eigenthümliche Stellung. Wenn er aus seiner Einsamkeit hervortritt, um seine Rechte geltend zu machen, vermehrt er dadurch gewaltsam das öffentliche Elend; er nimmt von dem durch den Fiskus ohnehin

---

*) Nach Bouillé's Memoiren war der größte Theil der hohen adeligen Besitzungen in die Hände von Finanziers, Kaufleuten und Bürgern übergegangen. „Der Thron", sagte Mirabeau, „ist von ruinirten Nobeln umgeben." Bei Léonce de Lavergne („Landw. in Frkr.") heißt es: „Die Meisten vegetirten arm auf kleinen Lehensgütern, die oft nur 2—3000 Francs Rente werth waren.

ruinirten Boden einen Theil des Ertrages, sein Wild und seine Tauben mästen sich von des Bauern Ernte, der überdies auf seiner Mühle mahlen lassen und ihm ein Sechzehntel des Mehles geben muß. Wird ein Feld verkauft, erhält der Seigneur ein Sechstel des Kaufpreises; beerbt Jemand seinen Bruder, hat er Jenem eine Jahresernte zu überlassen. Zwanzig andere Abgaben, die einst von Nutzen für die Oeffentlichkeit waren, dienen nur mehr dem Zwecke, einen unnützen Privatmann zu ernähren. Der damals wie heute gewinnsüchtige Bauer, der sich so vieles gefallen läßt, um einen Thaler zu verdienen oder zu ersparen, wird sich schließlich nicht enthalten können, zornige Blicke zu schleudern auf den Thurm, der die Archive, die Miethverträge und all' die verabscheuten Pergamente bürgt, infolge deren ein Fremder, zum Nachtheile Aller begünstigter, für's Faullenzen bezahlter Mensch Aller Gläubiger sein und sich von dem Besitze Aller füttern darf. Es möge nur eine Gelegenheit kommen, diesen Gefühlen einen Feuerfunken einzuhauchen, und man wird sehen, daß die Miethverträge und mit ihnen der Archivthurm und mit ihm das Schloß den entstehenden Flammen zur Beute fallen.

III.

Ein noch traurigeres Bild bieten jene Besitzungen, auf denen die Seigneurs nicht resident sind. Diese Nichtresidenten, seien sie nun adelig oder geadelt, Geistliche oder Laien, sind die Privilegirten unter den Privilegirten und bilden eine Aristokratie in der Aristokratie. Diese Klasse umfaßt wohl alle angesehenen und mächtigen Familien, älteren oder neueren Ursprunges*), und hat sich infolge ihres fortwährenden oder häufigen Verweilens in der Haupt- oder Residenzstadt, ihrer gemeinsamen Verbindungen, ihrer gegenseitigen Besuche, ihrer Gewohnheiten, ihres Luxus, ihres Einflusses und der Feindseligkeiten, denen

*) Vergl. a) Bouillé's Memoiren; b) Chérin, „Chronologischer Abriß der Dekrete" (1788): „Von der großen Menge der Privilegirten kann kaum ein Zwanzigstel die Mitgliedschaft der alten Noblesse nachweisen." (4070 Finanz-, Verwaltungs- und Justizämter brachten den Adel mit sich); c) D'Argenson's Memoiren, 3. Band; d) Turgot, „Sammlung der Oekonomisten", 2. Band: „Infolge der Leichtigkeit, Adelsbriefe zu kaufen, gibt es keinen Reichen, der nicht sofort Edelmann wird."

sie ausgesetzt ist, — zu einer besonderen Gruppe zusammengethan, welche eben den größten Grundbesitz, die vornehmsten Suzeränetäten, sowie die umfangreichsten und vollständigsten Machtvollkommenheiten inne hat. Diese Gruppe besteht aus etwa tausend Kirchenwürdenträgern und ebensoviel Hofadeligen; ihre geringe Zahl läßt die Unermeßlichkeit ihrer Vortheile nur in desto hellerem Lichte erscheinen. Wir haben bereits gesehen, daß die Apanagen der Prinzen von Geblüt ein Siebentel des gesammten Bodens ausmachen; Necker („Finanzverwaltung", 2. Band) schätzt die betreffende Revenü auf 2 Millionen*). Die Domänen der Herzöge von Bouillon, Aiguillon u. A., erinnern an den ungeheuern Umfang der englischen Besitzungen der Sutherlands und Bedfords. Durch seine Wälder und seinen Kanal allein schafft sich der Herzog von Orléans, bevor er seine reiche Frau heirathet, eine Rente von nahezu einer Million. Das Chermontois des Prinzen Condé ist so groß wie ein deutsches Fürstenthum und zählt 40,000 Einwohner, die Alle ihre Steuern dem Prinzen bezahlen, so daß der König in diesem Kanton keinen Sou zu suchen hat. Da Ansehen und Reichthum Hand in Hand gehen, ähnelt ein Seigneur einem Souverän umsomehr, je mehr ihm sein Boden einbringt. Der Erzbischof von Cambray ist Herzog dieser Stadt, sowie Graf von Cambrésis, hat die Oberhoheit über alle Lehensgüter in einer 75,000 Bewohner zählenden Provinz, wählt die Hälfte der Stadträthe von Cambray und sämmtliche Beamten für das Cateau, ernennt die Stelleninhaber bei zwei großen Abteien, präsidirt den Provinzialversammlungen und deren Permanenzkomités, kurz, trotz König und Intendanten wahrt er sich eine hervorragende Stellung, einen Einfluß gleich jenem, den heute etwa ein deutscher Kleinstaatenregent auf seinem Gebiet neben dem Kaiser von Deutschland ausübt. Im Hainaut besitzt der Abbé von Saint-Amand — einer Stadt, die jetzt über 10,000 Einwohner hat — sieben Achtel des Territoriums der Probstei und bezieht von dem letzten Achtel Miethgelder, Zehent und Frohngebühren; überdies ernennt er den Stadtvogt und die Rathsherren; mit Einem Worte — um mit einigen Beschwerdeführern zu reden — „er setzt den Staat zusammen, oder

*) Vergl. auch Legrand, „Die Verwaltung des Hainaut".

vielmehr er ist selbst der Staat". Im „Almanach royal" und in „Das kirchliche Frankreich" (1788) finden wir, wieviel die Prälaten als ihr Einkommen einbekannt haben; die betreffenden Summen müssen aber, will man die Wahrheit herausbringen, verdoppelt und verdreifacht werden, und dann erst verdoppelt, um den heutigen Geldwerth zu erhalten*). Die 131 Erzbischöfe und Bischöfe haben eingestandenermaßen ein Gesammteinkommen von 6,800,000, d. h. in Wirklichkeit von etwa 14 Millionen, was per Kopf einen Durchschnitt von über 100,000 ergibt. Man nannte daher die Bischöfe „Grandseigneurs, die 100,000 Livres Rente haben"**). Einige wichtige Bisthümer sind glänzend dotirt. Die offiziellen — also ungenügenden — Ziffern sind für Toulouse und Bayeux je 90,000, Rouen 100,000, Auch, Metz, Albi je 120,000, Narbonne 160,000, Paris, Cambray je 200,000. Weniger lukrative Bisthümer sind, im Verhältniß, noch besser gestellt. Man denke sich eine kleine Stadt, die heute kaum eine winzige Subpräfektur wäre und weniger als 200, weniger als 100 oder gar weniger als 75 Pfarreien unter sich hat; dazu denke man sich einen Prälaten, der für die geringe Mühe, diese Diözese zu überwachen, 25,000—70,000 Livres bezieht, d. h. 37,000—70,000 oder, in heutigem Gelde, 74,000 bis 210,000 Francs! Was die Abteien betrifft, werfen deren 33 ihren Aebten je 25,000—120,000, deren 27 ihren Aebtissinen je 20,000—100,000 Livres ab. Offenbar muß mit derlei Revenüen, sowie mit den dazu gehörigen feudalen Polizei-, Justiz- und Verwaltungsrechten, ein großer geistlicher oder weltlicher Herr in der That eine Art Fürst in seinem Bezirke sein, und er gleicht zu sehr einem Souverän, als daß er ein gewöhnliches Privatleben führen dürfte. Seine Vorrechte geben ihm einen Charakter von Oeffentlichkeit; seine hohen Titel und seine enormen Gewinnste nöthigen ihn zu entsprechenden Leistungen, und selbst unter der Herrschaft des Intendanten schuldet er seinen Vasallen, Pächtern und Miethsleuten, Schutz, Beistand und Wohlthaten.

---

*) Vergl. Note 3 im „Anhang".

**) De Ferières Memoiren, 2. Band: „Jeder hatte 100,000, einige zwei-, drei- bis achtmalhunderttausend".

Um diese Leistungen leisten zu können, müßte er auf seiner Domäne residiren; dies thut er aber in der Regel nie. Seit 150 Jahren zieht eine Art allmächtigen Magnets die Großen aus der Provinz in die Hauptstadt, — eine Bewegung, die unwiderstehlich ist, weil sie die Wirkung zweier Ursachen ist, der zwei stärksten und allgemeinsten Kräfte, die den Menschen beeinflussen: der socialen Stellung und des Nationalcharakters. Man darf dem Baume nicht ungestraft seine Wurzeln entreißen. Eine Aristokratie, die zum Regieren geschaffen worden, trennt sich vom Boden immer mehr, wenn sie nicht mehr regiert; und sie hat zu regieren aufgehört, sobald — infolge fortgesetzter, stets zunehmender Eingriffe von andrer Seite — fast die ganze Gerichtsbarkeit, Verwaltung, Polizei, jedes Detail lokaler oder allgemeiner Regierung, jede Initiative, Mitwirkung und Kontrole in Steuer-, Wahl-, Kommunikations- und Wohlthätigkeitsangelegenheiten, — wenn all' dies aus den Händen der Aristokratie in die der Intendanten und Subdelegirten, des General-Kontrolors und des Ministeriums übergegangen ist*). Diese Geschäfte werden nun von Beamten, von unbedeutenden „Plebejern" besorgt, ohne daß man ihnen dreinreden könnte. Selbst ein Provinzstatthalter, und wenn er selbst erblich und Prinz von Geblüt wäre, wie die Condés in Burgund, tritt vor dem Intendanten in den Hintergrund; er bekleidet eben kein wirksames Amt, — seine öffentlichen Pflichten bestehen hauptsächlich darin, etwas vorzustellen, Gesellschaft zu empfangen und Staat zu machen. Andere Verrichtungen würden ihm auch nicht recht von Statten gehen; die

*) Vergl. Tocqueville, „Altes Reg. und Revol.", 2. Buch, 2. Kap. — In einem Brief des Amtmanns von Mirabeau (1770) findet sich folgende Stelle: „Diese feudale Ordnung war nur stark, aber man hat sie barbarisch genannt, weil Frankreich, welches die Laster der Stärke hatte, nur mehr die der Schwäche besitzt, und weil die Heerde, die früher von Wölfen gefressen wurde, heute von Läusen verzehrt wird. 3—4 Stockschläge oder Fußtritte schaden einem armen Manne nicht so sehr, wie 6 Papierrollen, die ihn verzehren." Saint-Simon sagte schon: „Der Adel ist ein andres Volk geworden, dem keine Wahl bleibt, als in verderblichem Müßiggang zu verkommen, der es lästig und verächtlich macht, oder durch die Insulten von Beamten, Staats- und Intendanten-Sekretären hindurch in den Krieg zu ziehen, um sich tödten zu lassen." Wolgemerkt, dies sagen feudale Leute! — Alle oben weiter folgenden Details sind den Schriften Saint-Simon's, Dangeau's, de Luyne's, d'Argenson's und anderer Hof-Historiographen entnommen.

von Richelieu und Ludwig XIV. geschaffene Verwaltungsmaschine mit ihrem tausendfältigen harten, ächzenden, schmutzigen Räderwerk kann nur von Arbeitern, die leicht zu beseitigen oder zu versetzen sind und die Alles, auch ihr Gewissen, der Staatsraison unterordnen, im Betriebe erhalten werden. Und mit diesen Schelmen sich einzulassen, ist rein unmöglich; deshalb entschlägt sich der Große der Geschäfte und überläßt sie ihnen. Auf solche Art beschäftigungslos gemacht und geschmälert, hat er auf seiner langweiligen Domäne nichts zu suchen und geht lieber zur Stadt, besonders zu Hofe. Will er übrigens Carrière machen, so muß er das thun; wer erfolgreich sein will, muß Höfling werden. Der König wünscht, daß man, um seine Gunst zu erlangen, seinen Salon frequentire; sonst kann es passiren, daß er bei der ersten Bitte, die man an ihn richtet, fragt: „Wer sind Sie? Ich sehe Sie ja nie bei mir." Für die Abwesenheit erkennt der König keine Entschuldigung an, nicht einmal die einer religiösen Uebung, einer Bekehrung, einer Pilgerfahrt; man darf nicht einmal Gott ihm vorziehen, will man bei ihm nicht als Abtrünniger gelten. Die Minister lassen sich von den Intendanten berichten, welche Edelleute „es lieben, zuhause zu bleiben und sich weigern, zu erscheinen, um dem König ihre Huldigungen darzubringen". Die Anziehungskraft ist übrigens groß genug: Statthalter= und Kommandantenstellen, Bisthümer, Hofchargen, Kredit, Pfründen, Pensionen, Begünstigungen jeder Art, Alles, was ein Staat von 20 oder 25 Millionen Seelen dem Ehrgeiz, dem Interesse und der Eitelkeit Wünschenswerthes bieten kann, findet sich hier wie in einem Reservoir beisammen, nach dem man läuft und aus dem man schöpft. Ohnehin ist der Ort, an dem sich dieses Reservoir befindet, sehr angenehm, allen Anforderungen entsprechend und wie geschaffen für die geselligen Talente der Franzosen. Der Hof ist ein permanenter großer Salon, in dem, „die Unterthanen freien und leichten Zutritt zum Fürsten haben, mit dem sie dort in angenehmer, anständiger Gesellschaft leben, trotz des fast unendlichen Unterschiedes in Rang und Macht"*), und wo Monarch und Monarchin ihren Stolz dareinsetzen, Wirth und Wirthin in möglichst vollkommener Weise zu spielen.

---

*) Ludwig XIV. eigene Worte. (Vergl. „Oeuvres de Louis quatorze.")

In der That, es gab wohl niemals einen besser geführten Salon und keinen, der geeigneter gewesen wäre, die Gäste durch Vergnügungen aller Art, durch Schönheit, Würde und Anmuth der Ausschmückung, durch die Wahl der Gesellschaft und das Interesse der Scene zu fesseln. Nur in Versailles soll man sich zeigen, Staat machen, sich drängen, um sich zu unterhalten, zu plaudern, zu konversiren. Versailles ist der Mittelpunkt der Neuigkeiten, der Aktion und der Geschäfte; hier befindet sich die Elite des Königreiches und Alles, was in Mode, Eleganz und Geschmack tonangebend ist. „Sire", sagte Herr Devardes zu Ludwig XIV., „wenn man von Ihnen entfernt ist, ist man nicht nur unglücklich, sondern auch lächerlich". Nur die arme, verbauerte Noblesse bleibt in der Provinz; um dort zu leben, muß man entweder geistig zurück oder übersättigt oder vom Hofe verwiesen sein. Wenn der König Jemanden auf seine Güter sendet, bedeutet das die höchste Ungnade; und zu dieser Erniedrigung gesellt sich die unerträgliche Langeweile. Das schönste Schloß in der angenehmsten Lage gilt als „Einöde", wie Célimènen in Molière's „Misanthrop" oder Dorinen in dessen „Tartüffe". Man kann dort Niemand sehen, es sei denn die komischen Figuren von Kleinstädtern oder Bauern. „Die Verbannung allein", heißt es in Arthur Young's „Reisen in Frankreich", „zwingt den französischen Adel, zu thun, was der englische mit Vorliebe thut: auf seinen Domänen zu wohnen, um sie zu verschönern". Saint-Simon und andre Hof-Geschichtschreiber machen bei der Beschreibung von Ceremonien gar oft die Bemerkung: „Ganz Frankreich war da". Das ist richtig, denn Alles, was in Frankreich eine Bedeutung hat, ist dort; Paris und der Hof sind nothwendigerweise die Aufenthaltsorte der ganzen „beau monde". Unter solchen Umständen ist die Auswanderung ansteckend; je verlassener eine Provinz ist, destomehr verläßt man sie. „Im ganzen Reiche", schrieb der Marquis von Mirabeau in seiner „Abhandlung über die Bevölkerung" (1756), „gibt es keinen einzigen einigermaßen bedeutenden Grundbesitz, der nicht von seinem in Paris lebenden Eigenthümern vernachlässigt würde". Die weltlichen Grandseigneurs haben in der Hauptstadt ihr Palais, in Versailles ihr Entresol, in der Nähe auch ihr Vergnügungshaus. Wenn sie von Zeit zu Zeit ihre Besitzungen besuchen, geschieht

es nur, um zu jagen. Die 1500 Aebte und bepfründeten Prioren genießen ihre Benefizien ebenfalls wie entfernte Landgüter. Mit Ausnahme einiger apostolischer Charaktere, wohnen die Bischöfe sowenig als möglich zuhause; da sie fast Alle adelig und weltmännisch sind, würde es ihnen nicht behagen, sich fern von der „Welt" in eine Provinzstadt zu sperren. Kann man von einem lebenslustigen Abbé, der Bischof mit 100,000 Francs Rente geworden, verlangen, er solle sich das ganze Jahr hindurch freiwillig in einem Neste begraben? Der Unterschied zwischen dem eleganten, mannigfachen, literarischen Leben im Centrum des Landes und dem eintönigen, trägen, trockenen Dasein in der Provinz ist zu groß geworden. Deshalb fällt es den großen Herren, die das erstere gekostet, schwer, zum zweiten zurückzukehren, und thun sie es dennoch zuweilen, so bleiben sie auch dann, wenigstens im Herzen, abwesend.

Ein Land, in welchem das Herz aufhört, das Blut in die Adern zu treiben, bietet einen betrübenden Anblick dar. Young, der Frankreich von 1787 bis 1789 bereiste, ist überrascht, einen so lebhaften Mittelpunkt und zugleich so todte Extremitäten zu finden. Zwischen Paris und Versailles setzt sich die doppelte Reihe kommender und gehender Wagen fünf Meilen lang von Morgen bis zum Abend ununterbrochen fort*). Welcher Gegensatz auf anderen Straßen! Auf der Route Orleans-Paris begegnete Young 10 Meilen lang keiner einzigen Diligence und sowenig Postkutschen, daß er deren in der Nähe Londons in einer Stunde zehnmal soviel begegnet hätte. Weit ärger noch ist es auf den übrigen Straßen; überdies sind die Wirthshäuser überall abscheulich und Wagen gar nicht zu haben, „während man in England selbst in den entlegensten Nestern von 1500—2000 Einwohnern bequeme Hôtels und allerlei Kommunikationsmittel findet." Diese Umstände beweisen, daß in Frankreich „der Verkehr gleich Null ist." Nur in den ganz großen Städten findet man Civilisation und Comfort. Young fährt fort: „In Nantes existirt ein Theater, das doppelt so groß und fünfmal prachtvoller ist als das von Drury Lane. Mit

*) Dieses Detail haben mir (Taine) Greise erzählt, die vor 1789 Augenzeugen waren.

Einemmale springt man von der Bettelei in die Verschwendung. Das Land (Dorf) ist verlassen und wenn es irgend ein Edelmann bewohnt, hat derselbe gewiß ein miserables Loch inne, um das Geld zu ersparen, das er später in der Hauptstadt hinauswirft." Folgendes ist den Memoiren des Herrn de Montlosier entnommen: „Jede Woche fuhr eine Kutsche aus jeder großen Provinzstadt nach Paris, und sie war nicht immer voll; das spricht für die Geschäftsbewegung. Man hatte eine einzige Zeitung, die zweimal wöchentlich erscheinende „Gazette de France"; das spricht für die geistige Bewegung." Pariser Verwaltungsbeamte, die sich 1753 und 1754 in Bourges aufhielten, entwerfen von dieser Stadt folgendes Bild: „Man kann hier mit keinem Menschen gemüthlich über irgend etwas Vernünftiges reden. Die Adeligen sterben zu drei Viertheilen Hungers, sind in ihre Abkunft vernarrt, halten sich von Richtern und Finanziers fern und finden es seltsam, daß die Tochter eines Steuerkollektors, die einen Pariser Parlamentsrath geheirathet hat, sich erlaubt, Geist zu haben und Gesellschaft zu empfangen. Die Bürger sind von der krassesten Ignoranz, die Frauen bigott, anspruchsvoll, der Galanterie und dem Spiele stark ergeben." In dieser engen, empfindungslosen Welt nimmt sich der Kardinal-Erzbischof de la Rochefoucauld, der mit vier fetten Abteien bedachte und eine Rente von einer halben Million genießende Weltmann und Großalmosenier des Königs aus, wie ein Vogelhaus-Fasan in einem Gänsestall*). Von politischem Denken ist natürlich keine Spur; eine größere Indifferenz gegenüber den öffentlichen Angelegenheiten ist undenkbar. Die Apathie hört auch nicht auf, als die ernstesten, die Leute am nächsten angehenden Ereignisse platzgreifen. Am 4. Juli 1789 ist in keinem Kaffehaus zu Château-Thierry eine Zeitung zu finden, in Dijon nur eine; am

*) Eines Tages zeigte der Kardinal seinen Gästen sein neues Palais, u. A. auch etwas damals ganz Neues: englische Water-Closets. Ein Herr de la Coulommnière, der Sohn eines Steuereinnehmers, war von dem Apparat ganz entzückt und sagte zum Abbé Canillac: „Das ist wunderbar, aber noch wunderbarer ist, daß Seine Eminenz, die doch über die menschlichen Schwächen erhaben ist, sich herbeiläßt, davon Gebrauch zu machen." Diese köstliche Anekdote ist am besten geeignet, die Stellung eines Prälaten-Seigneurs in der Provinz zu illustriren. (Vergl. die „Comptes rendus" der Société du Berry, Artikel „Bourges 1753—1754".)

7. August, erzählt Young, „hätte man mir im besten Kaffehaus von Moulins ebenso leicht einen Elephanten wie eine Zeitung geben können." Auch zwischen Straßburg und Besançon war keine zu sehen. „In Besançon fand ich nur die „Gazette de France", die während jener Ereignisse für keinen vernünftigen Menschen einen Sou werth war, und einen 14 Tage alten „Courrier Militaire"; anständig gekleidete Menschen sprechen von Dingen, die vor einigen Wochen geschehen sind und wissen nichts von neueren Ereignissen. In Clermont speiste ich einigemale an der Table d'hôte in Gesellschaft von 20—30 Offizieren, Kaufleuten u. s. w.; in einem Augenblick, da alle Herzen nur politisch fühlen sollten, wurde kaum ein Wort über Politik gesprochen. Die Unwissenheit oder die Dummheit dieser Leute ist absolut unglaublich. Es vergeht keine Woche, ohne daß in ihrem Lande die wichtigsten Dinge vorgehen, die in England selbst von den Zimmerleuten und Schmieden analysirt und diskutirt werden." Die Ursache dieser Trägheit ist offenbar; fragt man die Leute nach ihrer Meinung, so antworten sie: „Wir Provinzler müssen warten, um zu hören, was man in Paris macht." Da sie nie gehandelt haben, verstehen sie auch nicht zu handeln, aber, Dank ihrer Trägheit, sie werden sich schieben lassen, wenn sie nicht schieben können. Die Provinz gleicht einer großen, stagnirenden Pfütze, die durch eine furchtbare Ueberschwemmung auf einer Seite und plötzlich gereinigt werden kann. Der Fehler liegt an den Ingenieuren, die weder Deiche noch Abflüsse angebracht haben.

In solche Abgespanntheit und Nichtigkeit fällt das lokale Leben, das die lokalen Chefs ihrer Gegenwart, Thatkraft und Sympathien berauben. Nur drei oder vier große Herren nehmen an demselben Theil; es sind das praktische Philantropen nach dem Muster edler Engländer: der Herzog von Harcourt, der die Prozesse seiner Bauern schlichtet; der Herzog von Larochefoucauld-Liancourt, der auf seinen Besitzungen einen Musterpachthof und eine Kunst- und Gewerbeschule für die Kinder armer Militärs errichtet; der Graf von Brienne, um dessen Infreiheitsetzung 30 Dörfer beim Konvent petitioniren. Die Uebrigen sind zwar größtentheils ebenfalls liberal, begnügen sich aber mit der theoretischen Besprechung von Angelegenheiten des öffentlichen Wohles oder der Volkswirthschaft. Die Verschiedenheit in Sitten, In-

tereſſen und Gedanken iſt ſo groß, daß ſelbſt die am wenigſten Dünkelhaften mit ihren unmittelbaren Miethsleuten nur ſelten in Verkehr treten. Als Young beim Herzog von Larochefoucauld-Liancourt gewiſſe Erkundigungen einzuziehen hatte, ſandte man ihm den Verwalter. „Ein engliſcher Edelmann hätte in einem ſolchen Falle drei oder vier Pächter zur Tafel geladen, die da neben den Damen von höchſtem Range geſeſſen wären. Dies iſt mir in den vornehmſten engliſchen Häuſern hundertmal begegnet; in Frankreich aber würde man das vergeblich erwarten, es ſei denn bei irgend einem großen Herrn, der viel in England geweſen, und auch da nur, wenn man es verlangt. Der franzöſiſche Adelige denkt ebenſo wenig daran, ſich mit Landwirthſchaft abzugeben oder darüber zu ſprechen, als er etwa an ein Handwerk oder an maritime Maſchinen denkt oder an irgend einen andern, mit ſeinen Sitten und Beſchäftigungen im Widerſpruch ſtehenden Gegenſtand." Seine Traditionen, ſowie die Mode und perſönliche Neigung veranlaſſen ihn, nur Weltmann ſein zu wollen und ſich nur mit Cauſerie und Jagd zu befaſſen. Niemals haben Leiter von Menſchen die Kunſt, Menſchen zu leiten, ſo ſehr verlernt, — eine Kunſt, die darin beſteht, mit den Menſchen auf einem und demſelben Pfad zu wandeln, jedoch an ihrer Spitze, und ihr Thun zu leiten, indem man daran theilnimmt. „Ein großer Herr mag Millionen von Rente haben", fährt unſer mehrerwähnter Engländer, ein kompetenter Augenzeuge, fort, „aber ſtets findet man ſein Land brach. Die größten Beſitzungen Frankreichs — die des Fürſten von Soubiſe und des Herzogs von Bouillon — beweiſen ihre Größe nur durch Haideland, Einöden, Steppen und Farnkraut. Ihre Wälder ſind dicht bevölkert mit Hirſchen, Ebern und Wölfen." Ein anderer Zeitgenoſſe *) ſchreibt: „Die in Städten lebenden und von den Vergnügungen des Luxus dahin angezogenen Großgrundbeſitzer wiſſen von ihren Beſitzungen nichts; ſie kennen nur ihre Pächter, die ſie bedrücken, um die Anforderungen eines ruinöſen Prunks befriedigen zu können. Wie kann man Ameliorationen von Jenen erwarten, die ſelbſt die Aufrechthaltung und die nöthigſten Reparaturen verweigern?" Der ſicherſte Beweis dafür,

---

*) Bonnefoi und Bernard, „Der religiöſe Stand". (1784.)

daß das Uebel von der Abwesenheit der Herren herrührt, ist der sichtbare Unterschied zwischen den Besitzungen abwesender pfründeninhabender Aebte und denen residirender Mönche. Beide wird ein intelligenter Reisender am Stande der Kultur erkennen. „Sieht er Felder, die von Gräben umgeben, mit Sorgfalt bepflanzt oder mit reicher Ernte bedeckt sind, weiß er, daß dieselben Mönchen gehören. Daneben findet er fast immer schlecht beschaffene, fast erschöpfte Felder als betrübenden Gegensatz. Und doch ist die Natur des Bodens identisch; beide Felder gehören zur selben Domäne; der andre Theil ist aber eben Eigenthum des pfründenbeziehenden Abtes." In ähnlicher Weise spricht sich Lefranc de Pompignan aus: „Das Feld des Abtes gleicht dem Erbe eines Verschwenders, das der Mönche einem Erbe, für dessen Verbesserung man nichts zu thun unterläßt." Die zwei Drittel bringen dem Abte nicht soviel ein, wie den Mönchen das eine.

Wir sehen also, daß eine der Folgen des Nichtresidirens im Ruin oder der Verschlechterung des Ackerbaues besteht; ein Drittel des Bodens Frankreichs war ebenso verlassen und schlecht bestellt, wie es Irland in den Händen der reichen nichtresidirenden Bischöfe, Dekane und Edelleute Englands war, und daher ebenso unproduktiv. Wie sollen die Herren, die für ihren Boden nichts thun, etwas für ihre Leute thun? Zweifellos schreibt der Verwalter von Zeit zu Zeit — besonders, wenn der Zins nicht entrichtet wird — über das Elend der Pächter an seinen Herrn. Zweifellos hat der letztere seit dreißig Jahren humane Anwandlungen, redet von Menschenrechten und würde beim Anblicke des bleichen Gesichtes eines hungerleidenden Bauers gerührt sein; aber er bekommt ein solches eben nicht zu sehen und kann es aus den linkischen, schmeichlerischen Phrasen des Verwalters nicht errathen. Auch weiß er nicht, was der Hunger ist, denn die ländliche Erfahrung fehlt ihm zu sehr, als daß er sich das Elend des Elenden vorstellen könnte; der Elende weilt zu fern von ihm und ist ihm allzu fremd und die Vorstellung, die er sich von ihm macht, ist falsch. Dafür wird aber das Erkennen der Wahrheit furchtbar sein. Er denkt sich den Bauer als Rousseau'schen „bon villageois", sanft, demüthig, erkenntlich, naiv, rechtschaffen, leicht lenkbar, wie man ihn in den damaligen Salon-Idyllen zu sehen gewohnt war. Da er ihn

nicht kennt, vergisst er seiner. Er liest den Brief des Verwalters, seufzt über das Elend der Armen, berechnet, daß er dieses Jahr kein Einkommen haben werde und — stürzt sich von neuem in den Strudel der beau monde, ohne an's Almosengeben zu denken. Man beklagt sich auch nicht so sehr über die Residenten, als über die Abwesenden*). „Die Kirchengüter dienen nur zur Befriedigung der Leidenschaften ihrer Inhaber. Nach den Satzungen sollte jeder Pfründenbesitzer den vierten Theil seines Einkommens den Armen geben; in unserer Pfarre aber, wo es 12000 Livres Einkommen gibt, erhalten dieselben kaum eine Kleinigkeit vom Herrn Pfarrer. Der Abt von Conches bezieht die Hälfte des Zehents und trägt nichts zur Milderung der Noth bei." „Das Kapitel von Ecouis, das den Genuß des Zehents hat, trachtet nur, sein Vermögen zu vermehren und erweist den Armen keine Wohlthaten. Der Abt von Croix-Leufroy, ein starker Zehentberechtigter, und jener von Bernay, der 57,000 Livres Rente hat, behalten Alles für sich und geben kaum ihren Pfarrverwesern genug zu leben." Ein Pfarrer aus dem Berry erzählt**): „In meinem Sprengel gibt es sechs einfache Pfründen, deren Inhaber stets abwesend sind und zusammen ein Einkommen von 9000 Francs haben. Voriges Jahr habe ich sie schriftlich in den rührendsten Ausdrücken eingeladen, die stattgehabten Calamitäten lindern zu helfen. Ein Einziger sandte zwei Louisdor, die Meisten antworteten gar nicht." Bei dem 1756 verstorbenen Kardinal Soubise, der den Armen nie etwas gab, fand man 3,000,000 Francs in baarem Gelde. Aus alledem läßt sich schließen, daß die Herren in normalen Zeiten noch weniger von ihren Rechten ablassen werden. Diese werden überdies von Verwaltern gehandhabt, und ein guter Verwalter ist, wer soviel Geld als möglich hereinbringt. Der Beamte hat nicht das Recht, auf Kosten seines Herrn großmüthig zu sein; im Gegentheil, er trachtet, die Unterthanen seines Herrn auch zu seinem eigenen Vortheile auszubeuten. Wollte daher die weiche Hand des Seigneurs leicht oder väterlich sein, so lastet die harte des

---

*) Vergl. Boivin-Champeaux, „Historische Skizze der Revolution im Departement de l'Eure".

**) Vergl. Band 39 der Protokolle der Ständeversammlungen (1789).

Stellvertreters schwer auf den Bauern; die Schonung des Chefs weicht den Erpressungen des Beamten. Wie aber, wenn auf den Gütern kein Verwalter, sondern ein Pächter haust, der die Rechte des Herrn gegen eine jährlich zu entrichtende Summe für sich ausbeuten darf? Der König gibt das Beispiel, indem er an die Generalpächter (fermiers généraux) gegen eine Jahressumme das Recht der Einhebung der wichtigsten indirekten Steuern verpachtet. Im Mayenner und in vielen anderen Bezirken sind die Hauptdomänen solchergestalt verpachtet; es gibt gewisse Rechte, die gar nicht anders ausgeübt werden können und bei denen der Herr unbedingt Jemand braucht, der ihn der Mühe des Einhebens überhebt*); derlei Rechte sind z. B. die Mühlen-, Backofen-, Weide-, Brücken- und Mauthgelder. In solchen Fällen trifft die ganze Habgier des Pächters den Bauer. Jener will verdienen oder wenigstens nichts verlieren. Er ist, um mit Renauldon zu sprechen, „ein losgelassener reißender Wolf, der die Erde aussaugt, die Leute auspreßt und an den Bettelstab bringt, die Ackerbauer zur Verzweiflung treibt und den Seigneur anrüchig macht, der das Alles dulden muß, will er Nutzen haben." Welches Unheil vermag ein mit so schweren Waffen versehener Landwucherer nicht anzurichten! Wo man hört, daß eine Steuer unerträglich ist, geht aus den betreffenden Beschwerden fast stets hervor, daß ein Pächter dieselbe ausbeutet**). Ein domherrlicher Pächter ist es, der das väterliche Erbe Jeanne Mermet's unter dem Vorwande beansprucht, sie habe das jus primae noctis umgangen. Aehnliche Erpressungen dürften selbst 1830 nicht einmal in Irland vorgekommen sein, obwohl dort der Pächter Subpächter und diese wieder kleinere Pächter hatten, so daß das Gewicht Aller auf den kleinen Bauern lastete, die man umsomehr drückte, als man selbst von seinen Gläubigern auch gedrückt wurde und das Maß des auszuübenden Druckes nach dem Maße des erlittenen einrichtete.

---

*) Vergl. a) Tocqueville, „Altes Regim. und Revol."; b) Renauldon, „Hist.-prakt. Abhandlung über die Feudalrechte" (1765).

**) Der Herzog von Aiguillon äußerte in der Nationalversammlung (4. Aug. 1789): „Nur selten sind die Eigenthümer der Feudalgüter an den Excessen schuldig, über die sich die Vasallen beklagen; wohl aber sind ihre Vertreter oft unbarmherzig."

Es ist wohl möglich, daß ein oder der andere Seigneur geneigt wäre, diesen mit seinem Namen getriebenen Mißbrauch abzustellen und die Verwaltung seiner Domänen den habgierigen Händen zu entreißen, aber in den meisten Fällen wird er es nicht im Stande sein, denn er ist zu verschuldet und hat seinen Gläubigern gewisse Theile seines Einkommens übertragen. Der hohe Adel ist seit Jahrhunderten in Verlegenheiten infolge seines Luxus, seiner Verschwendung, seiner Sorglosigkeit und vornehmlich durch seinen falschen Ehrbegriff, der ihn die Mühe, zu rechnen, als unwürdig betrachten läßt. Er ist stolz auf seine Nachlässigkeit, die er für „nobel" hält*). „Herr Erzbischof", sagte Ludwig XVI. zu Herrn de Dillon, „man behauptet, daß Sie Schulden haben, viel Schulden." „Sire", lautete die mit großherrlicher Ironie ertheilte Antwort, „ich werde meinen Intendanten darüber befragen und Ihnen dann Bericht erstatten." Der Marschall Soubise kommt mit einer Rente von 500,000 Livres nicht aus. Man kennt den Umfang der Schulden des Kardinals Rohan und des Grafen von Artois; ihre Millionen-Einkünfte verlieren sich wirkungslos in diesem Strudel. Der Fürst Guéménée fallirt mit 35 Millionen. Der Herzog von Orléans, der reichste Grundbesitzer des Landes, hinterläßt Schulden von 74 Millionen. Als die Gläubiger der Emigranten, deren Güter confiscirt wurden, befriedigt werden sollten, stellte es sich heraus, daß die meisten großen Besitzungen mit Hypotheken überladen waren**). Seit 200 Jahren bedarf es Geldheirathen und königlicher Gunstbezeigungen, um die Deficite beschönigen zu können. Kein Wunder daher, wenn die Adeligen, dem Beispiele des Königs folgend, Alles zu Geld machten, besonders ihre Besitzungen, und dem Profit zuliebe das letzte Restchen von Autorität und Herrschaft fahren ließen. So haben sie überall

*) Vergl. a) Beugnot's Memoiren, 1. Band; b) Herzog von Lévis, „Erinnerungen und Porträts"; c) im „Moniteur" (Sitzungsbericht vom 22. Nov. 1872) die Aeußerung Bocher's: „Nach einem dem Konvent erstatteten Bericht bestand das Vermögen des Herzogs von Orléans aus 74 Millionen Schulden und 114 Millionen Aktiven." — Am 8. Januar 1792 überließ er, um seine Gläubiger los zu werden, denselben Güter im Werthe von 38 Millionen.

**) Vergl. die Memoiren des Grafen Tilly, 2. Band. Nach ihnen schätzte 1785 der Herzog von Choiseul in seinem Testamente seine Güter auf 14 Mill., eine Passiva auf 10 Millionen.

den altehrwürdigen Charakter von Chefs abgestreift und den von Schacherern angenommen. „Sie zahlen ihren Justizbeamten nicht nur keine Gehalte, sondern die Meisten verkaufen, was noch ärger ist, die Justizstellen", und zwar an Leute, die, im Widerspruch mit dem betreffenden Gesetze von 1693, weder amtlich anerkannt sind, noch auch den Eid leisten*). „Das Resultat ist, daß die von Schurken ausgeübte Justiz in Räuberei oder in entsetzliche Straflosigkeit ausartet." Geht das verkaufte Amt in andre Hände über, so bezieht der Herr noch einen Theil — ein Hundertstel, Fünfzigstel oder Zehntel — des Verkaufspreises, oder auch er verkauft die Anwartschaft auf das Amt. Er schafft Aemter und Anwartschaften, um sie verkaufen zu können. „Alle Herrschaftsgerichte wimmeln von einer Menge Gerichtsbeamten jeder erdenklichen Art. Oft findet man deren 10 in einem Arrondissement, das kaum zwei ernähren könnte, wenn sie sich auf ihre Aemter beschränken würden. Aber sie sind gleichzeitig Richter, Anwälte, Advokaten, Aktuare und Notare", Jeder anderswo, Jeder in verschiedenen Herrschaftsgebieten verschiedene Funktionen verrichtend. Alle sind ambulant, verständigen sich gleich den Spitzbuben auf den Jahrmärkten und versammeln sich in Kneipen, um zu prozessiren, zu plaidiren und Entscheidungen zu treffen. Zuweilen überträgt ein Seigneur, um den Gehalt zu ersparen, das Richteramt auf einen seiner Unterthanen; noch öfter stellt er einen halbverhungerten Winkelschreiber aus einem benachbarten Städtchen an, mit einem Gehalte, von dem der Mann kaum eine Woche leben könnte, so daß er genöthigt wird, sich an den Bauern zu entschädigen. Es gibt endlose Chikanen, muthwillige Verlängerungen und Verwicklungen der Prozesse; bekommt doch der Advokat 3, der Amtmann 6 Francs per Stunde! Die schwarze Brut richterlicher Blutegel saugt desto gieriger, je zahlreicher sie ist und je magerer die Beute, und je mehr für die Erlaubniß, saugen zu dürfen, gezahlt worden ist. Man kann sich vorstellen, wie willkürlich, verderbt und lau eine solche „Gerechtigkeit"

---

*) Vergl. a) Renauldon, ibidem; b) Duvergier's Gesetz-Sammlung, 2. Bd. (Gesetz vom 31. Aug./18. Okt. 1792); c) Legrand, „Verwaltung des Hainaut"; d) „Memorandum eines Richters von Châtelet über die Feudal-Gerichtsbarkeit" (1789).

sein muß*). „Die Straflosigkeit", bemerkt Renauldon, „ist nirgends größer als bei den Feudalgerichten; diese stellen selbst bei den furchtbarsten Verbrechen keine Nachforschungen an;" der Herr will eben Kosten vermeiden, während seine Justizbeamten fürchten, für ihre Maßregeln ohne Bezahlung zu bleiben. Sein Kerker besteht oft in einem Keller seines Schlosses; „nicht ein Procent der Gefängnisse entspricht den Gesetzen;" die Kerkermeister strecken die Hand aus und drücken beide Augen zu. Die natürliche Folge all' dieser Zustände ist, daß seine Besitzungen das Asyl aller Verbrecher des Kantons werden und daß sich die Reaktion, die seine Gleichgiltigkeit eines Tages hervorrufen muß, in schrecklicher Weise gegen ihn selbst kehren wird. Die Gerichtsbeamten, deren Zahl er vervielfacht hat, werden seinen Kopf verlangen und die Banditen, die er geduldet, werden denselben auf eine Lanze spießen.

Aber in Einem Punkte, dem Jagdrecht, ist die Jurisdiktion des Feudalherrn noch in voller, thätiger, strenger Ausübung begriffen, und gerade hier wird sie am anstößigsten. Einst, als die Hälfte des Bodens brach lag oder mit Wäldern bedeckt war, hatte er Recht, sich die Ausübung des Jagdrechts vorzubehalten, welches zu seinem Amte als Lokal-Kommandant gehörte. Er war der große, erbliche Gendarm, der gegen Eber und Wölfe ebensogut fortwährend zu den Waffen greifen und zu Pferde steigen mußte, wie gegen Räuber und Landstreicher. Heute hat er vom Gendarmen noch den Titel und die Epauletten, hält aber mit der Tradition sein Privilegium aufrecht und macht somit einen Dienst zu einer Belästigung. Er muß jagen und will allein jagen, — es ist das für ihn physisches Bedürfniß und zugleich ist es ein Merkmal seiner Race. Die Rohans und Dillons verfolgen Hirsche, selbst wenn sie der Kirche angehören, deren Satzungen und Edikte ihnen das Jagen verbieten. „Herr Erzbischof", sagte Ludwig XV. zu

---

*) Vergl. die vom 5. Oktober 1776 datirte Denkschrift René de Hauteville's (National-Archive, Faszikel H): „In der Bretagne ist die Zahl der Feudalgerichte enorm; die Prozessirenden sind genötbigt, vier oder fünf Jurisdiktionen zu durchlaufen, bevor sie vor das Parlament gelangen. Die Justiz wird in Kneipen ertheilt, wo der Richter, inmitten von Trunkenheit und Ausschweifung, die Gerechtigkeit an den Meistbietenden verkauft."

Dillon, „Sie jagen fleißig, wie ich höre. Wenn Sie selbst fortwährend ein Beispiel geben, wie wollen Sie die Jagd Ihren Pfarrern verbieten?" „Sire", lautete die Antwort, „bei meinen Pfarrern wäre die Jagd ihre eigene Schuld, bei mir ist sie die Schuld meiner Vorfahren"*). Wo die Standeseitelkeit derart eine chinesische Mauer um ein Recht zieht, geschieht es mit hartnäckiger Wachsamkeit. Die Jagdkapitäne, Forstmeister u. s. w. beschützen daher die Thiere, als wären dieselben Menschen, und verfolgen die Menschen, als wären sie Thiere. Im Amtsbezirke Pont-l'Evêque tödteten 1789 die Waldhüter der Frau A., der Frau N., sowie die eines Prälaten und eines Marschalls von Frankreich vier Leute, die sie entweder auf einem Jagdvergehen oder mit Waffen in der Hand ertappten, ohne daß die Mörder im geringsten bestraft wurden. In verschiedenen Gegenden beschwerte man sich, daß das Wild die Pflanzungen vernichte, weil die Herren weder selbst jagten, noch auch Anderen das Jagen gestatteten. „Der Graf von Oisy jagt auf 20 Dörfern zu Pferde und über die Aecker hinweg. Seine stets bewaffneten Wächter haben mehrere Personen getödtet, unter dem Vorwande, die Rechte ihres Herrn zu wahren. Das Wild frißt alljährlich die Erntehoffnungen auf. Im Amtsbezirk Evreux wagt sich das Alles vernichtende Wild bis an die Häuser heran. Der Bürger ist nicht einmal sicher, wenn er ausgeht, um das Unkraut auf seinen Feldern zu jäten. Wie viele Witwen und Waisen sind nicht wegen eines armseligen Hasen oder Kaninchens um Gatten und Väter gekommen!" „Die Waldhüter von Gouffern (Normandie) sind so entsetzlich, daß sie die Menschen mißhandeln, beleidigen und tödten. . . . Pächter, die ihre Gutsdame auf Ersatz für den Verlust ihres Getreides klagten, haben Zeit, Ernte und Prozeßkosten verloren. . . . Man sieht Hirsche und Hirschkühe bei helllichtem Tage zwischen unseren Häusern umherspazieren." „Im Amtsbezirke Domfront sind die Bewohner von mehr als zehn Sprengeln sechs Monate im Jahre genöthigt, die ganze Nacht zu wachen, um ihre Ernte zu schützen"**). Als Beaumarchais

---

*) Vergl. Beugnot's Memoiren, 1. Band.

**) Vergl. a) Boivin-Champeaux, „Histor. Skizze der Revolution im Département de l'Eure"; b) Renauldon, „Histor.-prakt. Abhandlung über Herrschaftsrechte" (1765); c) 132. Bd. der Protokolle der Ständeversammlungen (National-

das Amt eines „General-Lieutenants der Jagden" für die Amtsbezirke des Louvre-Geheges gekauft hatte und infolge dessen die Jagdgerichtsbarkeit ausübte, verurtheilte er am 15. Juli 1766 den Pächter Ragondet zur Zahlung von 100 Francs Strafe und zur Demolirung der Umfassungsmauern und des Schutzdaches, die er kurz vorher erbaut hatte, ohne die Erlaubniß einzuholen, und die „den Vergnügungen des Königs hinderlich sein könnten".

So sieht es mit dem Jagdrecht in der Provinz aus; am bedauerlichsten sind die Zustände aber im Herzogthum Francien (Isle de France, zwischen Seine und Oise); hier wimmelt es von Hauptmannschaften, die sich fortwährend erweitern. Aus einem Protokoll geht hervor, daß in der einzigen Pfarre Vaux (bei Meulan) die Kaninchen der nahen Gehege die ganzjährige Nahrung von 800 Personen, nämlich über 7000 Acres Getreide vertilgt haben. Ganz in der Nähe, in Larochette, fressen ganze Rudel von Hirschen tagsüber die Feldsaaten ab, während sie des Nachts sogar in die Hausgärten kommen, um die Gemüse zu verzehren und die jungen Bäume abzubrechen. Nur in Gärten, die von hohen Mauern umgeben sind, kann man der Gemüseernte sicher sein. Zu Farcy pflanzt man in einem Weingarten 500 Pfirsichbäume; die Hirsche sorgen aber dafür, daß nach drei Jahren keine 20 übrig bleiben. Auf dem ganzen Gebiete von Fontainebleau sind die Gemeinden, um ihre Reben zu schützen, genöthigt, Wächter anzustellen, die mit ihren Hunden — für Wächter wie für Hunde muß erst die Erlaubniß der Hauptmannschaft eingeholt werden — von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang Spektakel machen müssen, um die Thiere, auf die sie nicht schießen dürfen, fernzuhalten; das geht so fort vom ersten Mai bis Mitte Oktober. Eine früher um 2000 Francs verpachtete Domäne erzielt seit der Errichtung der Versailler Jagdhauptmannschaft nur mehr 400 Francs. Kurz, eilf feindliche Kavallerie-Regimenter, die in den 11 Hauptmannschaften in der Nähe von Paris einquartiert wären und jeden Morgen fouragiren gingen, könnten nicht heilloser wirthschaften. Es kann nicht überraschen, daß die Menschen es satt bekommen,

---

Archive); d) Hippeau, „Verwaltung der Normandie", 7 Bände; e) Périn, „Die Jugend Robespierre's"; f) Loménie, „Beaumarchais und seine Zeit", 1. Band.

den Boden in der Nähe solcher Raubhöhlen zu bebauen*). In der Nähe von Fontainebleau und von Melun liegen drei Viertheile des Bodens brach; auch an vielen anderen Orten sind Felder und Häuser verlassen und verfallen. Seltsam genug, je freundlicher das Jahrhundert, desto strenger wird das Jagdrecht gehandhabt und desto mehr Eifer entwickeln die Kapitanatsbeamten im Interesse der „Vergnügungen" ihrer Herren. In einem einzigen Kanton der Hauptmannschaft von Fontainebleau werden 1789, 108 Remisen gegen den Willen der Grundbesitzer errichtet. Das Reglement von 1762 verbietet jedem im Bereiche eines Jagdkapitanats wohnenden Privatmann, seinen Grundbesitz ohne besondere Erlaubniß mit Gräben, Hecken oder Mauern zu umgeben**). Und erhält er die Erlaubniß, muß er einen großen Raum offen lassen, damit die Jagd bequem passiren könne. Er darf sich keinen Spürhund, keine Feuerwaffe, noch auch sonst ein zur Jagd geeignetes Instrument halten, und wenn er ausgeht, selbst einen zur Jagd ungeeigneten Hund nur dann bei sich haben, wenn dieser mit einem Maulkorb versehen ist und an einer Leine geführt wird. Es kommt aber noch besser. Man verbietet ihm, seinen Klee und sein Gras vor Johanni abzumähen, sein eigenes Feld zwischen dem 1. Mai und dem 24. Juni zu betreten und auf den Seine-Inseln Gras und Weidenruthen zu schneiden, selbst wenn Gras und Weidenbäume sein Eigenthum sind. Dies Alles, weil das Rebhuhn brütet und weil der Gesetzgeber für dieses mehr Rücksichten hat als für eine niedergekommene Frau; die alten Chronikenschreiber würden von diesem Gesetzgeber wie von Wilhelm Rufus sagen müssen, sein Herz fühle nur für Thiere väterlich. In Frankreich sind 400 Quadratmeilen Landes dem Kapitanatsregiment unterworfen und in ganz Frankreich ist das große und

---

*) Vergl. in der Rathery'schen Ausgabe von D'Argenson's Memoiren: „Der Jagdkapitän von Fontainebleau erzielt mit seiner Stelle enorme Summen und führt sich wie ein echter Räuber auf. Die Bewohner von mehr als hundert benachbarten Dörfern besäen ihre Aecker nicht mehr, weil das Wild die Ernte fressen würde. . . . . Seit der Herzog von Orléans Villers-Cotterets besitzt und das Kapitanat wieder errichtet hat, sind dort sechzig Güter zum Verkauf ausgeboten, infolge der fürstlichen Sekaturen."

**) Alte Bauern, mit denen ich (Taine) sprach, haben von diesen Sekaturen und Verwüstungen lebhafte Eindrücke bewahrt.

kleine Wild der Tyrann des Bauers. Und was denkt sich das Volk bei alledem? „Jedesmal*), wenn wir einem Rudel Hirsche oder Damthiere begegneten, riefen meine Führer sofort: „Da kommt der Adel", womit sie auf die Verheerungen anspielten, die diese Thiere auf ihren Besitzungen anrichteten." Die Herren gleichen also in den Augen der Unterthanen den Raubthieren.

Wir sehen, wohin die Trennung der Privilegien von den Gegenleistungen führt. Die Pflicht, Schutz zu gewähren, ist in das Recht zu verheeren, ausgeartet. Menschliche, vernünftige Wesen handeln unbewußt wie unmenschliche, unvernünftige Wesen. Vom Volke getrennt, mißbrauchen sie es; als nominelle Chefs haben sie es verlernt, wirkliche Chefs zu sein. Obwohl sie ihren öffentlichen Charakter verloren, geben sie nichts von ihren privaten Vortheilen auf. Umso schlechter für den Kanton und — für sie selbst! Die dreißig oder vierzig Wilddiebe, die sie heute verfolgen, werden morgen an der Spitze von Meuterern gegen das Schloß marschiren. . . . Die Abwesenheit der Seigneurs, die Lethargie der Provinzen, der schlechte Zustand des Ackerbaues, die Erpressungen der Pächter, die Verderbtheit der Gerichte, die Chikanen der Jagdämter, der Müssiggang, die Schulden und die Ansprüche der Herren, das Elend, die Verwilderung und die feindselige Stimmung der Vasallen, — all dies rührt von denselben Ursachen her und endet mit derselben Wirkung: Wenn sich die Souveränetät in eine Sinekure verwandelt, wird sie drückend, ohne nützlich zu bleiben; und sobald sie drückend ist, ohne nützlich zu sein, räumt man sie aus dem Wege. Da haben wir Ursache und Wirkung.

*) Vergl. de Montlosier's Memoiren (1789), 1. Band.

Viertes Kapitel.

Von den Privilegirten zu leistende allgemeine Dienste.

I. Ein Beispiel in England. Die Privilegirten Frankreichs leisten diese Dienste nicht. Des Einflusses und der Rechte, die ihnen bleiben, bedienen sie sich nur im eigenen Interesse. — II. Versammlungen des Klerus; sie dienen nur dem kirchlichen Interesse. Steuerfreiheit des Klerus. Ansprüche seiner Agenten. Sein Eifer gegen die Protestanten. — III. Einfluß des Adels. Bestimmungen zu seinen Gunsten. Ihre Kirchenämter. Ihre Staatsämter, Sinekuren, Pensionen 2c. — IV. Isolirung der Chefs. Gefühle der Untergebenen. Der Provinzadel. Die Pfarrer. — V. Der König. Sein Privilegium das größte. Frankreich sein Eigenthum, das er mißbraucht. Die Königswürde als Mittelpunkt der Mißbräuche. — VI. Schleichende Auflösung Frankreichs.

I.

Sind die Privilegirten auch in den Kantonen unnütz, könnten sie sich doch im Centrum nützlich machen, und nehmen sie nicht an der lokalen Regierung Theil, könnten sie es an der allgemeinen thun. So verfährt ein englischer Lord, Baronet oder Squire, selbst wenn er in seiner Grafschaft nicht Friedensrichter und in seiner Pfarre nicht Komitémitglied ist. Als erwähltes Unter-, als erbliches Oberhaus-Mitglied hält er die Schnüre des öffentlichen Geldsacks in Händen und läßt den Herrscher nicht zu tief hineingreifen. Die Feudalherren haben nicht abgewartet, bis sich der König gegen sie mit den Gemeinden verbinde, sondern haben sich selbst mit den Gemeinden gegen den König verbunden. Um ihre eigenen Interessen besser vertheidigen zu können, haben sie die Vertheidigung der Interessen Anderer auf sich genommen, und nachdem sie ihresgleichen vertreten hatten, sind sie die Vertreter der Nation geworden. Von alledem ist in Frankreich keine Spur zu sehen. Hier sind die Ständeversammlungen in Verfall gerathen und der König nennt sich den einzigen Repräsentanten des Landes. Gleich Bäumen, denen durch den Schatten einer Rieseneiche die Luft entzogen wird, sind die anderen öffentlichen Mächte an des Königs Wachsthum zugrunde gegangen. Was davon übriggeblieben, versperrt jetzt den Raum und bildet um jenen herum einen Kreis vertrockneter Stämme oder kriechenden Gebüsches. Das Parlament, bloß ein Schößling der großen Eiche, hat zuweilen geglaubt, eine eigene Wurzel zu besitzen,

aber seine Säfte waren offenbar entlehnt und es konnte sich allein und von selbst nicht aufrechthalten und dem Volke unabhängigen Schirm gewähren. Andere Korporationen, die, wenn auch verkümmert, noch existiren, wie die Versammlungen des Klerus und der Provinzen, schützen wohl noch eine Klasse und vier bis fünf Provinzen, aber eben weil dieser Schutz sich nur auf den betreffenden Stand und auf die betreffende Provinz erstreckt und ein partielles Interesse im Auge hat, ist er gewöhnlich gegen das allgemeine Interesse gerichtet.

II.

Wenden wir uns zu der lebenskräftigsten und am tiefsten eingewurzelten dieser Körperschaften: zur Versammlung der Geistlichkeit. Sie tritt jedes Lustrum zusammen und wählt zwei Agenten, die in der Zwischenzeit über die Interessen des Standes wachen. Sie wird von der Regierung einberufen und geleitet, nach Bedürfniß verlängert oder aufgelöst und zu politischen Zwecken verwendet, bleibt aber bei alledem ein Asyl für den Klerus, den sie vertritt. Aber eben nur für den Klerus, und wenn es ihr nach langen Verhandlungen mit dem Fiskus gelingt, dem Klerus eine Last von den Schultern zu nehmen, kann die Folge nur sein, daß die Last auf die Schultern Anderer fällt. Wir haben bereits beobachtet, wie es der geistlichen Diplomatie gelungen ist, die Immunitäten zu retten, sich von Einkommen- und Kopfsteuern loszukaufen, die wirklich geleisteten Abgaben als „Geschenke" hinzustellen und für die Rückzahlung ihrer behufs der Steuerleistung gemachten Anleihen vom königlichen Schatze soviel zu beziehen, daß dadurch nicht nur die Steuerleistung illusorisch wird, sondern auch noch ein Ueberschuß von jährlichen 1½ Millionen abfällt. Wenn all' diese Kunststückchen gelungen, so ist das recht gut für die Kirche, aber recht schlimm für das Volk. Man betrachte nur diese Reihe von Protokoll-Folianten, diese Reihe von fünfjährlichen Berichten der Agenten. Wie geschickt sind diese Aebte von Boisgelin, von Périgord, von Barral, von Montesquiou, und wie gut bereiten sie sich auf die höchsten Kirchenwürden vor. Jeden Moment wird eine kirchliche Affaire zu Gunsten der Kirche entschieden; das ist den Forderungen der Agenten zu danken, die den Richtern und Ministern keine Ruhe lassen, sowie

dem Gesicht, das die Unzufriedenheit des mächtigen Standes, der hinter den Agenten steht, den Beschwerden der letzteren verleiht. Auf dieselbe Art wird jeden Augenblick ein Feudalrecht zu Gunsten eines Bischofs oder eines Kapitels aufrechtgehalten und demgemäß ebensooft eine Reklamation des Publikums abgewiesen. Gegen die Entscheidung des Parlaments von Rennes wird 1781 den Domherren von Saint-Malo ihr altes Backofen-Monopol bestätigt, obwohl die Bäcker zuhause backen wollen und obwohl das Brod billiger wäre, wenn sie es thun dürften. Als 1773 der Schulmeister Guénin vom Bischof von Langres abgesetzt wurde, mußte er seinem von diesem Prälaten ernannten Nachfolger weichen, obwohl sich die Einwohner für ihn aussprachen. Der Protestant Rastel, der 1770 eine öffentliche Schule zu Saint-Affrique errichtet, wird auf Verlangen des Bischofs und der klerikalen Agenten gefangen gesetzt und seine Schule gesperrt. Eine Körperschaft, die die Schnüre ihres Geldsackes in ihren Händen hat, kann viele Concessionen erlangen als Aequivalent für bewilligtes Geld. Der befehlende Ton des Königs und die demüthige Miene des Klerus thun nichts zur Sache, Geschäft bleibt Geschäft, es handelt sich da nur um gegenseitiges Nehmen und Geben, Geben und Nehmen; Gesetze gegen die Protestanten werden mit der Erhöhung der mehrerwähnten „Geschenke" um 1 oder 2 Millionen erkauft*). So kommt im 17. Jahrhundert allmälig die Aufhebung des Edikts von Nantes zustande, Artikel um Artikel, wie Wipp-Prozedur um Wipp-Prozedur; jede neue Verfolgung wird mit neuen „Geschenken" bezahlt. Der Klerus hilft dem Staate nur unter der Bedingung, daß dieser sich zum Henker mache. Während des ganzen 18. Jahrhunderts sieht die Geistlichkeit darauf, daß diese Operation fortgesetzt werde**). 1717 wird eine Versammlung von 74 Protestanten zu Anduze überrascht; die Männer kommen auf die Galeere, die Weiber ins Gefängniß. 1724 erklärt ein Edikt, daß Alle, die solchen Versammlungen beiwohnen und Alle, die mit prote-

*) Vergl. Lanfrey, „Die Kirche und die Philosophen".

**) Vergl. a) Boiteau, „Der Zustand Frankreichs 1789"; b) d'Argenson's Memoiren, Mai 1752, Sept. 1753, Okt. 1753, Okt. 1755; c) Prudhomme, „Allgemeines Résumé der Protocolle der Ständeversammlungen" (1789, Faszikel des Klerus); d) Charles Coquerel, „Geschichte der Kirchen in der Einöde", 1. Band.

stantischen Predigern in direktem oder indirektem Verkehre stehen, mit Confiscirung ihrer Güter zu bestrafen sind; überdies werden die Frauen auf Lebenszeit eingekerkert und rasirt, die Männer auf ewig auf die Galeere geschickt. 1745 und 1746 werden in der Dauphiné 277 Protestanten zu Galeerendiensten verurtheilt und viele Frauen gepeitscht. Von 1744 bis 1752 werden im Süden und Osten des Landes 600 Protestanten eingesperrt und 800 zu verschiedenen anderen Strafen verurtheilt. Dem Calvinisten Roux von Nîmes entreißt man 1774 seine zwei Kinder. Im Languedoc henkt man die Prediger bis kurz vor dem Ausbruch der Revolution und sendet Dragoner gegen die in der Einöde zusammenkommenden Congregationen. Dort hat ein Schuß die Mutter Guizot's in den Unterrock getroffen. Im Languedoc haben die Bischöfe „mehr weltliche Macht als überall und sind fortwährend zu Dragonnaden und zu Bekehrungen mit Hilfe von Flintenschüssen aufgelegt.“ 1775 sagt Lonémie, Erzbischof von Brienne, ein bekannter Ungläubiger, während der Salbung zum jungen König: „Sie werden ein System schädlicher Toleranz verwerfen. Vollenden Sie das Werk, das Ludwig der Große unternommen. Ihnen ist es vorbehalten, dem Calvinismus in Ihren Staaten den Todesstoß zu versetzen.“ 1780 erklärt die Versammlung des Klerus, daß „Thron und Altar gleichmäßig in Gefahr wären, wenn man der Ketzerei gestattete, die Fesseln zu brechen.“ Selbst 1789 noch, als die Geistlichkeit sich schon entschließt, die Nichtkatholiken zu dulden, findet sie das Edikt von 1788 zu liberal; sie verlangt, daß man jene von den Richterämtern ausschließe, ihnen nicht gestatte, ihren Gottesdienst öffentlich abzuhalten und ihnen Mischehen verbiete; überdies verlangt sie Präventiv-Censur aller Erscheinungen des Buchhandels, ein kirchliches Komité, um die Bücher zu denunciren, und schmachvolle Strafen für Verfasser irreligiöser Werke. Endlich verlangt sie für sich die Leitung der öffentlichen und die Ueberwachung der Privatschulen.

An dieser Unduldsamkeit und Selbsucht ist nichts Seltsames. Körperschaften denken eben, wie Individuen, zuerst und zumeist an sich selbst. Wenn sie zuweilen etwas von ihren Privilegien opfern, geschieht es nur, um sich die Allianz anderer Korporationen zu sichern; wie z. B. in England, wo all' diese Privilegien, die sich mit einander

vertragen und einander gegenseitig unterstützen, durch ihre Vereinigung die öffentliche Freiheit hervorbringen. In Frankreich jedoch ist nur eine einzige Korporation vertreten, deren Vertreter somit weder in der Lage, noch gewillt sind, anderen Körperschaften Concessionen zu machen. Ihr Standes-Interesse allein leitet sie und diesem ordnen sie das öffentliche Interesse unter; ihrem Stande dienen sie um jeden Preis, selbst um den Preis von Attentaten auf die Oeffentlichkeit.

III.

So gehen Körperschaften vor, wenn sie, statt vereint zu sein, getrennt sind. Wie bei den Kasten und Coterien, ist bei ihnen ihre Isolirung die Ursache ihres Egoismus. Von der Spitze bis zum Fuße der Leiter vertreten die gesetzlichen oder moralischen Gewalten, die die Nation vertreten sollten, nur sich selbst, und jede von ihnen sorgt für sich zum Schaden der Nation. Der Adel hat zwar nicht das Recht, sich zu versammeln und zu stimmen, aber sein Einfluß ersetzt ihm dasselbe und man braucht nur die Edikte und den königlichen Almanach durchzublättern, um zu erfahren, wie der Adel sich seines Einflusses bedient. Vor Kurzem hat man die alte Bestimmung, daß Nichtadelige von militärischen Chargen ausgeschlossen seien, wieder in's Leben gerufen; wer Hauptmann werden will, muß von nun an vier Ahnen aufzuweisen haben. Wer im Staatsrathe über die Bittschriften Bericht erstatten will (= être maître des requêtes), muß adelig sein. Man setzt in aller Stille fest, daß in Zukunft „alle Kirchengüter, von der bescheidensten Priorei bis zur fettesten Abtei, dem Adel zufallen sollen." In der That, dieser nimmt alle bedeutenden Stellen und Sinekuren ein, seien dieselben nun geistlich oder weltlich; oder er überläßt sie seinen Verwandten, Freunden, Schützlingen oder Dienern *). Frankreich gleicht einem großen Stall, in dem die Racenpferde, die gar nichts thun oder doch nur halbe Dienste leisten, doppelte und dreifache Rationen erhalten, während sich die Lastpferde bei voller Dienstleistung mit halben Rationen begnügen müssen und auch diese

*) Vergl. die Memoiren Bouillé's, de Ségur's und Mme Campan's.

nicht immer bekommen. Und zwischen den Racenpferden gibt es ein ganz besonders privilegirtes Rudel, das in der Nähe des Brotkorbes geboren ist, die Anderen wegstößt und aus vollem Munde frißt. Dieses fette, glänzende, glatthäutige, bis an den Hals in der Streu steckende Rudel, das nichts zu thun hat, als sich zu mästen, ist der Hofadel, der im Bereiche des Gnadenborns lebt, der von Kindheit auf gewohnt ist, zu verlangen, zu erlangen und dann von neuem zu verlangen, der nur für die Gunst und Ungnade des Königs Augen hat und für den das Oeil-de-boeuf des königlichen Vorzimmers das Universum ist. Diese Höflinge „behandeln die Geschäfte des Staates mit derselben Gleichgiltigkeit wie ihre eigenen; sie lassen jene von den Provinz-Intendanten besorgen, wie sie die ihrigen durch ihre eigenen Intendanten besorgen lassen."

Man beachte, wie sich der Adel zum Budget verhält. Man weiß, wie groß das Budget der Kirche ist; nun, von demselben kommt dem Adel wenigstens die Hälfte zugute. 19 adelige Domherren-, 25 adelige Damenkapitel und 260 maltesische Ordenspfründen gehören ihm von rechtswegen. Die königliche Gunst verleiht ihm aber auch alle Erzbisthümer, sowie fast alle Bisthümer. Ferner sind drei Viertel aller Pfründenäbte und Generalvikare adelig; alle vom König ernannten Aebtissinnen mit mehr als 20,000 Livres Einkommen, sind Edelfräuleins. 83 Abteien gehören den Almosenieren, Kaplänen, Lehrern und Vorlesern des Königs, der Königin, der Prinzen und Prinzessinnen. Einer allein, der Abt von Vermont, besitzt Benefizien, die ihm eine Rente von 80,000 Francs einbringen. Kurz, die 1500 großen und kleinen geistlichen, vom König verliehenen Sinekuren sind Münzen für die Großen und werden von diesen entweder als lohnender Goldregen an ihre Vertrauten vertheilt oder angehäuft, um damit die Würde des Ranges aufrechtzuhalten. „Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu"; die reichsten Prälaten erhalten zu ihren bischöflichen Einkünften noch die fettesten Abteien. Aus dem „Almanach" *) ist ersichtlich, daß sich eine große Anzahl von Bischöfen und Erzbischöfen bedeutender Neben-

---

*) Vergl. auch a) Granier de Cassagnac, „Ursachen der franz. Revolution"; b) Marmontel's Memoiren, 2. Band.

einkünfte aus Abteien, im Betrage von 34,000 bis 130,000 Livres in offiziellen Ziffern, erfreut, d. h. in Wahrheit der doppelten oder dreifachen und vom heutigen Standpunkte aus der vier- bis sechsfachen. Der Straßburger Bischof de Rohan hat Benefizien im Werthe von 400,000 Rente, der Toulouser Erzbischof de Brienne solche per 678,000 Livres Rente.

Aehnlich verhält es sich mit dem weltlichen Budget; auch die vielen Sinekuren, die in diesem vorgesehen sind, befinden sich zumeist in den Händen des Adels. In der Provinz gibt es 37 große und 7 kleinere Generalstatthalterschaften, 66 Generallieutenantsstellen, 407 Specialregierungen, 13 Gouvernements königlicher Häuser, sowie viele andere leere Paradeämter, die lukrativ — nicht nur wegen der Gehalte, sondern auch wegen des lokalen Einkommens, das sie gewähren — und vom Adel besetzt sind. Auch hier hat sich dieser die Autorität, Thätigkeit und Nützlichkeit seines Amtes nehmen lassen, um davon nur den Titel, den Prunk und das Geld zu behalten *). Der Intendant regiert in Wirklichkeit; „der Statthalter kann nichts ohne specielle Instruktionen thun", er hat nur Diners zu geben, und auch hiezu bedarf er einer Erlaubniß. Aber die Stelle ist einträglich; die Statthaltereien werfen Renten von 35,000 bis 160,000 Livres ab, die Specialregierungen bis zu 35,000, gewöhnlich 12,000 bis 18,000, die Generallieutenantsstellen von 13,000 bis 14,000, und solcher Stellen gibt es oft in den unbedeutendsten Städtchen. Dieser von den Valois eingerichtete Generalstab leistet seit Richelieu keine Dienste mehr, wird aber vom Staatsschatz noch immer bezahlt. Betrachten wir einmal die Sinekuren im Languedoc, einem Lande mit Provinzialversammlungen, also einem Lande, in dem die Börse des Steuerzahlers besser geschützt sein sollte als anderswo. Da haben wir drei Subkommandanten, deren jeder 16,000 Francs erhält, die aber „absolut nichts zu thun haben, da ihre Stellen in den Zeiten der Religionskriege geschaffen wurden, behufs Niederhaltung der Protestanten." Ebenso unnütz sind 12 königliche Lieutenants; ferner 3 Generallieutenants, die jede drei

*) Vergl. a) Boiteau, „Zustand Frankreichs 1789"; b) d'Argenson, „Betrachtung über die Regierung Frankreichs"; c) de Luynes, „Journal", Bde 13—16.

Jahre je 30,000 Francs erhalten „für der Provinz geleistete Dienste", welche Dienste aber imaginär sind und nicht specifizirt werden können. Ja, Niemand von diesen Leuten residirt an seinem Amtsorte; man bezahlt sie nur, um sie bei Hofe um sich zu haben. „Der Graf Caraman, der als Besitzer des Languedoc-Kanals eine Rente von 600,000 Fr. hat, bezieht — abgesehen von den häufigen reichen Geschenken, die ihm die Provinz für die Instandhaltung seines Kanals macht — jedes dritte Jahr, ohne legitime Ursache, 30,000 Livres." Dieselbe Provinz gibt dem Kommandanten, Grafen Périgord, außer seinem Gehalt, eine Gratifikation von 12,000 Francs und ebensoviel seiner Frau, als dieselbe zum erstenmale in der Provinzialversammlung erscheint. Demselben Kommandanten hält man — und das kostet jährlich 15,000 Francs — eine Garde von 40 Mann. Dem Statthalter hält man eine Garde von 80—100 Mann, die von 300 bis 400 Francs erhalten und niemals funktioniren, da der Statthalter niemals anwesend ist. Das kostet etwa 30,000 Livres. Die Sekretäre des Gouverneurs beziehen 7500, dieser selbst 60,000 Livres an Gehalten allein, abgesehen von Nebenprofiten. Ueberall wuchern Müßiggänger zweiten Ranges im Schatten von Müßiggängern ersten Ranges und ziehen ihren Lebenssaft aus der öffentlichen Börse, der allgemeinen Melkkuh. Sie paradiren, essen gut und trinken gut, — das ist ihre Hauptpflicht und ihrer entledigen sie sich gewissenhaft. Die Parlamentssitzungen sind eine sechswöchentliche Gasterei, während welcher der Intendant 25,000 Livres für Diners und Soireen ausgibt.

Ebenso lukrativ und ebenso überflüssig sind die Hofchargen, häusliche Sinekuren, deren Nebenprofite die Gehalte weit übersteigen *). Da gibt es 295 Küchenbeamte, abgesehen von den Aufwärtern bei Tische; „der erste Küchenmeister verdient außer dem Gehalte und den Livréegeldern jährlich 84,000 Livres." Die Oberkammerfrauen der Königin, die Gehalte von 12,000 Francs beziehen, schaffen sich de facto 50,000 durch den Verkauf angezündeter, nicht ausgebrannter Kerzen.

*) Vergl. a) „Essai über die Jagdhauptmannschaften" (1789); b) Warroquier, „Zustand Frankreichs 1789"; c) Die Memoiren Augeard's, Mme Campan's (1. Bd.) und d'Argenson's (Febr. und Dez. 1751); d) Bericht über den königlichen Haushalt (1780, National-Archive, Faszikel O).

Augeard, Geheim-Sekretär, dessen Emolumente sich auf 900 Francs belaufen, bekennt, daß ihm seine Stelle 200,000 einbringe. Der Jagdkapitän von Fontainebleau profitirt jährlich 20,000 Francs am Kaninchenverkauf. „Von den Uebersiedlungskosten, die den Kammerfrauen gezahlt werden, wenn sie nach den Landhäusern des Königs zu gehen haben, sind 80 Prozent reiner Gewinn. Der Milchkaffe mit Brot soll für jede dieser Damen jährlich 2000 Francs kosten. Madame Taillard hat es bis auf 115,000 Livres per Jahr gebracht, weil ihr Gehalt als königliche Gouvernante mit jedem neuen Kinde um 35,000 Francs zunimmt." Der Großadmiral, Herzog von Penthièvres, bezieht von jedem in einem französischen Hafen einlaufenden Schiffe ein Ankergeld, das ihm jährlich über 90,000 Livres einbringt. Eine Superintendentin des königlichen Hauses, Madame de Lamballe, steht im „Almanach" mit 6000 Francs angeschrieben, bezieht aber in Wirklichkeit 150,000 *). Bei einem einzigen Feuerwerk profitirt der Herzog von Gèvres 50,000 Ecus an den Ueberbleibseln und Gerüsten, die ihm infolge seines Amtes zufallen. Eine Unmasse von Palastbeamten, Hofchargen, Ehrenstellen beim König, der Königin und allen Mitgliedern der königlichen Familie, haben die verschiedensten Namen und Titel, sind mit Gehalten und Nebeneinkünften dotirt und sind dabei rein überflüssig oder dienen doch nur äußerlichen Dekorationszwecken. Das „Amt" einer „Wächterin des Bettes der Königin" wird mit 12,000, das eines „Klassen-Intendanten" (mit unerfindlichen Funktionen) mit 18,000, das eines „Generals der Schweizer-Garde" mit 30,000 Francs bezahlt. Es wäre einfacher, den Leuten das Geld ohne Stellen zu geben. Das geschieht auch oft genug; wenn man die Rechnungen durchgeht, kommt es einem vor, als sei der Staatsschatz vogelfrei. Da die Höflinge gegen den König aufmerksam sind, hat er mit ihren Verlegenheiten Mitleid. Sie sind seine Vertrauten, die Gäste seines Salons, von derselben Herkunft wie er, seine natürlichen Klienten, die Einzigen, mit denen er plaudert und die er zufrieden zu sehen wünscht;

---

*) Quellen: Arneth und Geffroy, „Marie Antoinette". — Die Memoiren Mme Campans (1. und 3. Band) und d'Argenson's (Sept. 1755). — Hippeau, „Regierung der Normandie" 4. Band (Brief vom 13. Dez. 1780). — Calonne, „Denkschrift über die Bodenbesteuerung" (1787).

daher kann er sich nicht enthalten, ihnen beizuspringen. Er steuert zur Mitgift ihrer Kinder bei, weil er die Ehekontrakte mit unterzeichnet, und die Eltern selbst bereichert er, weil ihr Luxus seinem Hofe zur Zierde gereicht *). Der Fürst de Pons hatte 25,000 Pension vom Könige; dieser gab dessen Tochter 6000 und dessen Sohn nach seinem (des Vaters) Tode 15,000 Pension, zugleich die Pension der Tochter um 5000 vermehrend. Als der Minister Séchelles sich zurückzog, hatte er nicht nur seine alte Pension von 12,000, die der König ihm fortgibt, sondern auch 20,000 Minister-Pension; außerdem aber gibt ihm der König noch eine Pension von 40,000. Um Herrn von Rouillé dafür zu trösten, daß er nicht am Wiener Vertrage theilgenommen, bewilligt man seiner Tochter 10,000, seiner Nichte 6000 Pension, obwohl diese Damen sehr reich sind. Die reichsten Leute geniren sich nicht, die Hand auszustrecken und zu nehmen, was zu nehmen ist. „Während einer einzigen Woche sind an Hofdamen Pensionen im Belaufe von 128,000 Livres ausgezahlt worden, während die Offiziere seit zwei Jahren keinerlei Pensionen erhalten haben. Der Herzogin von Chevreuse, deren Gemahl ein Einkommen von einer halben Million hat, gab man 8000 Livres", u. s. w. An der Spitze dieser Blutegel marschiren die Prinzen von Geblüt. „Soeben hat der König dem Prinzen Conti $1^1/_2$ Million gegeben, damit derselbe seine Schulden zahle." „Der Herzog von Orléans hatte, als er arm war und hoffnungsvoll auf seine Erbschaft wartete, eine Pension von 50,000 Ecus. Als er durch den Tod seines Vaters zu einer Rente von 3 Millionen kam, leistete er auf die Pension Verzicht. Seither jedoch hat er geltend gemacht, daß seine Ausgaben seine Einnahmen übersteigen, und der König bewilligte ihm die Pension neuerdings." Als 1780 Ludwig XVI., um den Staatsschatz zu „erleichtern", die sogenannte „große Reform des Haushaltes" unterzeichnet, erhalten Mesdames (die Prinzessinnen) 600,000 Livres Tafelgeld, d. h. in anderen Worten: soviel hat das Publikum für die Diners dreier alter Damen zu bezahlen, die

*) Quellen: De Luynes, „Journal", 14. und 15. Bd. — Hippeau, „Regierung der Normandie", 4. Band (Brief vom 15. Mai 1780). — Necker, „Verwaltung der Finanzen", 2. Band. — Augeard's Memoiren. — D'Argenson's Memoiren; April 1752, März und Juli 1753. Juli 1755, Juni 1756, Dez. 1751.

sich einschränken." Die beiden Brüder des Königs kosten 8,300,000 Livres, abgesehen von 2 Millionen Apanagen; die Königin 4 Millionen; der Dauphin, die kleine Prinzessin, Madame Elisabeth und die anderen Prinzessinnen 3½ Millionen. Diese Daten stellt Necker für 1784 auf. Dazu kommen zahllose andere eingestandene oder geheimgehaltene Spenden, Gaben und Gratifikationen an verschiedene Adelige oder ihre Witwen und Töchter, oft in unglaublicher Höhe und aus den unglaublichsten Ursachen. Außerdem werden vielen Nobeln ihre Besitzungen zu guten Preisen abgekauft, Saint-Cloud um nahezu 8, Ile-Adam um fast 9 Millionen u. s. w. Der mehrerwähnte Augeard, ein kompetenter Zeuge, erzählt, daß Calonne, der berühmte Finanzminister, sofort nach seinem Amtsantritt „eine Anleihe von 100 Millionen aufgenommen habe; davon wurde der vierte Theil gar nicht eingeliefert, der Rest von den Höflingen verschlungen. Man glaubt, der Graf von Artois habe 56, Monsieur (der älteste Bruder des Königs) 25 Millionen erhalten. Calonne gab dem Prinzen Condé als Ablösung für seine Rente von 300,000 auf einmal 12 Millionen und außerdem eine lebenslängliche Pension von 600,000." Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß alle Summen heute verdoppelt werden müssen.

Auf solche Weise machen sich die Großen bei der Central-Gewalt nützlich. Statt das Publikum zu vertreten, ziehen sie es vor, die Günstlinge des Fürsten sein zu wollen; die Heerde, die sie beschützen sollten, berauben sie ihrer Wolle.

IV.

Schließlich aber wird die geschundene Heerde ausfindig machen, was mit ihrer Wolle geschieht. „Früher oder später", heißt es in einer Beschwerde, die das Parlament von Dijon 1764 an den König richtete, „wird das Volk erfahren, daß die Trümmer unsrer Finanzen fortwährend verschwendet werden, und zwar als unverdiente Geschenke, als übertriebene, für ein und dieselben Empfänger vervielfachte Pensionen, als Mitgiften und Leibgedinge, als Bezahlung für unnütze Stellen. Früher oder später wird das Volk diese gierigen Hände zurückstoßen, die sich fortwährend öffnen und nie vollzuwerden scheinen; diese unersättlichen Leute scheinen nur geboren zu sein, um Alles zu

nehmen und Nichts zu haben und die ebenso herzlos wie unverschämt sind." Und sobald das Volk diese Entdeckung gemacht haben wird, werden die Schinder vereinsamt sein, denn es ist ein Merkmal einer nur an sich denkenden Aristokratie, daß sie zur Coterie wird. Sie hat das Publikum vergessen, sie vergißt obendrein ihre eigenen Untergebenen, etwa wie ein beurlaubter Generalstab, der sich gütlich thut, ohne an seine Soldaten zu denken. Kommt es eines Tages zur Schlacht, wird ihm Niemand folgen; man wird sich andere Führer suchen. Inmitten des kleinen Adels und der niedrigen Geistlichkeit werden die Hof-Seigneurs und Prälaten isolirt dastehen, weil sie nur für sich gesorgt und den Leuten, die nicht ihresgleichen sind, nichts oder doch fast nichts haben zukommen lassen. Seit einem Jahrhundert erhebt sich gegen sie ein leises Gemurmel, das stetig anschwillt und das endlich in ein Geschrei ausarten wird, in welchem der alte und der neue Geist, die feudalen und die philosophischen Ideen um die Wette brüllen werden. Der Amtmann von Mirabeau schrieb 1781: „Der Adel erniedrigt sich und geht zu Grunde*). Er erstreckt sich auf die Kinder von Blutegeln, auf schmarotzendes Bettelvolk, das seine Entstehung der Pompadour verdankt, die ihrerseits auch nur ein Geschöpf dieses Schmutzes ist. Ein Theil erniedrigt sich im Hofdienst; ein andrer mischt sich unter die Federkanaillen, die das Blut der Unterthanen des Königs in Tinte verwandeln; ein weiterer erstickt im Umgange mit feilen Richtern, den niedrigen Atomen von Kabinetsstaub, die eine Charge aus dem Kehricht aufhebt." Alle diese Emporkömmlinge alter oder neuer Abkunft bilden eine Bande, die man „Hof" nennt. „Der Hof!" ruft d'Argenson aus, „in diesem Worte steckt das ganze Uebel. Der Hof ist der Senat der Nation geworden; der geringste Kammerdiener zu Versailles ist ein Senator; die Kammerfrauen nehmen an der Regierung Theil, wenn schon nicht um zu befehlen, so doch um den Gesetzen und Bestimmungen in den Weg zu treten. Infolge dieses ewigen Hinderlichseins gibt es weder mehr Gesetze, noch Befehle, noch Befehlshaber. . . . . Unter Heinrich IV. blieben die Höflinge in ihren

---

*) Vergl. a) Lucas de Montigny, „Die Memoiren Mirabeau's"; b) Die Memoiren von d'Argenson (4. und 6. Band), des Marschalls Marmont (1. Bd.), de Ferrières' (Einleitung) von Dumouriez und die Chateaubriand's.

Häusern und waren nicht zu ruinösen Ausgaben genöthigt, um bei Hofe erscheinen zu können; daher war man auch nicht, wie man es jetzt ist, verpflichtet, ihnen Gunstbezeigungen zu erweisen. . . . . Der Hof ist das Grab der Nation" Viele adelige Offiziere ziehen sich, da sie sehen, daß die hohen Chargen nur für Höflinge erreichbar sind, unzufrieden zurück, quittiren und gehen auf ihre Güter. Andere, die die ihrigen gar nicht verlassen haben, brüten in Armuth, Müßiggang und Langeweile über ihren durch ihre Ohnmacht gereizten Ehrgeiz. 1789 sind, wie der Marquis von Ferrières bemerkt, „die Meisten des Hofes und der Minister so überdrüssig, daß sie fast Demokraten werden; wenigstens wollen sie, daß die Regierung der ministeriellen Oligarchie, in deren Händen sie sich befindet, entzogen werde"; auch verlangen sie, daß der Hofadel abgeschafft werde.

Dieselben Gefühle walten, nur noch lebhafter, im niedrigen Klerus ob; dieser ist von hohen Stellen nicht blos als Untergeordneter, sondern auch als „Plebejer" ausgeschlossen *). Schon 1766 schrieb der Marquis von Mirabeau: „Für die meisten unsrer anspruchsvollen Kirchenmänner wäre es eine Beleidigung, ihnen eine Pfarre anzubieten. Revenüen und Auszeichnungen sind da für pfründenbeziehende Aebte, für Pfründner mit der einfachen Tonsur, für die zahlreichen Kapitel. Dagegen können die eigentlichen Seelenhirten, die Mitarbeiter am heiligen Priesteramt kaum das Leben retten. Die erstere Klasse, die aus Adeligen und höheren Bürgern besteht, hat Ansprüche ohne Priesterämter; die andere hat nur Pflichten ohne Hoffnungen und fast ohne Einkommen und kann sich daher nur aus den letzten Rangstufen der bürgerlichen Gesellschaft rekrutiren. Und die Parasiten, welche die Arbeiter berauben, wollen diese unterjochen und immer mehr erniedrigen." Voltaire beklagt „das Schicksal eines Landgeistlichen, der genöthigt ist, seinem unglücklichen Pfarrkinde eine Garbe Getreides streitig zu machen, gegen ihn zu prozessiren, von Erbsen und Linsen Zehent einzuheben und sein elendes Leben mit ewigem Gezänke hinzubringen. Noch mehr beklage ich den Pfarrer mit fixem Gehalte, dem die starken

*) Vergl. a) Voltaire, „Philosoph. Wörterbuch" (Artikel „Landpfarrer"); b) Abbé Guetté, „Geschichte der Kirche Frankreichs", 12 Bände; c) „Ephémérides du citoyen", II.

Zehentbesitzer einen Gehalt von 40 Dukaten zu geben wagen, damit er das ganze Jahr hindurch bei Regen und Sonnenschein, bei Schnee und Eis, oft meilenweit weg von seinem Hause, die unangenehmsten und peinlichsten Funktionen verrichte." Seit 30 Jahren hat man getrachtet, diese Bezüge sicherzustellen und ein wenig zu erhöhen; falls dieselben nicht ausreichen, muß der Pfründen- oder Zehnten-Besitzer oder der sonstige Patron sie bis 500, später bis 700 Livres ergänzen, für den Vikar bis 200, 250 und 350. Bei den Preisen der Lebensmittel kann man im Nothfalle mit derlei Beträgen auskommen; aber man lebt unter Armen, denen man Almosen geben möchte, und man empfindet heimlich eine gewisse Bitterkeit gegen den reichen Faullenzer, der die volle Tasche für sich behält und Leute mit leerer Tasche auf wohlthätige Missionen aussendet. Der Erzbischof von Toulouse bezieht die Hälfte des Zehents von Saint-Pierre de Barjouville und gibt alljährlich nicht mehr als 8 Francs Almosen! In Bretx, ebenfalls im Toulousain, vertheilt das Kapitel der Insel Jourdain jährlich 10 Francs, obwohl es von einigen Zehenten die Hälfte, von anderen drei Viertel bezieht*). Solcher Beispiele von Mangel an Wohlthätigkeitssinn ließen sich gar viele anführen. Manche Benefiziaten geben ihren Pfarrern und Vikaren so wenig, daß diese inmitten einer Bettler-Bevölkerung selbst auf's Betteln angewiesen sind. Selbst für die Erhaltung der zu Grunde gehenden Kirchen wollen die Herren oft nichts thun, so daß die Pfarrer nicht wissen, wo Messe lesen. Ueberdies haben dieselben oft gar keine Wohnung oder doch nur eine gräuliche. Ein Geistlicher aus der Touraine erzählt: „Ich kam im Juni 1788 an. Das Pfarrhaus würde einem abscheulichen Keller gleichen, wenn es nicht für Frost und Wind offen stände. Unten befinden sich zwei steinbepflasterte, $4^1/_2$ Fuß hohe Zimmer ohne Thüren und Fenster; ein drittes, 6 Fuß hohes, dient als Salon, Speisesaal, Küche, Waschhaus, Bäckerei und Abfluß für das Hof- und Gartenwasser. Oben gibt es

---

*) Quellen: Théron de Montaugé, „Die Landwirthschaft und die landwirthschaftlichen Klassen im Toulousain". — Périn, „Die Jugend Robespierre's". — Boivin-Champeaux, „Histor. Skizze der Revolution im Depart. de l'Eure". — Hippeau, „Regierung der Normandie", 6. und 7. Band. — „Tableau moral du clergé de France", 1789.

drei ähnliche Räume, Alles geborsten, zerrüttet und einsturzdrohend, ohne festhaltende Thüren und Fenster." 1790 war dieses Haus noch nicht reparirt. Man betrachte als Gegensatz den Luxus der Prälaten mit einer halben Million Rente, den Pomp ihrer Paläste, das Jagdzeug des Bischofs von Evreux, Mr. de Dillon, die satinbeschlagenen Beichtstühle des Bischofs von Troyes, Mr. de Barral, das unzählige massivsilberne Tafelgeschirr des Bischofs Rohan von Straßburg u. s. w.

So ist das Loos der Pfarrer mit fixen Bezügen beschaffen; viele von ihnen erhalten nicht einmal diese, wenn es dem Uebelwollen des hohen Klerus so beliebt. Viele haben mit den Nebeneinkünften nur 400—500 Livres und reklamiren vergeblich die ihnen gesetzlich gebührende magere Summe. „Sollten diese Reklamationen", äußert ein Pfarrer, „von den Herren vom hohen Klerus nicht gerne bewilligt werden? Gewähren sie doch ihren Mönchen je 5000—6000 Livres Rente, während die gewiß ebenso nothwendigen Pfarrer auf ein Minimum angewiesen sind". Und von diesem Minimum wird noch ein Theil als Beitrag zum bekannten „freiwilligen Geschenk" des Klerus abgezwickt. In dieser Hinsicht, wie in so vielen anderen, werden die Armen belastet, um die Reichen zu entlasten. In der Diözese Clermont, z. B. „werden die Pfarrer, selbst die mit den niedrigsten Gehalten, mit 60, 80, 100, 120 Livres und mehr besteuert; die Vikare, die vom Schweiße ihres Angesichts leben, müssen 22 Francs bezahlen. Die Prälaten dagegen bezahlen wenig und „überdies pflegt man den Bischöfen Steuerquittungen zu Neujahrsgeschenken zu machen", wie es in Gautier de Biauzat's „Beschwerden über die Ueberbürdung des dritten Standes" (1788) heißt. Für die Pfarrer gibt es keine Hoffnung, mit Ausnahme von drei oder vier kleinen „Lakaien"-Bisthümern sind alle Kirchenwürden für den Adel reservirt. Es geht ihnen wie den Armee-Sergeanten, die alle Hoffnung, Offiziere zu werden, verloren haben. Kein Wunder, wenn sich ihr Zorn manchmal Luft macht*): „Wir unglücklichen Priester mit fixen Gehalten; wir sind gewöhnlich den größten Sprengeln zugetheilt; von unserem Schicksal wiederhallen die

---

*) Vergl. in Hippeau's „Regierung der Normandie", 6. Band, die vom März und April 1789 datirten Briefe verschiedener Pfarrer, Bischöfe und Aebte.

Steine und Sparren unsrer elenden Wohnungen; wir haben es mit Prälaten zu thun, die uns vielleicht noch Prozesse anhängen würden, weil wir uns in ihren Wäldern Stöcke abschneiden, als unsere einzige Stütze auf unseren langen Gängen. Wenn so ein Prälat dahergefahren kommt, ist der arme Mann genöthigt, sich tappend auf einer Böschung zu halten, um sich vor den Hufen der Pferde, den Rädern des Wagens und vielleicht auch der Peitsche eines impertinenten Kutschers zu schützen. Dann muß er, seinen elenden Stock in der einen, und seinen Hut — wie er ihn eben besitzen mag — in der andern Hand, flink und demüthig durch das Fenster des geschlossenen, vergoldeten Wagens hindurch den Pseudo-Hierarchen grüßen, der auf der Wolle der Heerde schnarcht, die der arme Hirt zur Weide führt und von der er ihm nur den Talg und den Koth läßt". Der ganze Brief ist ein langes Wuthgeschrei; solcher Groll erzeugt dann einen Joseph Lebon und einen Fouché. Offenbar wird der niedrige Klerus mit solchen Gefühlen und unter solchen Umständen den höheren gerade so behandeln, wie der Landadel den Hofadel; er wird zu seinen Vertretern nicht Jene wählen, „die, in Wohlstand schwimmend, ihn stets ruhig leiden ließen". Ueberall verbünden sich die Pfarrer und senden in die Ständeversammlungen nur Pfarrer; sie schließen nicht nur Domherren, Aebte, Prioren und alle anderen Pfründenbesitzer aus, sondern auch die Spitzen der Hierarchie, die Bischöfe. Daher kommt es, daß sich unter den 300 klerikalen Deputirten 208 Pfarrer befinden und gleich dem Landadel ermangeln diese nicht, das Mißtrauen und den Unwillen, die sie seit Langem gegen ihre Oberherren hegen, an den Tag zu legen. Wenn die beiden bevorzugten Stände genöthigt werden, sich in den Gemeinden die Hand zu reichen, so geschieht das, weil die Pfarrer abfallen. Wenn die Errichtung einer Ersten Kammer verworfen wird, so geschieht das, weil der niedrige Adel den großen Familien ein Vorrecht, das sie mißbraucht, nicht mehr einräumen will.

V.

Nun kommen wir zum letzten Privilegium, dem enormsten von allen: dem des Königs. In dem Generalstab erblicher Adeliger ist er

der erbliche General. Wohl ist seine Stelle keine Sinekure, wie es der Rang Jener ist, aber sie bietet ebensogroße Nachtheile und noch ärgere Versuchungen. Zweierlei ist dem Menschen verderblich: die Beschäftigungslosigkeit und die Schrankenlosigkeit; weder der Müßigang noch die Allmacht entsprechen seiner Natur. Der absolute Fürst, der Alles thun darf, wird schließlich ebenso unnütz und schädlich wie die Aristokratie, die gar nichts zu thun hat. Der König, der die ganze Gewalt an sich reißt, hat damit unbewußt auch alle Funktionen auf sich genommen, — und diese ungeheure Aufgabe übersteigt die Kraft eines Menschen. Nicht die Revolution, sondern die Monarchie war es, die in Frankreich die Centralisation der Verwaltung einführte, — das hat Tocqueville mit bedeutendem Scharfsinn als Fundamentalwahrheit festgestellt. Unter der Leitung des Ministerrathes führen drei übereinanderstehende Funktionäre alle Geschäfte, fixiren, repartiren und erheben die Steuern und die Miliz, lassen Straßen traciren und bauen, verfügen über die Gendarmerie, regeln die Landwirthschaft, bevormunden alle Sprengel und behandeln die Munizipalräthe wie Diener. Diese drei Funktionäre sind: im Mittelpunkt der General-Kontrolor, in jeder „Generalität" [Steuerbezirk], ein Intendant und in jeder „Elektion" [Unterbezirk der „Generalität"] ein Subdelegirter. „Ein Dorf", meint Turgot*), „ist nur eine Sammlung von Häusern und Hütten, sowie von Menschen, die ebenso passiv sind wie diese . . . Ew. Majestät ist genöthigt, Alles entweder selbst oder durch Ihre Mandatare zu entscheiden. Jedermann erwartet Ihre besonderen Aufträge, um zum allgemeinen Wohl beizutragen, um die Rechte Anderer zu achten, zuweilen selbst um von seinen eignen Gebrauch zu machen." Necker fügt hinzu: „Frankreich wird von den Bureaux aus regiert. Die von ihrem Einflusse berauschten Beamten unterlassen es niemals, dem Minister einzureden, daß er über jedes Detail befehlen müsse." Dieses System läßt sich in die Worte zusammenfassen: Büreaukratie im Centrum, Willkür- und Gunstherrschaft überall. „Subdelegirte, Wahlbeamte, Steuer-Direktoren, -Einnehmer und -Kontrolore, Salzbeamte, Ge-

---

*) Vergl. in Laboulaye's „Verwaltung Frankreichs unter Ludwig XVI." 4. Theil). Die Denk- und Beschwerdeschriften Malesherbes', Turgot's und Necker's.

richtsdiener, Frohn-Aufseher, sowie eine ganze Menge andrer Angestellter unterwerfen, jeder in seiner Weise, unwissende Steuerträger ihrer Autorität, wie klein diese auch sei, und betrügen, wo es nur immer angeht, ohne daß die unerfahrenen Opfer ihnen daraufkommen. Wer bezahlt, weiß nie, was er noch schulden mag; der Steuerpächter ist souveräner Gesetzgeber in allen Dingen, die sein persönliches Interesse angehen. Jede Petition zu Gunsten der Interessen einer Provinz oder der ganzen Nation wird als sträfliche Kühnheit betrachtet, wenn sie von einer einzelnen Person ausgeht; ist sie von Mehreren unterschrieben, nennt man das eine unerlaubte Vereinigung." Eine plumpe Centralisation, die ohne Kontrole, ohne Oeffentlichkeit ist, vertheilt im ganzen Lande eine Armee kleiner Paschas, die als Vertreter des Königs regieren, als Richter ihre eigenen Streitigkeiten entscheiden und zur Rechtfertigung ihrer Diebereien und Unverschämtheiten fortwährend mit dem Namen des Königs herumwerfen, der genöthigt ist, sie thun zu lassen, was ihnen beliebt, da er die Maschine infolge ihrer Verwicklung, ihrer Unregelmäßigkeiten und ihres Umfanges nicht überwachen kann. Dazu würde kaum ein um vier Uhr morgens aufstehender Friedrich der Große oder ein des Nachts im Bade diktirender, täglich 18 Stunden arbeitender Napoleon ausreichen. Nur elastische Aufmerksamkeit, unermüdliche Energie, unfehlbare Urtheilsfähigkeit, militärische Strenge und höheres Genie sind im Stande, 25 Millionen Menschen in Automaten zu verwandeln und den stets klaren, zusammenhängenden, allgegenwärtigen Willen eines Einzelnen an die Stelle des Willens Aller zu setzen. Ludwig XV. läßt die Maschine ihren Gang gehen und hüllt sich in Apathie. „Sie haben es so haben wollen und sie dachten, es sei am besten so", pflegte*) er zu sagen, wenn ministerielle Maßnahmen mißlangen. Auch äußerte er: „Wenn ich Polizei-Lieutenant wäre, würde ich die Kabriolets verbieten." Wenn er auch fühlt, daß die Maschine aus dem Gefüge geht, — er kann nichts dagegen thun. Für unvorhergesehene Fälle hat er sein Schäfchen, will sagen: seine Privatbörse, in's Trockene gebracht. Der König, bemerkte einmal die Pompadour, „würde ohne Bedenken seine Unterschrift unter eine

*) Vergl. die Memoiren von Mme Campan und Mme du Hausset.

Million setzen, schwerlich aber 100 Louis aus seinem kleinen Privatschatze hergeben.“ Ludwig XVI. versucht anfänglich, einen Theil des Räderwerks zu entfernen, durch besseres zu ersetzen und die Reibung des Restes zu verringern; aber die Stücke sind zu schwer und zu verrostet, so daß er sie nicht adjustiren, nicht miteinander in Einklang bringen und nicht auf ihren Plätzen festhalten kann, — seine Hand fällt ohnmächtig und ermüdet ab. Er begnügt sich, persönlich sparsam zu sein, läßt aber den öffentlichen Wagen in den Händen Calonne's, mit neuen Mißbräuchen beladen, sein altes Geleise fahren, aus dem er nur entgleisen wird, um ganz in Trümmer zu gehen.

Ohne Zweifel mißfällt den Königen das Unrecht, das sie thun oder das man in ihrem Namen begeht, oder es kränkt sie; aber im Grunde genommen ist ihr Gewissen nicht unruhig. Sie haben vielleicht Mitleid mit dem Volke, aber sie fühlen sich diesem gegenüber nicht schuldig, denn sie sind dessen Souveräne, nicht dessen Mandatare. Frankreich gehört ihnen, wie irgend eine Domäne irgend einem Seigneur gehört. Und ein Seigneur genießt Ehre, wenn er auch verschwenderisch und nachlässig ist. Er vergeudet sein Vermögen und dafür kann ihn Niemand zur Rechenschaft ziehen. Auf der Feudalherrschaft beruhend, ist das Königthum gleich ihr ein Besitz, eine Erbschaft, und es wäre Treulosigkeit, fast Verrath seitens eines Fürsten, jedenfalls Schwachheit und Gemeinheit, irgendwelchen Theil des Unterpfandes, das er von seinen Vätern intakt erhalten, um es seinen Kindern intakt zu hinterlassen, an die Unterthanen abzutreten. Nach der mittelalterlichen Tradition ist er Eigenthümer Frankreichs und Befehlshaber der Franzosen; nach der Theorie der Legisten ist er, wie Cäsar, der einzige und permanente Repräsentant der Nation; nach der Lehre der Theologen ist er, wie David, der geheiligte und specielle Abgesandte Gottes. Mit all' diesen Titeln ausgestattet, wäre es merkwürdig, würde er die Staats-Einnahmen nicht als seine eigenen betrachten und oft nach diesem Grundsatze handeln. In dieser Beziehung fällt es uns heutzutage schwer, uns auf diesen Standpunkt zu stellen, — so verschieden ist der gegenwärtige von dem damaligen; aber damals eben war dieser Gesichtspunkt des Königs ein allgemein acceptirter. Sich in die Angelegenheiten des Königs zu mischen, schien ebenso seltsam zu sein, wie sich

um die eines Privatmannes zu bekümmern. Erst Ende 1788 wird*) im berühmten Salon des Palais-Royal „mit unbegreiflicher Kühnheit und Thorheit behauptet, daß in einer wahren Monarchie die Staatseinnahmen nicht der Verfügung des Souveräns sollten anheimgestellt sein, daß ihm nur eine für seinen Haushalt, seine Vergnügungen, Geschenke und Gnaden ausreichende Summe sollte gegeben werden und daß der Ueberschuß in den Staatsschatz fließe, um nur für von der Vertretung der Nation gebilligte Zwecke verwendet zu werden." Den König auf eine Civilliste beschränken, an neun Zehntel seines Einkommens Hand anlegen, — welches Attentat! Die Ueberraschung wäre nicht größer, wenn man heutzutage vorschlüge, jedem Millionär sein Vermögen zu nehmen, ihm davon einen kleinen Theil für seinen Unterhalt zu gewähren und den Rest von der Regierung für gemeinnützige Zwecke verwerthen zu lassen. Ein geistvoller vorurtheilsloser Generalpächter rechtfertigt den Ankauf von Saint-Cloud mit den Worten: „Das ist ein Ring für den Finger der Königin." Ein Ring, der 7,700,000 Francs kostete, allerdings, aber — „der König hatte 477 Millionen Rente. Was würde man sagen, wenn ein Privatmann mit 477,000 Rente einmal in seinem Leben seiner Frau Diamanten für 7000—8000 Francs gäbe?"**) Man würde sagen, die Gabe sei mäßig und der Mann vernünftig.

Um die Geschichte der französischen Könige richtig zu verstehen, muß man sich stets vor Augen halten, daß Frankreich ihr Besitzthum ist, ein vom Vater auf den Sohn vererbter Pachthof, zuerst klein, dann allmälig vergrößert, schließlich ungeheuer vergrößert, weil der stets auf der Lauer befindliche Eigenthümer Mittel gefunden hat, auf Kosten seiner Nachbarn zahlreiche Erwerbungen zu machen. Nach 800 Jahren hat er auf solche Art 27,000 Quadratmeilen erworben. Zweifellos sind in verschiedenen Hinsichten sein Interesse und seine Eitelkeit mit der öffentlichen Wohlfahrt im Einklang, und im Ganzen genommen hat er nicht schlecht gewirthschaftet; schon der Umstand, daß er sich immer mehr vergrößert, beweist, daß er besser gewirthschaftet als viele Andere. Ueber-

---

*) Siehe Geffroy, „Gustav III. und der französische Hof", 2. Band.

**) Vergl. Augeard's Memoiren.

dies umgeben ihn viele erfahrene Leute, alte, in den Geschäften wohlbewanderte und der Domäne ergebene Familienräthe, gute Köpfe mit grauen Bärten, und machen ihm respektvoll Vorstellungen, wenn er zuviel ausgibt; oft veranlassen sie ihn auch zu nützlichen Werken, Straßen, Kanälen, Invalidenhôtels, Militärschulen, wissenschaftlichen Instituten, Wohlthätigkeitsanstalten, Beschränkung der todten Hand, Duldung von Ketzern, Verbot klösterlicher Gelübde vor dem 21. Jahre, Provinzialversammlungen und zu anderen Leistungen oder Reformen, die einen Feudal-Staat in einen modernen verwandeln. Aber feudal oder modern, der Staat ist stets sein Eigenthum, das er ebenso mißbrauchen als gebrauchen darf, und wer allzufreien Gebrauch macht, wird es auch an Mißbrauch nicht fehlen lassen. Er müßte ein Heiliger sein wie Ludwig IX. oder ein Stoiker wie Markus Aurelius, wenn die persönlichen Motive bei ihm nicht gewöhnlich den Sieg über die öffentlichen davontragen sollten; er ist jedoch nur ein Seigneur, ein seinen Höflingen ähnlicher Weltmann, nur noch schlechter erzogen, schlechter berathen, umworbener, versuchter und verblendeter. Mindestens hat er wie sie seine Eitelkeit, seinen Geschmack, seine Verwandten und Maitressen, seine Gemahlin, seine Vertrauten, — lauter intime, vorwiegende Faktoren, mit denen zuerst gerechnet, die zuerst befriedigt werden müssen; die Nation kommt erst nachher an die Reihe. Ein ganzes Jahrhundert hindurch, von 1672 bis 1774 bilden die Gründe für seine Kriegsführung nur Eitelkeit, Familien-Interesse, Privateinflüsse oder Weiberlaunen. Ludwig XV. unternimmt seine Kriege schlecht und führt sie noch ärger durch. Madame de Genlis erzählt, daß die Pompadour dem Marschall d'Estrées „über die Feldoperationen schrieb, Pläne für ihn ausarbeitete und auf dem Papier durch Tüpfelchen die Plätze bezeichnete, deren Vertheidigung oder Angreifung sie ihm anrieth." Ludwig XVI. ist in seiner ganzen auswärtigen Politik vom ehelichen Netz behindert worden. Ludwig XV. hat für die Pompadour — wie aus einem handschriftlichen Verzeichniß in der Versailler Präfektur hervorgeht — über 36 Millionen ausgegeben*), d. h. über 72 Millionen

---

*) Vergl. a) d'Argenson's Memoiren; b) Arneth und Geffroy, „Marie Antoinette"; c) Granier de Cassagnac, „Ursachen der französischen Revolution".

in heutigem Gelde. 1751 hat er in seinen Ställen 4000 Pferde stehen und sein Haushalt kostet im selben Jahre 68 Millionen, fast ein Viertel des Staatseinkommens. All' das kann nicht befremden, wenn man den Souverän mit den Augen jener Zeit betrachtet, d. h. als Schloßherrn, der sein Erbgut genießt. Er baut, er empfängt, gibt Feste, jagt und bringt sein Geld seinem Range gemäß an. Da er Herr seines Geldes ist, gibt er davon Jedem, der ihm zu Gesichte steht, und jede solche Wahl seinerseits ist eine Gunst. Der Abt von Vermont schreibt 1774 an Kaiserin Maria Theresia: „Ew. Majestät weiß besser als ich, daß seit undenklichen Zeiten drei Viertheile der Stellen, Würden und Pensionen nicht durch Verdienste, sondern durch Gunst und Einfluß erlangt werden. Die Gunst war ursprünglich durch Geburt, Verbindungen und Vermögen motivirt; fast stets besteht ihre wirkliche Basis nur in Protektion und Intriguen. Dieser Zustand der Dinge ist so eingewurzelt, daß er als eine Art Gerechtigkeit selbst von Jenen geduldet wird, die darunter am meisten leiden. Ein „bon gentilhomme", der nicht mit Hofverbindungen und enormen Ausgaben glänzen könnte, dürfte es nicht wagen, ein Regiment zu beanspruchen, und wären seine Verdienste noch so hervorragend und seine Herkunft noch so alt. Vor 20 Jahren wurden die Söhne der Herzöge, Minister und Höflinge, die Verwandten und Schützlinge der Maitressen zu 16 Jahren Colonels. Choiseul erregte einen Sturm von Protesten, als er hiefür ein Minimal-Alter von 23 Jahren festsetzte, und überließ, um die Gunst und Willkür zu entschädigen, der Gnade des Königs und der Minister die Ernennung von Oberstlieutenants- und Majorstellen, die bis dahin gesetzlich von der Dienstdauer abhingen, sowie die Besetzung der Statthaltereien, der Stadt- und Provinz-Kommandanturen. Man hat diese, gleich den Regimentern nur auf dem Wege des Einflusses und der Gunst erreichbaren Stellen stark vermehrt. Dasselbe ist der Fall mit dem rothen und dem blauen Band, zuweilen selbst mit dem Kreuz- des heiligen Ludwig. Die Bisthümer und Abteien hängen noch konsequenter vom Einflusse ab, von den finanziellen Aemtern gar nicht zu reden. Die Justizstellen werden noch am meisten nach geleisteten Diensten verliehen und doch spielt auch hier der Einfluß und die Empfehlung eine große Rolle." Als Necker sein Amt antritt,

findet er den Staatsschatz mit 28 Millionen für Pensionen belastet, und kaum tritt er aus, ergießt sich ein Millionen-Geldregen auf die Höflinge; selbst während seiner Verwaltung hört der König nicht auf, die Freunde und Freundinnen seiner Frau zu bereichern, der Gräfin von Polignac 400,000, ihrer Tochter 800,000, ihrem Geliebten eine Pension von 30,000, ihr selbst noch ein Leibgedinge von 35,000 Francs Rente zu geben, der Fürstin Lamballe jährlich 100,000 Ecus zu gewähren u. s. w. Unter Calonne wird die Verschwendung wahnsinnig. Man wirft dem König Geiz vor und will, daß er nicht spare. Er wird aus seinem Geleise gebracht und beginnt zu geben, zu kaufen, zu bauen, zu tauschen, den Höflingen zu Hilfe zu kommen, Alles als Grandseigneur, d. h. das Geld scheffelweise zum Fenster hinauswerfend. Um den falliten Guéménées beizustehen, kauft er ihnen drei Güter, die sie kurz vorher um 4 Millionen gekauft, um 12½ Millionen ab; für zwei andere Güter, die kaum 34,000 Livres abwerfen, überläßt er ihnen Dombes, das fast 70,000 abwirft. Das Haus Polignac erhält fortwährend 700,000 Francs Pensionen, das Haus Noailles solche im Betrage von 2 Millionen jährlich. Der König hat ganz vergessen, daß alle seine Gnaden mörderisch sind, denn wenn er „einen Höfling 6000 Livres Pension gibt, gibt er ihm die Taille von sechs Dörfern"*). Bei dem Zustande des Besteuerungswesens beruht die Freigebigkeit des Monarchen auf dem Schweiße der Bauern; der König läßt durch seine Beamten den Armen ihr Brod nehmen, um den Reichen Karossen zu verschaffen. Kurz, der Mittelpunkt der Herrschaft ist der Mittelpunkt des Uebels; von diesem gehen alle Ungerechtigkeiten und alles Elend wie von einem Schmerzensherde aus. Hier ist der Höhepunkt des öffentlichen Geschwüres und hier wird dieses platzen.

VI.

Das wird die gerechte und verhängnißvolle Folge des Privilegiums sein, das man zu seinem eigenen Nutzen ausbeutet, statt es zum Nutzen Anderer auszuüben. Die Worte „Sire, Lord, Seigneur" haben die

*) Quellen: Arneth und Geffroy, „Marie Antoinette", 2. und 3. Band. — Marquis von Mirabeau, „Abhandlung über die Bevölkerung." — Denkschrift an den Syndikus der Gläubiger (Nationalarchive, Faszikel H).

Bedeutung „Beschützer, Ernährer, Aeltester, Führer." Wer das ist, dem kann man nicht zu viel geben, denn es gibt keine höheren und schwierigeren Funktionen als jene. Es ist aber nöthig, daß er sie erfülle, sonst wird man ihn in Zeiten der Gefahr im Stiche lassen. Schon jetzt, lange vor dem Eintritt der Gefahr, gehört die Truppe nicht mehr ihm; sie geht nur noch aus Gewohnheit mit ihm und ist nur noch eine Anhäufung von Individuen, aber nicht mehr ein organisirtes Korps. Während in Deutschland und England das aufrechtgehaltene oder umgestaltete feudale System noch eine lebendige Gesellschaft ist, umfaßt dessen mechanischer Rahmen in Frankreich nur menschlichen Staub. Man findet noch die materielle, aber nicht mehr die moralische Ordnung der Dinge. Eine schleichende, tiefgehende Revolution hat die geschlossene Hierarchie anerkannter Oberhoheiten und freiwilliger Unterwürfigkeiten zerstört. In dieser Armee sind die Gefühle, welche aus Einigen die Leiter, und die Gefühle, welche aus den Anderen die Subordinirten machen, verschwunden; die Rangunterschiede sind nur noch an den Kleidern kenntlich; aus dem Bewußtsein und dem Gewissen sind sie entschwunden. Es mangelt an einer Hauptbasis einer soliden Armee: dem legitimen Einfluß der Offiziere, dem berechtigten Vertrauen der Soldaten, dem täglichen Austausch gegenseitiger Anhänglichkeit, der Ueberzeugung, daß Jeder Allen nützlich ist und daß die Chefs nützlicher sind als Alle. Wie sollte man auch eine solche Ueberzeugung in einer Armee finden, deren Generalstab nichts zu thun hat als auswärts zu speisen, seine Epauletten zur Schau zu tragen und doppelte Gehalte einzustreichen? Schon vor dem schließlichen Zusammenbruch ist Frankreich aufgelöst. Der Grund hievon ist: Die Privilegirten haben ihren Charakter *öffentlicher Männer* verlernt.

Zweites Buch.

Sitten und Charaktere.

Quellen:

Alfieri, Memorie (1768). I.

Andrews (John), A comparative view of the French and English nations (1785).

Archives nationales, O I: 710 bis 736; 738; 778; 2805.

Argenson (de), Mémoires: Février 1752, Février 1753.

Arneth (de) et Geffroy, Marie Antoinette; I., II., III.

Aubertin, L'esprit public au 18ème siécle.

Babeau (Albert), Histoire de Troyes pendant la révolution. I.

Baireuth (Markgräfin von), Memoiren.

Barbier, Journal. III. (Décembre 1750.)

Berquin, L'ami des enfants.

Berry (Société du), Comptes rendus (1863—64).

Beugnot, Mémoires. I.

Bezenval, Mémoires. II.

Boiteau (Ed.), État de la France en 1789.

Bretonne (Rétif de la), Vie de mon père.

Campan (Madame de), Mémoires. I., II., III.

Casanova von Seingalt's Denkwürdigkeiten.

Caylus (Madame de), Souvenirs.

Champfort, Caractères et anecdotes.

Chateaubriand, Mémoires. I.

Choiseul (Duc de), Mémoires.

Collé, Journal. III.

Compte général des revenus et dépenses fixes au 1er mai 1789.

Cousin (Jules), Le comte de Clermont.

Crébillon fils, La nuit et le moment. IX.

Dangeau, Mémoires. VI.

Dumont d'Urville, Journal de, 1830.

Dumouriez, Mémoires. III. (Juillet 1789.)
Epinay (Madame d'), Mémoires.
Fleury, Mémoires. (Mit Vorsicht zu benutzen.)
Foisset, Le président de Brosses.
Geffroy, Gustave III et la cour de France. (Novembre 1786.).
Genlis (Madame de): a) Mémoires; b) Adèle et Théodore; c) Souvenirs de Félicie; d) Théâtre d'éducation, II.; e) Les dangers du monde; f) Dictionnaire des étiquettes.
Georgel (Abbé), Mémoires.
Goncourt: a) La femme au 18ème siècle; b) L'art au 18ème siècle, I.
Hausset (Madame du), Mémoires.
Hézecques (comte d'), Souvenirs d'un page de la cour de Louis XVI.
Hippeau, Le gouvernement de Normandie. 9 Bände.
Histoire de France par estampes (1687).
Julien, Histoire du théâtre de Madame de Pompadour.
Laclos, Les liaisons dangereuses.
Laporte, Mémoires (1632).
Lauzun (Duc de), Mémoires.
Leroi, Histoire de Versailles. II.
Lesage: a) Gil Blas; b) Crispin rival de son maître.
Lévis (Duc de), Souvenirs et portraits.
Loménie (de), Beaumarchais et son temps. I.
Luynes (de), Journal. IX., X., XIV., XV. XVI.
Maintenon (Madame de), Correspondance.
Maison (la) du roi justifiée par un soldat citoyen; et: La future maison du roi. (1786, 1789, 1790.)
Malouet, Mémoires. II.
Mercier, Tableau de Paris. I., IV., V., IX.
Merlin de Thionville, Vie et correspondance de.
Métra et Imbert, Correspondance secrète. I., II., III., V., XIII., XIV., XVI.
Mirabeau (marquis de), Traité de la population.
Montgaillard, Histoire de France. II.
Montigny (Lucas de), Mémoires de Mirabeau. I.
Montlosier (de), Mémoires. I.
Necker: a) Administration des finances, II.; b) Compte rendu, II.; c) Oeuvres complètes, XV.
Nicolardot, Journal de Louis XVI.
Oberkirk (Madame d'), Mémoires. I. II.
Paris, Versailles et les provinces au 18ème siècle. III.
Plumptre (Anne), Narrative of a three years residence in France, 1802—1805. II.
Retz (Cardinal de), Mémoires.
Richelieu, Vie privée du maréchal de.
Rochejacquelein (Madame de la), Mémoires.
Saint-Aulaire, Correspondance inédite de Madame du Deffant. I.

Sainte-Beuve: a) Causeries du lundi. VIII.; b) Nouveaux lundis, VII., XII.
Saint-Simon, Mémoires. XII., XIII., XVI.
Sand (George), Histoire de ma vie. I., V.
Ségur (de), Mémoires, I.
Sénac de Meilhan, Considérations sur les moeurs.
Staël (Madame de), Corinne.
Stendhal (Beyle), Rome, Naples et Florence.
Taine (Henri), Histoire de la littérature anglaise. III. IV.
Tilly (de), Mémoires. I.
Valfons (marquis de), Mémoires.
Vigée-Lebrun (Madame), Souvenirs. I.
Volney, Tableau du climat et du sol des États-Unis d'Amérique.
Voltaire: a) Princesse de Babylone; b) Entretiens entre A, B, C. (15. Stück).
Walpole (Horace), Letters. (January 1766.)
Warroquier, Etat de la France en 1789. I. II.
Young (Arthur), Travels in France, 1786—89. I.

Erstes Kapitel.

Merkmale der Sitten im vorrevolutionären Frankreich. Der Hof und das Repräsentationsleben.

I. Versailles; äußere Erscheinung und moralische Beschaffenheit. — II. Der König; sein Haushalt, seine Ausgaben, sein Militär, sein Stall, seine Jägerei, seine Kapelle, seine Reisen. — III. Der König; seine Gesellschaft, seine Hausbeamten. — IV. Der König; seine Beschäftigungen; Messe, Mahlzeiten, Promenaden, Jagden, Soiréen, Spiel; fortwährende Repräsentation. — V. Amüsements der königlichen Familie und des Hofes. Ludwig XV. Ludwig XVI. — VI. Prinzen und Prinzessinnen. Hofseigneurs. Finanziers und Parvenüs. Gesandte, Minister, Gouverneure. — VII. Prälaten, Provinz-Seigneurs und Klein-Adel. Die Feudal-Aristokratie ist zu einer Salongesellschaft geworden.

Ein Generalstab, der mehr denn hundert Jahre lang auf Urlaub ist, sammelt sich um einen Chefgeneral, der empfängt und einen Salon hält, — damit ist in Kürze die Beschaffenheit der Sitten und Gebräuche im vorrevolutionären Frankreich charakterisirt. Wer dieselben verstehen will, muß zuerst ihren Mittelpunkt und ihre Quelle betrachten: den Hof. Wie das ganze alte Regiment, ist auch dieser die leere, überlebende Form einer militärischen Einrichtung. Die Ursachen sind verschwunden, die Wirkungen bleiben; die Gewohnheit überlebt die Nütz-

lichkeit. Als einst, während der frühesten Feudalzeiten, der König im Feldlager oder in den Zwingburgen mit den Adeligen ein einfaches, kameradschaftliches Leben führte, dienten ihm dieselben physisch; der Eine gab ihm Wohnung, der Zweite speiste ihn, der Dritte half ihm bei der Toilette, der Vierte bekümmerte sich um seine Falken und Pferde. Später, unter Richelieu und während der Fronde, erforderte es die fortwährende Gefahr, daß sie seinen Palast bewachten, ihn bewaffnet eskortirten und stets bereit waren, den Degen für ihn zu ziehen. Auch jetzt umgeben sie ihn emsig, den Degen an der Seite; sie harren auf ein Wort von ihm, beeilen sich, seine Winke wie Befehle auszuführen, und selbst die Höchststehenden scheinen ihm häusliche Dienste zu leisten. Aber an die Stelle *wirksamer* Dienstleistung ist die pompöse Parade getreten und die Adeligen sind keine nützlichen Werkzeuge mehr, sondern nur noch Verzierungen; sie treten standesgemäß auf und machen Aufwand in der Umgebung des Königs, der selbst standesgemäß auftritt und Aufwand macht und zu dessen Glanz sie mit ihren Persönlichkeiten beitragen.

I.

Man muß gestehen, daß der Glanz wirklich glänzend ist und daß man seit den Festtagen der italienischen Renaissance solche Pracht nicht wiedergesehen hatte. Man vergegenwärtige sich nur die endlosen Wagenreihen zwischen Paris und Versailles. Sogenannte „enragirte" Pferde, die auf besondere Art gefüttert werden, legen den Weg hin und her in drei Stunden zurück. Man fühlt beim ersten Anblick, daß man in einer Stadt weilt, die ein Unikum in ihrer Art ist und deren Form, Ursprung und Benutzung von einander getrennt in's Auge gefaßt werden müssen. Versailles zählt wohl 70—80,000 Einwohner und ist eine der größten Städte des Landes; in Wirklichkeit aber wird es vom Leben eines einzigen Mannes erfüllt und bevölkert, und es ist nichts als eine königliche Residenz, ganz dazu eingerichtet und angethan, den Bedürfnissen und Vergnügungen, der Gesellschaft und Repräsentation des Königs Rechnung zu tragen. Zwar gibt es hie und da Wirthshäuser, Schuppen, Schänken, Baracken für Arbeiter, Soldaten und die niedrige Dienerschaft; ohne Handlanger geht eben selbst die schönste

Apotheose nicht ab. Der Rest aber besteht aus großartigen Palästen mit Façaden aus Bildhauerarbeit, mit Karnießen und Säulengeländern, mit monumentalen Treppen. Diese herrschaftlichen Gebäude sind symmetrisch um den kolossalen, grandiosen Palast des Königs herum gebaut und beherbergen die vornehmsten Familien beständig. Hier findet man die Orléans, die Condés, die Penthièvres, die Noailles, die Broglies und viele Andere. Dazu kommen all' Jene, die zehn Meilen in der Runde — in Paris, Sceaux, Saint-Germain, Bellevue u. s. w. — wohnen und deren Häuser eine Krone von architektonischen Blumen bilden, aus der jeden Morgen ebensoviele vergoldete Wespen herausfliegen, um in Versailles zu glänzen und Honig zu sammeln. Jedes Jahr werden etwa hundert von ihnen, Herren und Damen, officiell vorgestellt; im Ganzen sind ihrer zwei- oder dreitausend. Sie bilden die Gesellschaft des Königs, diese Damen, die ihm den Hof machen, und diese Herren, die mit ihm ausfahren. Ihre Hôtels sind ja nahe genug, sie können also zu jeder Stunde bereit sein, seinen Salon oder sein Vorzimmer zu füllen.

Ein solcher Salon hat natürlich eine entsprechende Anzahl von Anhängseln. Nach hunderten kann man in Versailles die dem Dienste des Königs und der Seinigen gewidmeten Gebäude zählen. Seit den Tagen der Cäsaren hat kein menschliches Wesen unter der Sonne soviel Raum eingenommen. Die Straßen Rue des Réservoirs, Rue de Bons-Enfants, Rue de la Pompe und Rue Satory sind fast ganz mit derlei Häusern gefüllt. In der ganzen Stadt kann man keine hundert Schritte gehen, ohne auf ein Stück Hof-Architektur zu stoßen, — es ist rein unmöglich, all' diese Häuser hier namentlich anzuführen oder einen Begriff zu geben von ihrer Menge und ihrem Umfange. Das heutige Versailles, das verstümmelt und anderen Zwecken angepaßt ist, bildet nur Trümmer der vorrevolutionären Residenzstadt. Die drei auf den großen Platz mündenden, 78 Meter breiten und 780 Meter langen Avenüen waren nicht zu umfangreich für die Menge, die Entfaltung und die betäubende Geschwindigkeit der Eskorten und der „à la offenes Grab"*) daherrasenden Karossen. Die zwei Ställe

*) Damals wurden nämlich — daher diese Redensart — in Paris fast täglich Fußgänger von den rasch galloppirenden Modekutschen überfahren.

gegenüber dem Schlosse mit ihrem 62 Meter langen Gitterwerk kosteten 1682 drei Millionen — was heutigen 15 gleichkommt — und waren so groß und schön, daß sie sogar unter Ludwig XIV. bald als Theater-, bald als Ballsaal, bald als Cirkus für die Reiteraufzüge der Prinzen dienten. Man betrachte nur die Gestaltung des Riesenplatzes, der sich halbkreisförmig zwischen den Ministerhôtels durchwindet, um schließlich von dem prunkvollen Marmorhof eingerahmt zu werden, wo die Pilaster, Statuen, Giebel und die von Stockwerk zu Stockwerk angehäuften Verzierungen die majestätische Steifheit ihrer Linien und die überladene Ausstellung ihrer Dekoration himmelhoch emporstrecken. Nach einem gebundenen, das Mansart'sche Wappen tragenden Manuskript kostete dieser Palast 153 Millionen Francs; heute würde er, unter sonst gleichen Verhältnissen, etwa 750 Millionen kosten. Schon 1690, bevor noch die Kapelle und der Schauspielsaal erbaut waren, hatte er über 100 Millionen verschlungen. Solchergestalt sind die Anforderungen königlicher Repräsentation! Noch sichtbarer ist diese Repräsentation auf der andern Seite von Versailles, bei den Gärten. Die Rasen und der Park stellen einen Salon im Freien vor; hier hat die Natur ihre Natürlichkeit verloren und ist gänzlich geändert und den Anforderungen der Geselligkeit angepaßt worden. Dieser Ort ist nicht zur Einsamkeit und Erholung bestimmt, sondern zur Promenade in Gesellschaft und zu gegenseitigem Begrüßungsaustausch. Diese kerzengraden Hagebuttenhecken sind Mauern mit Tapeten; jene glattgeschorenen Buchsbaumgänge sehen aus wie Vasen und Leiern. Die Rasen gleichen geblümten Teppichen. In den regelmäßigen, gradlinigen Alleen wird der König, den Spazierstock in der Hand, sein ganzes Gefolge um sich gruppiren. Sechzig Damen in gewirkten Kleidern und in Reifröcken von 24 Fuß Durchmesser werden mühelos auf den Stufen dieser Treppen Platz finden. Im Schatten dieser Zimmer aus lebendem Grün wird die fürstliche Gesellschaft ein Mahl einnehmen können. Unter diesem runden Portikus werden alle Seigneurs, die bei Hofe Zutritt haben, irgend welchen neuen Wasserspielen zusehen können. Ihresgleichen blicken ihnen selbst in den die Alleen und Bassins bevölkernden Marmor- und Broncefiguren entgegen, im würdevollen Apollo-Gesicht, in der theatralischen Jupiter-Miene, in der

weltlichen Leichtigkeit und gesuchten Nonchalance einer Diana und Venus.

Die Anstrengungen einer ganzen Gesellschaft während eines ganzen Jahrhunderts haben es dahin gebracht, daß das Gepräge des Hofes stark geworden ist und sich den Details wie dem Ensemble, den materiellen wie den geistigen Zuständen aufgedrückt hat.

II.

„Wer den Pomp zu Versailles nicht gesehen", schreibt Chateaubriand, der 1787 bei Hofe eingeführt wurde, in seinen Memoiren, „hat gar nichts gesehen. Selbst nach der Reducirung des Haushaltes sah es noch immer à la Ludwig XIV. aus." Es ist das ein Gewimmel von Livreen, Uniformen, Kostümen und Equipagen, ebenso glänzend und mannigfaltig wie auf einem Gemälde. Ich wollte, ich hätte acht Tage in dieser Welt leben dürfen, die zum Malen wie geschaffen und ausdrücklich zur Augenweide bestimmt ist, wie eine Scene in der Oper. Wie sollen wir uns aber heute Leute vorstellen, für die das Leben eine Oper ist? In der Zeit, von der wir reden, bedarf der Große eines großen Haushaltes; sein Gefolge und seine Ausstattung bilden einen Theil seiner Persönlichkeit und er würde sich etwas vergeben, hätte er von Beiden nicht soviel als möglich und so schön als es seine Mittel nur irgend gestatten. Eine Leere in seinem Hause würde ihn entsetzen, wie uns ein Loch in unsrem Rocke. Wenn er sich einschränkt, kommt er herunter; als Ludwig XVI. Reformen in seiner Hauswirthschaft einführte, sagte man, er handle wie ein Bürger. Sobald ein Prinz oder eine Prinzessin großjährig wird, richtet man ihnen einen Haushalt ein, und sobald ein Prinz heirathet, wird auch seiner Frau ein Haushalt eingerichtet. Unter Haushalt ist hier eine Repräsentation mit 15—20 Gruppen zu verstehen, als da sind: Ställe, Jagdamt, Kapelle, Garderobe, ärztliche Abtheilung, Rechnungswesen, Küche, Keller, Rath-Abtheilung u. s. w. Ohne all' das würde man sich für keine Prinzessin halten. 1771 bezahlt man für die Einrichtung der Gräfin von Artois 3 Millionen. Ein einziges Gemach für Madame Adelaide kostet 800,000 Livres. Beim Herzog von Orléans gibt es 274, bei den Prinzessinnen 210, bei Madame Elisabeth 68, bei der Gräfin

von Artois 239, bei der Gräfin von Provence 256, bei der Königin 486 Chargen. Als es sich darum handelt, der einen Monat alten Tochter der Königin einen Haushalt zu bilden, will diese, wie der österreichische Gesandte Mercy berichtet, „eine schädliche Verweichlichung und einen unnützen Schwall von Dienstleuten vermeiden und Alles unterdrücken, was (in der jungen Prinzessin) den Stolz nähren könnte; trotz dieser Einschränkung wird sich die Zahl der dem ausschließlichen Dienste der kleinen königlichen Persönlichkeit gewidmeten Leute auf 80 belaufen.“ Aus dem Umstande, daß Warroquier selbst 1789 nur 15 Chargen für dieselbe Prinzessin anführt, geht hervor, wie unverläßlich die officiellen Daten sind. Der civile Haushalt von Monsieur (dem ältesten Bruder des Königs) umfaßt 420, sein militärischer 179, die beiden Haushaltungen des Grafen von Artois 456 und 237 Chargen. Drei Viertel sind blos für das Auge da. Mit ihren Stickereien und Tressen, mit ihrer degagirten, höflichen Miene, ihrem aufmerksamen und diskreten Aussehen, ihrer hübschen Art, zu grüßen, zu gehen und zu lächeln, nehmen sie sich gut aus, wenn sie im Vorzimmer in Reih' und Glied stehen oder in Korridoren gruppenweise vertheilt sind. Selbst die Küchen- und Stall-Armee hätte ich gerne gesehen, es sind das die Statisten, die den Hintergrund des Gemäldes ausfüllen.

Von dem Eklat der Planeten schließe man nun auf den Glanz der Sonne. Der König bedarf einer Garde, einer Infanterie, einer Kavallerie, einer Leibgarde, einer französischen und zweier schweizerischer Garden, einer Garde-Reiterei, einer Garde-Gendarmerie, einer Thorwache. Dies ergibt 9050 Mann, die jedes Jahr 7,681,000 Livres verschlingen, und zwar soviel nach den Reduktionen von 1775 und 1776, jedoch vor jenen von 1787. Vier Kompagnien französischer und zwei Kompagnien schweizerischer Garden paradiren täglich im Ministerhofe, und wenn der König ausfährt, um nach Paris oder Fontainebleau zu gelangen, ist das Schauspiel prächtig. Vier Trompeter gehen dem Zuge voraus, vier andere folgen demselben; die Schweizergarden auf der einen, die französischen auf der andern Seite bilden endlose Hecken. Vor den Pferden marschiren die „hundert Schweizer“ im Kostüme des 16. Jahrhunderts — Knebelspieß, Halskrause, Federbuschhut, buntscheckiges Wams; — an ihrer Seite die Polizeigarden mit

vergoldeten Rockschnüren, scharlachenen Aufschlägen und von Gold- und Silberstickereien und Trodbeln strotzenden Uniformen. In allen Korps ragen die Offiziere, Musikanten und Trompeter durch den blendenden Glanz ihrer Uniformen hervor. Die Pauke, die an einem goldgewirkten, mit Malerei überladenen Sattelbogen hängt, ist werth, in eine Mobilien-Kuriositätenkammer gestellt zu werden; der zimbelschlagende Neger der französischen Garden gleicht einem Kalifen in einem Feenmärchen. Hinter dem Wagen und an dessen Seiten marschiren die Leibgarden mit Degen und Karabinern, in rothen Hosen, hohen schwarzen Stiefeln und blauen, mit Weißstickerei ausgenähten Röcken; sie sind Alle adelig und man hat ihrer 1200 aus dem Adel gewählt, je nach ihrer Taille, à la Friedrich Wilhelm. Unter ihnen sind die intimsten die sogenannten „gardes de la manche“, d. h. jene, die in der Kirche und bei allen Ceremonien ihr Angesicht fortwährend dem König zuwenden, um „ihn von allen Seiten im Auge zu behalten"; sie halten zu seiner Sicherheit ihre Damascener-Partisanen in der Hand, und sie tragen weiße, mit Gold- und Silberflitter verzierte Waffenröcke. Wie man sieht, sorgt der König gut für seine Sicherheit. Da er aber nicht nur Edelmann, sondern auch Kavalier ist, bedarf er noch anderer Dinge; z. B. eines angemessenen Stallhofs. Dieser umfaßt vor den Reduktionen 3000, nach denselben 1857 Pferde, ferner 217 Wagen, 1458 Mann Personal, deren Livreen allein jährlich 540,000 Francs kosten, 38 Ehren- und gewöhnliche Stallmeister. Außerdem bedarf er 20 Gouverneure, Untergouverneure, Almoseniers, Professoren, Köche und Diener blos zur Beaufsichtigung, Erziehung und Bedienung der Pagen; 30 Doktoren; Apotheker, Krankenwärter, Intendanten, Schatzmeister, Arbeiter und bezahlter Hoflieferanten; diese Nebendienste nehmen im Ganzen über 1500 Personen in Anspruch. Vor den Reformen von 1786 gibt man jährlich nahezu eine halbe Million, nach denselben noch immer 250,000 Francs für neuangekaufte Pferde aus, und im Limousin und in der Normandie unterhält man Gestüte. Täglich werden in zwei Reitschulen 287 Pferde eingeübt. Der „große" Stall enthält 437, der „kleine“ 443 Sattelpferde. All' das kostet im Jahre 1775 4,600,000 Francs, ist 12 Jahre später auf 6,200,000 gestiegen und genügt kaum den Anforderungen des Dienstes. Die Verwendung

des Pferdes ist eine feudale Kunst. Man hätte sie sehen sollen, diese Entfaltung von Pagen, Vorreitern, galonnirten Eleven, silberbeknöpften Eleven, diese seidenlivrirten Stalldiener, Instrumentenspieler und Bereiter! Kein Luxus ist bei Standespersonen natürlicher als der des Reitens. Die Ställe von Chantilly gleichen Palästen. Um einen wohlerzogenen und distinguirten Mann zu bezeichnen, nennt man ihn einen „vollendeten Kavalier", d. h. Reiter. Der Adelige erscheint in der That in seiner vollen Stattlichkeit nur, wenn er auf einem Racenpferde sitzt.

Eine Folge der Pferdeliebhaberei ist die Jagdliebhaberei. Sie kostet dem König jährlich elf- bis zwölfmalhunderttausend Francs und nimmt 280 Pferde in Anspruch. Eine vollständigere und mannigfachere Ausrüstung ist undenkbar; da gibt es eine Eber-, eine Wolfs-, eine Rehmeute, Krähen-, Elster-, Schmerl-, Hasen-, Feld-Beizen. 1783 kommt die Ernährung der Jagd-Hunde und -Pferde auf 233,000 Livres zu stehen. Paris als Centrum genommen, sind zehn Meilen in der Runde reservirter Jagdgrund; „da darf kein Privater einen Schuß abfeuern, weshalb auch die Rebhühner mit den Menschen ganz vertraulich sind, indem sie sich bei ihrem Herannahen in der Vertilgung des Getreides gar nicht stören lassen." Wenn man die Jagdhauptmannschaften (vergl. 1. Buch) dazunimmt, so hat man einen Kreis von 30 Meilen in der Runde von Paris, wo das Wild, geschützt und stets erneut, zum Vergnügen des Königs in Schwärmen gedeiht. Der Versailler Park allein hat eine Peripherie von 10 Meilen; der Wald von Rambouillet mißt 25,000 Arpenten (große Morgen). Jedem Waidmann müßte beim Lesen der Jagdberichte der Mund wässern. Jede Woche ist Wolfsjagd, die jährlich etwa 40 Wölfe erlegt. Zwischen 1743 und 1774 erlegt Ludwig XV. 6400 Hirsche. Ludwig XVI. schreibt am 31. August 1781: „Heute 460 Stück getödtet"; im Jahre 1780 erbeutet er 20,534 Stück, 1781 beiläufig ebensoviel, im Laufe von 14 Jahren 1254 Hirsche und 189,251 andere Thiere. Und Alles hat er hübsch bequem in der Nähe, denn seine Parks grenzen an seine Häuser. Es gehört zu den Merkmalen eines „wohleingerichteten Hauses", daß alles zu dessen Dienst Gehörige in der Nähe sei; es ist das eine vollständige Welt für sich. Ein großes Leben, eine

Existenz sammelt mit universeller Umsicht bis in's kleinste Detail alle Anhängsel um sich, von denen sie Gebrauch macht oder machen könnte. Jeder Prinz, jede Prinzessin haben ihr Kapellenwesen mit 6 bis 22, ihre medicinische Fakultät en miniature mit 6 bis 28 Personen; es würde ihnen nicht behagen, sich Priester oder Aerzte von auswärts auszuleihen. Dasselbe gilt in erhöhtem Maße für den König; seine Kapelle ernährt 75 Almoseniers, Kapläne, Beichtväter, Prediger, Küster, Ausrufer, Träger, Sänger, Notenschreiber, Kompositeure von Kirchenmusik. Seine medicinische Abtheilung zählt 48 Aerzte, Chirurgen, Apotheker, Augen-, Gelenk- und Hühneraugen-Operateure, Chemiker und Alchymisten. Sein weltliches Musikkorps umfaßt 128 Sänger, Tänzer, Instrumentisten, Aufseher und Leiter. Seine Bibliothek beschäftigt 43 Bibliothekare, Vorleser, Dolmetscher, Graveure, Medaillenpräger, Geographen, Buchbinder und Drucker. Sein Ceremonien-Personal besteht aus 62 Herolden, Schwertträgern, Musikern u. s. w. Ueber seine Wohnungen haben die Aufsicht 68 Marschälle, Führer und Fouriere. Uebergehen wir andere Dienstabtheilungen, um uns dem Küchen- und Tafel-Wesen zuzuwenden, denn an diesem erkennt man die Größe einer Haushaltung. Es besteht aus 3 Departements: Das erste für den König und seine unmündigen Kinder; das zweite, die sogenannte „Kavalierküche", für den Großmeister, den Großkämmerer und die beim König wohnenden Prinzen und Prinzessinnen; das dritte, die sogenannte „Marschallsküche", für den Maître d'hôtel, die Almoseniers, die dienstthuenden Edelleute und die Kammerdiener. Es gibt 383 Küchenbeamte und 103 Aufwärter. Die Ausgaben betragen 2,178,000 Livres; dazu kommen 389,000 für den Tisch von Madame Elisabeth und eine Million für den der „Mesdames" von Frankreich. Der Weinhändler erhält jährlich 300,000, der Wildpret- und Fischhändler eine Million. Damit man das Trinkwasser aus Ville-d'Avray holen könne und um den Verkehr zwischen Lieferanten und Küchenbeamten zu erleichtern, miethet man 50 Pferde für mehr als 70,000 Francs jährlich. Die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt, die das Recht haben, sich, wenn sie während der Fasten nicht bei Hofe sind, mit Fischen versehen zu lassen, machen von diesem Rechte bis zum Belaufe von 175,116 Livres (anno 1778) Gebrauch. Wenn

man im „Almanach royal" die Titel der betreffenden Aemter liest, glaubt man ein Gargantua-Fest zu sehen. Es ist das eine pomphafte Küchenhierarchie vom Maître d'hôtel bis zum Galopin, vom Zuckerbäcker bis zum Fischträger, eine ganze Procession breiter und betreßter Rücken, majestätisch gerundeter Bäuche und gravitätischer Gestalten, die vor den Kasserolen und Büffets mit Ordnung und Ueberzeugung ihres Amtes walten.

Noch einen Schritt und wir betreten das Heiligthum, die Gemächer des Königs. Hier schalten und walten hauptsächlich zwei Würdenträger, jeder mit etwa hundert Untergebenen: Erstens der Großkämmerer mit den Kämmerern, den Pagen und ihren Gouverneuren und Lehrern, den vier ersten gewöhnlichen Kammerdienern, den 16 Kammerdienern mit vierteljährigem Dienste, den gewöhnlichen und außerordentlichen Mantelträgern, den Barbieren, Tapezierern, Uhrmachern, Kellnern und anderen Trägern. Zweitens der Großmeister der Garderobe mit den Meistern der Garderobe, den gewöhnlichen und außerordentlichen Dienern, dem Kofferträger, dem Maillekugelträger den Schneidern, Wäscherinnen, Stärkerinnen, den gewöhnlichen Edelleuten, Kabinetssekretären u. s. w. Diese 198 Personen für den intimen Dienst sind ebensoviele Hausgeräthe für alle Bedürfnisse, oder ebensoviele luxuriöse Möbel für die Ausschmückung der Gemächer. Es gibt deren, die die Kolben und Kugeln zum Maillespiele herbeiholen; andere halten den Mantel und den Stock, andere kämmen den König und trocknen ihn nach dem Bade ab, andere beaufsichtigen die sein Bett transportirenden Maulthiere, andere bewachen die Windspiele in seinem Zimmer, andere falten und binden ihm die Kravate. Zwei sind eigens dazu angestellt, jeden Morgen, in Sammtgewändern angethan und den Degen an der Seite, zu erscheinen, den Nachtstuhl zu prüfen, zu leeren und wiederzubringen; jedem von ihnen trägt diese Charge jährlich 20,000 Livres ein. Noch andere haben gar nichts zu thun, als „da zu sein" und irgend einen Winkel auszufüllen, damit derselbe nicht leer bleibe. Und gerade diese sind, was gefälliges Benehmen betrifft, die Hervorragendsten; denn da sie in solcher Umgebung leben, nehmen sie sich zusammen, damit ihre Haltung ja nichts zu wünschen übrig lasse. So ist das Hauswesen des Königs in Versailles beschaffen; er

hat aber noch über ein Dutzend anderer Residenzen: Louvre, Tuilerien, Chambord, Marly, die beiden Trianons, La Muette, Meudon, Choisy, Fontainebleau, Saint-Cloud, Saint-Hubert, Saint-Germain, Compiègne, Rambouillet, alle mehr oder minder mit Parks und Jagdgründen, mit Gouverneuren, Inspektoren, Kontroloren, Gärtnern, Fegern, Aufreibern, Rattenfängern, Jägermeistern, Kastellanen, Garden zu Fuß und zu Pferde, im Ganzen über 1000 Personen. Natürlich restaurirt, pflanzt und baut er; dafür gibt er jährlich 3—4 Millionen aus. Ebenso natürlich ist es, daß er seine Möbel erneuert oder ausbessert; das kostet ihm jährlich etwa zwei Millionen. Natürlich führt er auch seine Gäste mit ihren Leuten dahin und hält sie frei. „Eine Reise nach Marly und ein Aufenthalt von 21 Tagen verursachen 120,000 Livres außerordentlicher Auslagen." Im Durchschnitt beanspruchen derlei Uebersiedlungen jährlich eine halbe Million. Die Ausrüstung bei denselben ist aber auch kein Spaß; man bedenke nur, daß, wie der österreichische Gesandte Mercy 1773 berichtete, „die Menge der den König auf seinen Reisen begleitenden Dienstleute u. s. w. einer Armee gleichkommt. Kaufleute und Handwerker aller Gattungen müssen stets im Zuge sein, um alles Nöthige sofort liefern zu können." Da gibt es Apotheker, Bäcker, Fleischer, Schuhmacher, Schneider, Zuckerbäcker, Uhrmacher, Buchhändler, Weinhändler, Glaser, Tischler, Juweliere, Geigenmacher und ein Schock anderer Handels- und Gewerbsleute. Man glaubt einen orientalischen Hof vor sich zu haben.

Resumiren wir. Im Ganzen zählt des Königs civiler Haushalt fast 4000, sein militärischer 9—10,000, der seiner Verwandten 2000, in Summa 15,000 Personen, die 40—45 Millionen per Jahr verschlingen; das kommt dem zehnten Theil des Staatseinkommens gleich. So ist das Mittelstück der monarchischen Dekoration beschaffen. Dasselbe ist freilich groß und kostspielig, aber nicht unangemessen, seitdem der Hof eine öffentliche Institution ist und die Aristokratie, da sie nichts anderes zu thun hat, sich damit beschäftigt, den Salon des Königs zu füllen.

III.

Zwei Ursachen halten diesen Zufluß aufrecht. Erstens: Die feudale Form ist geblieben und der Dienst des Königs ruht in den Händen des Adels. Zweitens: Die Centralisation ist eingeführt und die Adeligen sind Bittsteller geworden. Dadurch, daß der höchste Adel Hofchargen bekleidet, lebt er beim König. Der Bischof von Metz ist Groß-Almosenier, der Bischof von Senlis Ober-Almosenier, der Prinz Condé Großmeister von Frankreich, der Graf Cars erster Maître d'hôtel, der Herzog de la Rochefoucauld-Liancourt Großmeister der Garderobe, der Herzog von Penthièvre Oberjägermeister. Aehnlich ist es mit vielen anderen großen Seigneurs. Sie sind nothwendigerweise des Königs Vertraute, permanente und oft erbliche Gäste, wohnen bei ihm, stehen täglich in intimem Verkehr mit ihm, denn sie sind, wie sich der Graf von Artois ausdrückte, „seine Leute" und dienen ihm persönlich. Ihresgleichen nehmen dieselbe Stellung bei der Königin, den Prinzen und Prinzessinnen ein. Aber nicht nur die höchsten Chargen werden von Adeligen bekleidet, sondern auch ein großer Theil der geringeren; wir finden in den Listen z. B. 68 Almoseniers und Kapläne, 170 Kammerdiener, 117 Stall- und Jagd-Beamte, 148 Pagen, 114 Gesellschaftsdamen und außerdem sämmtliche Officiere des militärischen Hausstandes vom Adel, abgesehen von 1400 „einfachen Garden", die ihren alten Adel vor dem Genealogen nachweisen müssen, um bei Hofe Zutritt zu erhalten. Dies sind die Kerntruppen des königlichen Salons. Es ist ein Hauptmerkmal dieses Regiments, daß die Diener zugleich die Gäste sind und daß das Vorzimmer den Salon bevölkert. Der letztere wäre übrigens auch ohnehin gefüllt, da er die Quelle aller Karrièren und Gnaden ist. Selbst in unserer nivellirenden Zeit sind die Salons kleiner Deputirter, mittelmäßiger Journalisten und Modedamen voller Höflinge unter dem Namen von Freunden und Besuchern. Beim König ist die Anwesenheit übrigens obligatorisch, gleichsam eine Fortsetzung der alten feudalen Huldigung. Der Generalstab des Adels ist gehalten, das Gefolge seines geborenen Generals zu bilden. Man nennt das „dem König gegenüber seine Schuldigkeit thun." In den Augen des Fürsten, der Unterwürfigkeit und Gehor-

sam erwartet, ist die Abwesenheit ein Zeichen von Unabhängigkeit und Gleichgiltigkeit. Jeden Moment machten die Augen Ludwig XIV. die Runde, „beim Aufstehen und Schlafengehen, während der Mahlzeiten, in seinen Gemächern und im Garten; Niemand entging ihm, selbst Jene nicht, die nicht gesehen zu werden hofften. Es galt als Vergehen für jeden Distinguirten, nicht fortwährend bei Hofe zu sein oder nur selten dahinzukommen, und wer niemals kam, war der Ungnade sicher"*). Es wird daher für die hervorragendsten Personen des Landes, ob Mann oder Frau, ob weltlich oder geistlich, Hauptsorge sein, immer und überall unter den Augen des Königs und im Bereiche seines Wortes oder Blickes zu sein. „Wenn man bedenkt", sagt Labruyère, „daß das Antlitz des Fürsten das ganze Glück des Höflings ausmacht, der sich Zeit seines Lebens damit abgibt, es zu sehen und davon gesehen zu werden, wird man begreifen können, daß es den ganzen Ruhm und das ganze Glück der Heiligen ausmacht, Gott zu sehen." Es wurden Wunder von Zuvorkommenheit und Unterwürfigkeit verrichtet. Sommer und Winter fand sich der Herzog von Fronsac täglich um sieben Uhr Morgens auf Wunsch seines Vaters am Fuße der zur Kapelle führenden Treppe ein, blos um der nach Saint-Cyr fahrenden Madame von Maintenon die Hand zu reichen. Der Herzog von Richelieu schrieb an dieselbe Dame: „Vergeben Sie die große Kühnheit, daß ich es wage, Ihnen den Brief zu senden, den ich dem König schreibe. Ich bitte ihn darin kniefällig, er möge mir erlauben, ihm manchmal meine Aufwartung zu machen, denn ich würde lieber sterben, als ihn zwei Monate lang nicht sehen." Der echte Höfling folgte dem König wie sein Schatten; ein solcher war beispielsweise der Herzog von Larochefoucauld, Oberjägermeister Ludwig XIV. „Beim Aufstehen und Schlafengehen, beim Kleiderwechseln, auf den täglichen Jagden und Promenaden fehlte er niemals; zuweilen schlief er zehn Jahre hintereinander an dem jeweiligen Aufenthaltsorte des Königs,

*) Dieses Bedürfniß, umgeben zu werden, dauert bis zu allerletzt fort. 1791 sagt die Königin, vom Adel sprechend, bitter: „Wenn man uns eine, den Adel verletzende Maßregel abzwingt, grollt man mir; Niemand kommt zu meinem Spiel, der König geht einsam zu Bette; man bestraft uns für unser Unglück." (Madame Campan.)

und wenn er auswärts speisen oder von einer Promenade wegbleiben wollte, bat er erst um Urlaub."

Später, unter weniger anspruchsvollen Herren als Ludwig XIV. und während der allgemeinen Lockerheit des 18. Jahrhunderts, erschlafft diese strenge Disciplin zwar, aber die Einrichtung erhält sich *). Würde es auch schon an Gehorsam mangeln, so sind die Traditionen, das Interesse und die Eitelkeit genügend, um den Hof zu bevölkern. Sich dem Könige nähern zu dürfen, in seinem Hause Diener, Mantelträger, Bote u. s. w. zu sein, — das sind Privilegien, die man noch 1789 mit 30—100,000 Livres erkauft; um wie viel größer muß also das Glück sein und welche Ehre und welchen Nutzen muß es bringen, an seiner Gesellschaft theilnehmen zu können. Wer es darf, gibt damit vor Allem den Beweis alter Abkunft; wer den König auf der Jagd begleiten oder wer der Königin vorgestellt werden will, muß vorher beim Genealogen authentisch darthun, daß sein Adel bis zum Jahre 1400 zurückführbar ist. Dasselbe gilt von den Frauen. Ferner sichert es Glück. In diesem Salon ist man in der Nähe des Gnadenborns wie nirgends mehr. Kein Wunder, daß die großen Familien bis 1789 beständig in Versailles stecken und Tag und Nacht auf der Lauer stehen. Auf die Frage seines Kammerdieners, wann er des Morgens geweckt zu werden wünsche, antwortet der Herzog von Noailles: „Um 10 Uhr, wenn diese Nacht Niemand stirbt." „Man findet noch zuweilen einige jener alten Höflinge, die, wenn sie 80 Jahre alt geworden, davon 45 auf ihren Füßen im Vorzimmer des Königs, der Prinzen und der Minister zugebracht haben." Einer von ihnen belehrte einen Neuling: „Sie haben nur dreierlei zu thun; reden sie Gutes von aller Welt, verlangen Sie Alles, was erledigt und verfügbar ist, und setzen Sie sich nieder, wenn Sie können."

Der Fürst ist daher, wie gesagt, stets umworben und umwogt.

---

*) Ein Herr von V., dem der König eine Officiers- oder Kommandantenstelle versprochen hatte, überläßt dieselbe einem Günstling der Pompadour, die ihm dafür die Erlaubniß ertheilt, in einer Theatervorstellung, die von herrschaftlichen Dilettanten vor dem König gegeben wurde, mitwirken zu dürfen. Er dankte hierfür, als ob man ihm zum Herzog gemacht hätte. (Madame du Hausset.)

Am 1. August 1773 präsentirt die Herzogin Dubarry ihre Nichte; „das Gedränge ist so groß, daß man das Vorzimmer kaum betreten kann.“ Bei den Spielen der Königin ist die Menge so zahlreich, daß man nur mit den Zunächstsitzenden sprechen kann. Wenn die Gesandten empfangen werden, sind die vierzehn Gemächer gesteckt voll. Am 1. Januar 1775 werden der Königin über 200 Damen, die ihre Aufwartung machen wollen, vorgestellt. Beim Aufstehen und Schlafengehen — d. h. eigentlich bei den Empfängen, die dem ersteren folgen, und dem letzteren vorangehen, — beim Spiel, auf der Jagd und auf den Promenaden ist der König stets wenigstens von 40—50 Herren und ebensoviel Damen umgeben, noch öfter von der doppelten Anzahl. „Zu Fontainebleau waren 1756, obwohl in diesem Jahre weder Bälle noch andere Festlichkeiten gegeben wurden, 600 Damen anwesend. Wenn der König großen Cercle abhält, wobei gespielt und in der Spiegelgallerie getanzt wird, ladet er 400—500 Personen ein. Da sitzt die Elite des Adels und der Mode auf den gepolsterten Bänken an den Wänden oder vor den Karten- und Cavagnole-Tischen. Um den Geist, den Effekt und den Triumph moralischer Kultur gehörig zu verstehen, müßte man dieses Schauspiel nicht aus Büchern kennen lernen, noch auch es sich in der Einbildung ausmalen, sondern es mit eigenen Augen gesehen haben. In jedem wohleingerichteten Hause ist der Salon das Hauptstück, aber nirgends und niemals hat es einen glänzenderen Salon gegeben als diesen. Von der mit Bildhauerarbeit und mit scherzenden Liebesgöttern geschmückten Decke hängen flammende Leuchter herab, deren Strahlenglanz von hohen Spiegeln vervielfacht wird. Das Licht fällt in Strömen auf Vergoldungen, Diamanten, geistvolle, heitere Köpfe, schöne Büsten, enorme guirlandengezierte, schimmernde Kleider. Die Schleppen der Damen bilden „ein reiches Spalier, bedeckt mit Perlen, Blumen, Früchten, künstlichen Erdbeeren, Himbeeren und Kirschen, Gold, Silber und Edelsteinen.“ Die Pracht dieses gigantischen lebenden Bouquets blendet das Auge. Keine schwarzen Anzüge stören die Harmonie, wie es heute geschieht; die Herren sind ebenso herausgeputzt wie die Damen: Sie sind frisirt, gepudert, tragen das Haar in Locken und Knoten, Kravatten und Manschetten aus Spitzen, Röcke und Gilets aus rosenrother oder blauer Seide mit

Verzierungen aus Goldborten und Tressen. Es ist das wahrlich eine gewählte Gesellschaft, eine Elite; sie besteht aus lauter vollendeten Weltleuten, die mit aller Anmuth ausgestattet sind, welche ihnen Abkunft, Erziehung, Vermögen, Muße und Gewohnheiten verleihen können; in ihrer Art sind sie vollkommen. Da ist jede Toilette, jede Kopfbewegung, jeder Laut, jede Redewendung das Meisterwerk weltlicher Kultur, die destillirte Quintessenz raffinirter Geselligkeitskunst. So polirt auch die Pariser Gesellschaft sei, der Versailler kommt sie nicht gleich. Mit dem Hof verglichen, erscheint Paris provinziell. Tilly sagt: „Zwischen Hof-Ton und -Sprache und Pariser Ton und Sprache besteht beiläufig derselbe Unterschied wie zwischen Paris und der Provinz.“ Es heißt, daß man zur Erzeugung einer Unze der den persischen Königen dienenden Essenz 100,000 Rosen bedürfe; ähnlich verhält es sich mit dem Salon, der einem Gold- und Krystall-Fläschchen gleicht, das den Kern einer menschlichen Vegetation enthält. Um ihn zu füllen, war es zuerst nöthig, daß eine große, in Treibhäuser verpflanzte und zur Erzeugung von Früchten unfähig gemachte Aristokratie nur mehr Blüthen trage, und dann, daß sich ihr destillirter Saft in der königlichen Retorte zu einigen aromatischen Tropfen koncentrire. Der Preis ist hoch, aber feine Parfümerien sind eben sehr kostspielig.

IV.

Eine solche Operation berührt den, der sie hervorbringt, ebensosehr wie die derselben Unterliegenden. Nicht ungestraft verwandelt man eine Aristokratie der Nützlichkeit in eine Aristokratie der Zierde*);

---

*) Ein Beispiel von der Unthätigkeit, zu der der Adel verurtheilt ist, verzeichnet Casanova in einem Diner der Königin Maria Lesczinska zu Fontainebleau. „In einem prachtvollen Saale spazieren 12 Höflinge auf und ab. Auf einem Tisch befinden sich 12 Couverts, obwohl nur eine Person speisen soll..... Die Königin setzt sich; sofort nehmen die 12 Höflinge im Halbkreis zehn Schritte von der Tafel weg Platz, ein respektvolles Schweigen beobachtend. Ihre Majestät ißt sehr rasch, sieht Niemanden an und hält die Augen nur auf den Teller gerichtet. Da sie einer Schüssel Geschmack abzugewinnen scheint, nimmt sie nochmals von derselben; dann läßt sie ihren Blick über den Halbkreis schweifen und sagt: „„Herr von Löwenthal?““ Ein superber Mann tritt mit einer Kopfneigung

man fällt selbst der Parade anheim, die man an die Stelle der Thätigkeit gesetzt hat. Da der König einen Hof hält, muß er ihn eben halten. Desto schlimmer, wenn das seine ganze Zeit, seinen Geist, seine Seele, das Mark seiner Thatkraft und der Kraft des Staates absorbirt. Es ist keine Kleinigkeit, Hausherr zu sein, besonders wenn man gewöhnlich ein halbes Tausend Personen empfängt; man ist genöthigt, sein Leben öffentlich zu verbringen. Genau genommen, handelt es sich da um einen Schauspieler, der den ganzen Tag auf der Bühne steht. Um eine solche Bürde ertragen und dabei noch arbeiten zu können, dazu bedurfte es des Temperaments eines Ludwig XIV., seiner Körperstärke, der außerordentlichen Widerstandsfähigkeit seiner Nerven, der Kraft seines Magens, der Regelmäßigkeit seiner Gewohnheiten. Seine Nachfolger erschlaffen unter derselben Last oder sie werden ohnmächtig, aber sie können sich ihr nicht entziehen, denn die tägliche, unaufhörliche Repräsentation ist von ihrer Stellung unzertrennlich und lastet auf ihnen wie ein schweres, vergoldetes Ceremonial-Ornat. Der König ist gehalten, eine ganze Aristokratie zu beschäftigen; daher muß er sich fortwährend zeigen und seine Person zur Schau tragen, selbst während der intimsten Momente, selbst beim Verlassen des Bettes, sogar im Bette selbst. Des Morgens weckt ihn der erste Kammerdiener zu der von ihm bestimmten Stunde, und der Reihe nach treten fünf Gruppen von Leuten ein, um ihre Aufwartung zu machen*). Zuweilen sind die geräumigen Wartesäle nicht genügend, die Menge der Höflinge zu fassen. Zuerst kommt die „vertrauliche Gruppe" („entrée familère") bestehend aus den königlichen Kindern, den Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt, dem ersten Arzt, dem ersten Chirurgen und andern nützlichen Personen. Dann folgt die „große Gruppe" („grande entrée"); dabei befinden sich der Großkämmerer, der Großmeister und der Meister der Garderobe, die ersten Kammer-Edelleute, die Herzöge von Orléans

---

vor und antwortet: „„Madame?"" Sie: „„Ich glaube, daß dieses Ragout ein Hühnerfricassée ist."" Er: „„Ich bin derselben Ansicht, Madame."" Nachdem Herr von Löwenthal dies im ernstesten Tone geäußert, nimmt er, sich nach rückwärts bewegend, seinen Platz wieder ein; die Königin beendet ihr Diner, ohne ein Wort zu sprechen und zieht sich zurück, wie sie gekommen war."

*) Wenn nicht dringende Jagden oder Ceremonien bevorstanden, verließ Ludwig XVI. das Bett um 7 oder um 8 und hielt sein Lever um 11½ Uhr ab.

und Penthièvre, einige besonders begünstigte Seigneurs, die Ehren- und Kammerdamen der Königin und Prinzessinnen, sowie Barbiere, Schneider und verschiedene Diener. Man gießt dem König aus einer vergoldeten Schale Franzbranntwein auf die Hände und reicht ihm den Weihkessel; er bekreuzt sich und betet. Dann erhebt er sich vor der ganzen Gesellschaft aus dem Bette, zieht die Pantoffel und den ihm vom Großkämmerer und vom ersten Kammer-Edelmann gereichten Schlafrock an und setzt sich auf den Ankleide-Sessel. In diesem Augenblick wird die dritte Gruppe hereingelassen („entrée des brevets“), die theils aus Günstlingen, theils aus einer Menge von Dienstleuten, wie Aerzten und Chirurgen, Intendanten der Lustbarkeiten, Vorlesern u. A. zusammengesetzt ist. Auch die Nachtstuhl-Inspektoren fehlen nicht; die Oeffentlichkeit des Lebens des Königs ist so groß, daß keine seiner Handlungen ohne Zeugen ist. Im Momente, da man den König anzukleiden beginnt, nähert sich diesem der von einem Ordner benachrichtigte erste Kammer-Edelmann und nennt ihm die Namen der vor der Thüre wartenden Edeln. Diese treten als vierte Gruppe („entrée de la chambre“) ein, die zahlreicher ist als die vorhergehenden. Sie umfaßt, außer den Mantel- und Büchsenträgern, den Tapezierern und übrigen Dienern, die meisten hohen Beamten, den Groß-Almosenier, die außerordentlichen Almoseniers, den Kaplan, den Prediger, den Hauptmann und den Major der Leibgarden, den Obersten und den Major der französischen und den Hauptmann der Schweizer-Garden, den Oberjägermeister, den Oberwolfsjäger, den Großprobst, den Großmeister und den Meister der Ceremonien, den ersten Maître d'hôtel, den Oberbrotmeister, die Gesandten, die Minister und Staatssekretäre, die Marschälle von Frankreich und einen Theil der übrigen hervorragenden Noblesse und Geistlichkeit. Die Huissiers bringen Ordnung in die Menge und gebieten Ruhe. Der König wäscht sich die Hände und entkleidet sich allmälig. Zwei Pagen ziehen ihm die Pantoffel aus; das Hemd wird beim rechten Aermel vom Großmeister der Garderobe, beim linken vom ersten Diener der Garderobe entfernt und einem andern Garderobe-Beamten übergeben, während noch ein andrer Garderobe-Diener das frische Hemd in weißer Taffet-Hülle herbeibringt. In diesem feierlichen Augenblick, dem Gipfelpunkt der

Handlung, wird die fünfte Gruppe eingelassen, die Alles umfaßt, was bisher fehlt. Das Hemd hat ein ganzes Ceremoniel zu durchlaufen. Die Ehre, es darreichen zu dürfen, gebührt den Söhnen und Enkeln des Königs, in deren Ermangelung den Prinzen, in deren Ermangelung dem Großkämmerer oder dem ersten Kammer-Edelmann. Der letztere Fall tritt selten ein, da die Prinzen genöthigt sind, diesen Levers beizuwohnen, wie die Prinzessinnen später denen der Königin*). Endlich ist das Hemd überreicht — ein Diener entfernt das alte —; der erste Kammerdiener ergreift den rechten, der erste Diener der Garderobe den linken Aermel, während zwei andere Diener den Schlafrock als Vorhang vorhalten, bis das Hemd festsitzt. Hierauf hält ein Kammerdiener dem König einen Spiegel vor; im Nothfalle leuchten zwei andere. Andere bringen die Kleider herbei; der Großmeister der Garderobe reicht dem König das Gilet und den Rock, zieht ihm das blaue Band an und schnallt ihm den Degen um. Der dem Kravatten-Departement zugewiesene Diener bringt einige Halsbinden in einem Körbchen; der König wählt eine, die ihm vom Garderobemeister umgebunden wird. Der Vorstand der Taschentücher-Abtheilung präsentirt drei seiner „Untergebenen" auf einem Teller, der vom Großmeister der Garderobe dem Könige zur Auswahl vorgelegt wird. Schließlich gibt der Garderobemeister diesem seinen Hut, seinen Stock und seine Handschuhe. Nun begibt sich der König in den Alkoven, kniet auf einem Fußkissen nieder und betet abermals, während ein Almosenier leise sein „quaesumus“ murmelt. Nach alledem ertheilt jener Tagesbefehle, bestimmt das Programm des Tages und betritt mit den hervorragendsten Personen sein Kabinet, wo er zuweilen Audienzen ertheilt. Die Uebrigen warten auswärts, um ihn, wenn er herauskommt, zur Messe zu begleiten.

Wie wir sehen, ist das Lever ein Theaterstück in fünf Akten. Gewiß ist das eine gute Art, um einer Aristokratie eine mäßige Beschäftigung zu geben. Etwa hundert Seigneurs von Bedeutung haben zwei Stunden getödtet mit Gehen, Kommen, Warten, Eintreten, Defi-

---

*) Die Königin frühstückt im Bette, empfängt des Morgens drei Gruppen und macht im Ganzen ähnliche Toiletten-Ceremonien durch.

liren, mit der Mühe, sich zu ordnen, sich auf ihren Füßen zu halten, leichte und ehrfurchtsvolle Mienen zu affektiren, wie sie Statisten von so hohem Range anstehen, und ein Theil von ihnen wird sofort bei der Königin dieselben Dinge wieder thun. Dafür aber hat der König dieselbe Folter, auf die er Andere gespannt, selbst ebenfalls erlitten und ist ebenso unthätig gewesen wie die Anderen. Auch er hat eine Rolle gespielt. Jeder Schritt und jede Bewegung waren im vorhinein festgesetzt. Er hat seine Physiognomie und seine Stimme abzirkeln müssen; er war genöthigt, seinen Mienen einen würdevollen, leutseligen Zug zu verleihen, seine Blicke und Kopfneigungen mit Reserve auszutheilen, gar nichts oder nur von der Jagd zu sprechen und seine eigenen Gedanken, wenn er deren hatte, zu unterdrücken. Wenn man auf der Bühne ist, darf man weder zerstreut, noch nachdenklich sein, sondern muß seine Aufmerksamkeit der Rolle zuwenden, die man spielt. Ueberdies muß man sich in Salons an die Salon-Konversation halten, so daß sich die Aufmerksamkeit des Herrn nicht in nützlicher Weise koncentriren, sondern nur im Winde verzetteln kann. Aehnlich verbringt er fast den ganzen Tag, mit Ausnahme von drei bis vier Stunden, die den Rathssitzungen und anderen Arbeiten gewidmet sind; und wenn er spät — d. h. früh am Morgen — von der Jagd heimkehrt, verschläft er auch diese wenigen Stunden. Der mehrerwähnte österreichische Gesandte Mercy, obwohl ein sehr fleißiger Mann, findet an dieser Lebensweise nichts auszusetzen; er sagt: „Ludwig XVI. hält Ordnung und verliert keine Zeit mit unnützen Dingen.“ Allerdings arbeitete sein Vorgänger noch viel weniger, kaum eine Stunde täglich. — Drei Viertheile der Zeit des Königs sind also von Paraden ausgefüllt. Dasselbe Gefolge, das wir beim Lever beobachteten, sammelt sich um ihn beim Stiefelwechseln, beim Kleiderwechseln für den Ritt, beim Kleiderwechseln für den Abend, beim Schlafengehen. „Sechs Jahre hintereinander“, erzählt ein Page, „haben wir tagtäglich Ludwig XVI. mit Ceremoniel öffentlich zu Bette gehen sehen; nur äußerst selten und aus ganz besonderen Ursachen unterblieb das Ceremoniel.“ Noch zahlreicher ist die Umgebung beim Speisen; am größten ist die Menge des Abends beim Spiel, im Konzert und auf dem Ball. Auf der Jagd sind alle officiell vorgestellten Edelleute seine beständigen Gäste,

abgesehen davon, daß er viele Damen und Garden, Haus- und Jagdoffiziere mitnimmt. Und daß diese Suite nicht geringfügig ist, wird man gerne glauben; werden doch fortwährend neue Leute eingeführt. An demselben Tage, an dem Chateaubriand vorgestellt wird, kommen noch vier andere an die Reihe. „Die jungen Leute aus hohen Familien schließen sich mit größter Pünktlichkeit zwei- bis dreimal wöchentlich dem Zuge an.“ Madame de Genlis schreibt: „Unsere Ehemänner schliefen Samstags regelmäßig in Versailles, um Sonntag morgens mit dem König auf die Jagd gehen zu können.“

Nicht blos die acht bis zehn Akte, aus denen jeder Tag des königlichen Lebens zusammengesetzt ist, sondern auch die kurzen Zwischenakte sind in Anspruch genommen. Man erwartet und begleitet ihn und spricht mit ihm selbst auf seinem Wege vom Kabinet in die Kapelle und zurück, vom Schlafzimmer zum Wagen und zurück, vom Kabinet zum Speisesaal u. s. w. Selbst sein Leben hinter den Koulissen gehört der Oeffentlichkeit an. Wenn er unwohl ist und man ihm Suppe reicht, wenn er krank ist und man ihm eine Medicin eingibt, wird sofort die große Gruppe, die wir bereits als „grande entrée“ kennen, einberufen. Wahrhaftig, er gleicht einer Eiche, die von den zahllosen Schlingpflanzen, die sich an ihr vom Boden bis zum Wipfel emporranken, erstickt wird. Es mangelt ihm an Luft und er ist daher auf Auswege bedacht; Ludwig XV. erholt sich bei seinen intimen „petits soupers“ und auf der Jagd, sein Nachfolger bei der Schlosserei und auf der Jagd. Dabei haben wir noch lange nicht all' die unendlichen Details der Etikette beschrieben, die bei den großen Gastereien beobachtet wird, nichts erwähnt von der Menge von Leuten, die den König bei der Tafel bedienen, von den Tischgebeten, dem Tischgefolge, dem Besteck und dem Verkosten der Speisen*). Um dem König ein Glas Wein oder Wasser zu reichen, sind vier Personen nöthig. Jeden Sonntag gibt er ein großartiges Diner („le grand couvert“), zu welchem auch das Publikum Zutritt hat; dabei geht es ebenso feierlich und umständlich

*) Das Eßbesteck und die Servietten für den König wurden in einem vergoldeten Schiffchen („la nef“) auf den Tisch gestellt; in demselben lagen sie auf parfümirten Kissen. — Jede Speise und jedes Getränk wurden, bevor dem König davon gereicht wurde, von den diensthabenden Edelleuten 2c. gekostet.

her, wie in einer Hauptmesse. Man glaubt, es mit einem byzantinischen oder chinesischen Hof zu thun zu haben, wenn man liest, daß die Hofdamen, besonders die Prinzessinnen, wenn sie an dem Bette des Königs vorbeigehen, sich verbeugen müssen und daß die Palastbeamten vor dem das Besteck des Königs enthaltenden Schiffchen zu salutiren haben, gerade wie der Priester oder Küster, der an einem Altar vorbeikommt, diesem seine Ehrfurcht bezeigt. Für einen Abkömmling Ludwigs des Vierzehnten heißt essen, trinken, aufstehen und schlafengehen soviel wie Gottesdienst abhalten. Als man Fiedrich dem Großen die französische Hof-Etiquette beschrieb, meinte er, daß, wäre er König von Frankreich, seine erste Maßregel sein würde, einen andern König zu ernennen, der an seiner Stelle den Hof zu halten hätte. Die grüßenden Faullenzer bedürfen eines Faullenzers, der sich grüßen läßt. Es gäbe nur Ein Mittel, den Monarchen freizumachen, — man müßte den französischen Adel nach dem Muster des preußischen in ein fleißiges Regiment nützlicher Funktionäre verwandeln. So lange aber der Hof bleibt, was er ist, eine prunkende Eskorte, ein Salongeschmeide, solange bleibt der König genöthigt, ebenfalls ein glänzendes Zierstück zu sein, das von wenig oder gar keinem Nutzen ist.

V.

Was sollte er auch nützen? Was ist die Beschäftigung eines wohlkonditionirten Hauswirthes, der zu „leben" versteht? Er unterhält sich und seine Gäste; er arrangirt täglich neue Belustigungen. Zählen wir die einer Woche auf. „Sonntags traf ich den König auf dem Wege nach der Ebene von Saint-Dénis, wohin er sich zur Jagd begab. Er schläft in La Muette, um dort heute und Dienstag zu jagen. Dienstag oder Mittwoch kehrt er hierher zurück, um hier der Hirschjagd obzuliegen." Während der ganzen letzten und gegenwärtigen Woche, mit Ausnahme der Sonntage, war der König täglich auf der Jagd und hat seit dem Beginne der Rebhuhn-Saison deren 3500 getödtet. Er ist fortwährend auf der Jagd, auf Reisen, zieht von einer Residenz in die andere, gewöhnlich mit dem ganzen Hofe. Besonders in Choisy und Fontainebleau lebt man herrlich und in Freuden. „In Fontainebleau gibt es Sonntag und Freitag ein Spielchen

Montag und Mittwoch Konzert bei der Königin, Dienstag und Donnerstag französisches Schauspiel, Samstag italienische Oper." Man ist also keinen Tag in Verlegenheit. Was Choisy betrifft, so schreibt die Dauphine: „Von ein Uhr mittags, der Speisestunde, bis ein Uhr nachts hat man nicht Zeit, nach Hause zu kommen. Nach dem Diner spielt man bis sechs, dann geht man in's Theater; um 9½ Uhr speist man wieder und nach dem Souper bleibt man noch bis 1 oder 1½ Uhr auf." In Versailles lebt man maßvoller; da wird wöchentlich nur zweimal Theater gespielt und nur einmal getanzt, doch wird beim König oder seinen Töchtern, Maitressen und Schwiegertöchtern täglich empfangen und gespielt. Man hat berechnet, daß Ludwig XV. in manchen Jahren nur 52 mal in Versailles schlief; Mercy sagte ganz richtig von ihm, daß „seine Lebensweise ihm täglich kaum eine Stunde für Staatsgeschäfte übrig lasse." Ludwig XVI. findet hiefür wohl mehr Zeit, aber die Maschine ist einmal im Gange und zieht ihn in den Strudel hinein. Er kann sich seinen Gästen nicht entziehen, er muß die Honneurs machen. Anstand und Sitte sind Despoten; noch gebieterischer ist die Lebenslust der lebhaften jungen Königin, der es unmöglich wäre, sich auch nur eine Stunde mit Lektüre abzugeben. Daher müssen unter Ludwig XVI. in Versailles auf jede Woche drei Theater- und zwei Ballabende entfallen und zwei große Soupers; außerdem besucht man zuweilen die Pariser Oper. Zu Fontainebleau wird an drei Tagen Schauspiel gegeben, an den übrigen gespielt und soupirt. Während eines Winters veranstaltet die Königin jede Woche einen Maskenball; „die Erfindung der Kleiderschnitte und Tanzfiguren, sowie die Proben kosten so viel Zeit, daß die Woche damit getödtet wird." Während des Karnevals von 1777 besucht die Königin, abgesehen von ihren eigenen Festen, die Bälle im Palais-Royal und die Maskenbälle in der Oper; ebenso einen Ball bei der Gräfin Polignac, der von 11½ Uhr abends bis 11 Uhr morgens dauert. An den gewöhnlichen Tagen wird dem Pharao gehuldigt; im königlichen Salon „wird schrankenlos gespielt"; eines Abends verliert der Herzog von Chartres dort 8000 Louisd'or. Es ist das ein italienischer Karneval, dem es weder an Masken noch an sonst etwas fehlt; man spielt, lacht, tanzt, dinirt, musicirt, kostümirt sich, macht Landpartien, sagt sich Galanterien und treibt Klatsch.

„Der neueste Gesang, das Bonmot des Tages, kleine Skandal-Anekdoten bildeten den einzigen Gesprächsstoff des intimen Cirkels der Königin.“ Für den König hinwiederum, der etwas schwerfällig ist und körperlicher Uebungen bedarf, ist die Jagd die Hauptsache. Er selbst berichtet, daß er von 1775 bis 1789, 104 mal auf der Eber-, 134 mal auf der Hirsch-, 266 mal auf der Reh-, 1058 mal auf anderen Jagden war; er hat also 1562 Tage auf der Jagd zugebracht, d. h. den dritten Theil seiner ganzen Zeit. Außerdem machte er 149 Reisen ohne Jagden und 223 Promenaden zu Wagen oder zu Pferde. „Vier Monate des Jahres hindurch geht er zweimal wöchentlich nach Rambouillet und kehrt erst um drei Uhr morgens zurück.“ Diese eingewurzelten Gewohnheiten, arten in Manie oder in noch Aergeres aus. „Die Nonchalance und der Stumpfsinn, die bei Hofe herrschen“, schreibt Arthur Young am 26. Juni 1789, „sind geradezu beispiellos; der jetzige Moment würde die größte Thatkraft erfordern, aber der König geht auf die Jagd, obwohl man darüber verhandelt, ob er König von Frankreich bleiben oder Doge von Venedig werden soll.“ Sein Tagebuch gleicht dem eines Zureiters; man ist verblüfft, wenn man liest, was für Notizen es an den wichtigsten Tagen oft enthält. An Tagen, die nicht der Jagd gewidmet sind, schreibt er ein: „nichts“, als ob sie ganz verloren wären: „1789, 11. Juli: nichts; Abreise Neckers. — 12.: Nachmittags- und Abend-Gottesdienst; Abreise Montmorin's, Saint-Priest's und La Luzerne's. — 13.: nichts. — 14.: nichts. — 29.: nichts; Rückkehr Necker's. — 4. August: Hirschjagd im Forst von Marly; einen erlegt; hin und her zu Pferde. — 13.: Audienz der Stände in der Galerie, Tedeum und Messe unten; in Marly wurde ein Hirsch gefangen. — 25.: Ehren-Audienz der Stände, Hochamt mit den Rittern des Ludwig-Ordens, Eidleistung Bailly's; Nachmittags- und Abend-Andacht; großes Diner. — 5. Oktober: Jagd bei Châtillon, 81 Stück erlegt, durch die Ereignisse unterbrochen; hin und her zu Pferde. — 6.: Abreise nach Paris um 12½ Uhr; Besuch im Stadthause; in den Tuilerien soupirt und geschlafen. — 7.: nichts; meine Tanten sind zum Diner gekommen. — 8.: nichts. — 12.: nichts; Hirschjagd in Port-Royal.“ Als Gefangener des Volkes in Paris zu bleiben genöthigt, folgt er mit dem Herzen stets seiner Meute. 1790

enthält sein Tagebuch wohl zwanzigmal Nachrichten von Jagden und den Ausdruck des Bedauerns, nicht daran theilnehmen zu können. Keine Entbehrung ist unerträglicher als diese; den Spuren des Kummers darüber begegnet man sogar in dem Protest, den er vor seiner Abreise nach Varennes erhob. Während seines unfreiwilligen Aufenthalts in den Tuilerien, wo er „nicht nur weit entfernt ist, den Comfort zu finden, an den er gewohnt sei, sondern wo ihm sogar jene Annehmlichkeiten fehlen, die sich jeder Wohlhabende bereiten kann", scheint er zu glauben, daß er mit der Jagd das schönste Juwel seiner Krone verloren habe.

VI.

Wie der Herr, so der Diener; wie der General, so der Generalstab: Die Großen thun es dem Monarchen nach. Wie man etwa eine im Centrum Frankreichs aufgestellte Kolossalstatue aus kostbarem Marmor auf ein kleines Format reduciren und in tausenden Exemplaren in der Provinz verbreiten würde, so wiederholt sich das königliche Leben in kleineren Verhältnissen selbst auf den entlegensten Edelhöfen. Man repräsentirt und empfängt; man macht Staat und verbringt seine Zeit in Gesellschaft. Vor Allem ist zu nennen etwa ein Dutzend fürstlicher Höfe in der Nähe des königlichen Hofes. Jeder Prinz und jede Prinzessin von Geblüt haben ihren vollständig eingerichteten Haushalt, dessen Kosten ganz oder theilweise vom Staatsschatze getragen werden und der mit 50, 100, 200 bis 500 Chargen ausgestattet ist. Dasselbe ist der Fall mit der Königin, ihren Kindern und den Kindern der Prinzen. Die Kinder repräsentiren und empfangen Gesellschaft von ihrem 6. oder 7. Jahre an. 1771 haben auch die Herzöge von Orléans, von Bourbon und Penthièvre, die Herzogin von Bourbon, die Prinzen Condé und Conti, die Grafen Clermont und la Marche, sowie die verwitwete Fürstin Conti noch ihren Hof. Jede dieser Personen besitzt, abgesehen von ihrer Wohnung beim König, ihr Schloß oder ihren Palast, wo sie Cercle hält: die Königin in Trianon und Saint-Cloud, die Prinzessinnen in Bellevue, der Graf von Provence im Luxemburg und in Brunoy, der Graf von Artois zu Meudon und Bagatelle u. s. w. Beim Herzog von Orléans — im Palais-

Royal — dürfen alle eingeführten Leute an Opernabenden zum Souper erscheinen. Beim Herzog von Penthièvre — in Châteauvilain — werden Alle, die ihre Aufwartung machen, zum Diner herangezogen; die Adeligen speisen an der Tafel des Herzogs, die Uebrigen an der des „ersten Edelmannes." Im Temple, der Residenz des Fürsten Conti, sind bei den Montag-Soupers 150 Gäste anwesend. Der Privatcirkel einer Prinzessin besteht aus 40—50 Personen. Das Gefolge der Prinzen ist von diesen so unzertrennlich, daß sie es sogar in's Feldlager mitnehmen. „Morgen begibt sich Condé mit großer Suite zur Armee. Er führt 225, der Graf la Marche 100 Pferde bei sich; der Herzog von Orléans, der Montag abreist, wird für sich und sein Gefolge 350 Pferde brauchen." Der Chef der westphälischen Armee, der Graf d'Estrés, hat 28 Sekretäre bei sich.

Aber nicht nur die Verwandten des Königs, sondern Alle, die bei Hofe eine Rolle spielen, thun dasselbe zu Hause, d. h. in ihren Pariser oder Versailler Hôtels und in ihren Landhäusern in der Nähe von Paris. In allen Memoiren findet man Schilderungen der herrschaftlichen Lebensweise. Nehmen wir als Beispiel den Herzog von Gèvres. Er ist erster Kammer-Edelmann, Gouverneur von Paris und von Francien, Special-Gouverneur von Laon, von Soissons, von Noyon, von Crespy, von Valois, Jagdhauptmann von Mousseaux. Er hat 20,000 Livres Pension und ist ein echter Hofmann, ein Hautrelief-Typus seiner Klasse; mit seinen Aemtern, seinem Luxus, seinen Schulden, seinen Neigungen, seinen Beschäftigungen, der Richtung seines Geistes, der Gunst, deren er sich erfreut, und dem Ansehen, dessen er genießt, bildet er eine ganze „beau monde" in kleinem Maßstabe. Sein Gedächtniß für Verwandtschaften und Stammbäume ist erstaunlich und seine Kenntniß der kostbaren Wissenschaft „Etiquette" gründlich; diese Eigenschaften machen ihn zu einem vielbefragten Orakel. „Er hat die Schönheit seines Hauses und seiner Gärten zu Saint-Ouen sehr erhöht. Unmittelbar vor seinem Tode vergrößerte er die letzteren um 25 Morgen, die er mit gedeckten Terrassen zu umgeben begonnen hatte. . . . . Sein Haus war mit einer großen Zahl von Edelleuten, Pagen und Domestiken jeder Art ausgerüstet. Seine Ausgaben waren enorm. Täglich gab er ein großes Diner und fast täglich

Privat-Audienzen. Am Hofe und in der Stadt gab es Niemand, der ihm nicht gehuldigt hätte; selbst die Minister, ja, die Prinzen von Geblüt thaten es. Er empfing Leute, während er noch im Bette lag. Er schrieb und diktirte in großer Gesellschaft. . . . . Sein Haus in Paris und seine Wohnung in Versailles wurden vom Morgen bis zum Abend nicht leer." Aehnlich verhält es sich mit zwei-, dreihundert anderen Häusern in Paris, Versailles und Umgebung. Von Einsamkeit will man nichts wissen; man liebt es, um mit Horace Walpole zu reden, „sein Licht bis zum letzten Fünkchen öffentlich brennen zu lassen". Die reichen Leute setzen ihren Stolz darein, für alle Welt offene Tafel zu halten. Die Parvenüs, die Finanziers mit erkauftem oder usurpirtem Adel, die Steuerpächter und die Söhne der Steuerpächter und all' diese Leute, die seit Law's Zeiten mit der Noblesse verkehren, ahmen der letzteren natürlich Alles nach. Wir wollen gar nicht reden von den Bourets, Beaujons und Saint-James oder andern Verschwendern, deren Aufwand den der Prinzen übersteigt; wir wollen nur einen einfachen Theilhaber an den Gefällspachtungen zum Exempel nehmen: Herrn von Epinay, dessen bescheidene, feine Frau einer solchen Großthuerei entgegentritt. Er „vervollständigt sein Gesinde" und wünscht, daß sie dasselbe thue; sie will nichts davon wissen. Trotzdem gibt es im Hause „sechzehn Beamte, Diener und Dienerinnen. . . . . Sobald Herr von Epinay aufsteht", heißt es in den Memoiren seiner Gattin, „macht sich sein Diener an seine Bedienung, während zwei Lakaien seine Aufträge erwarten. Der erste Sekretär kommt, um über die eingelaufene Post zu berichten, mit deren Eröffnung er betraut ist; aber er wird zweihundertmal von allen erdenklichen Leuten unterbrochen. Bald kommt ein Makler, der die schönsten Pferde zum Kauf anbietet; bald wieder ein Possenreißer, der eine Arie kreischt, dem man verspricht, ihm den Eintritt in die Opernschule zu verschaffen und dem man eine Lektion über die Eigenschaften des französischen Gesanges ertheilt. . . . . Wenn ich ausgehe, öffnen zwei Lakaien die Thürflügel, um mich durchzulassen, die ich durch ein Nadelöhr gehen könnte, wobei sie in's Vorzimmer hineinschreien: „„Meine Herren, Madame kommt."" Diese Herren sind Stoffhändler, Instrumentenmacher, Goldarbeiter, Kolporteure, Lakaien, Gläubiger, Schuhputzer, kurz, alles erdenkliche

Lächerliche und Aergerliche. Vor 12 oder 1 Uhr ist die Toilette nicht vorüber; der Sekretär, der wohl aus Erfahrung weiß, daß sein Herr über die Geschäfte keinen detaillirten Aufschluß zu geben versteht, händigt ihm ein Memorandum dessen ein, was er in der Pächterversammlung zu sagen hat." Müßiggang, Unordnung, Schulden, Ceremoniel, Protektormienen, all' dies ist eine Parodie der großen Welt; wir haben die letzte Stufe von Aristokratie vor uns. Und dennoch läßt sich nicht leugnen, daß ein Hof, wie der des Herrn von Epinay, in kleinem Maßstabe dem des Königs gleicht.

Viel mehr Ursache haben die Minister, Gesandten, Generale, die den König vertreten, in grandioser Weise Staat zu machen. Nichts hat das alte Regiment so glanzvoll und zugleich so drückend gemacht, wie die Repräsentation; hier, wie in allem Uebrigen, ist Ludwig XIV. der Urheber des Bösen wie des Guten. Dieselbe Politik, die einen solchen Hof erdachte, schrieb auch das Gepränge vor. „Man gefiel ihm, wenn man sich in Galla warf und in jeder Beziehung prunkte, sei es mit der Tafel, mit Equipagen, mit Bauten oder im Spiel..... Vom Hofe aus verbreitete sich das Contagium nach der Provinz und in die Armee hinein; die Menschen wurden nur nach Maßgabe ihres Aufwandes geschätzt." Im September 1698 gab es im Lager von Compiègne beim Marschall de Boufflers jeden Abend und jeden Morgen Mahlzeiten zu je 40—50 Couverts, ferner 72 Köche, 340 Domestiken, 400 Dutzend Servietten, 80 Dutzend Silberteller und 6 Dutzend vergoldete Teller. 14 Pferde mit Vorspann brachten aus Paris täglich Getränke und Obst; die Fische, das Wildpret und das Geflügel kamen täglich direkt aus Ghent, Brüssel, Dünkirchen, Calais und Dieppe. An gewöhnlichen Tagen leerte man 50 Dutzend, während des Besuches des Königs und der Prinzen 80 Dutzend Flaschen Wein. Während des Jahres, das der Marschall de Belle-Isle wegen der Wahl Karls VI. in Frankfurt zubrachte, gab er für Reisen, Transportkosten, Festlichkeiten, Diners und Bauten 750,000, für Dosen, Uhren und andere Geschenke 150,000 Livres aus und auf Befehl des ökonomischen Kardinals Fleury hatte er 101 Küchenbeamte. 1772 hält sich der französische Gesandte zu Wien, Fürst Rohan, zwei Karossen, die 40,000 Francs kosten, 40 Pferde, 7 Edelpagen, 6 Edelleute,

5 Sekretäre, ein Orchester von 10 Personen, 12 Diener, 4 Kourriere, deren Livréen je 4000 Francs werth sind; das übrige Personal verhältnißmäßig. Man kennt den Luxus und guten Geschmack, den der Kardinal Bernis in Rom entfaltete. Er gab exquisite Diners und repräsentirte wundervoll. „Man nannte ihn König von Rom, und in Folge seines Prunkes und der ihm gezollten Hochachtung war er es auch in der That . . . . . Seine Tafel genügte allen erdenklichen Ansprüchen. In Bezug auf Festlichkeiten, Ceremonien und Illuminationen war er stets über jeden Vergleich erhaben.“ Er selbst pflegte lächelnd zu sagen: „Ich halte ein Hôtel zum „französischen Hof“ auf einem Kreuzwege Europa's.“ Die Gesandten-Bezüge sind aber damals auch doppelt und dreimal so hoch wie heute. „Der König gibt den bedeutenden Gesandten 50,000 Ecus. Der Herzog von Duras hat als Madrider Gesandter bis zu 200,000 Livres an Gehalt, 100,000 Ecus als Gratifikation, 50,000 Livres für „geheime Ausgaben“ empfangen; außerdem lieh man ihm Möbel und Effekten im Werthe von 4 bis 500,000 Francs, wovon er die Hälfte behielt.“ „Der eben erwähnte Marschall von Belle-Isle machte in Frankfurt Schulden von 1,200,000 Francs, davon ein Viertel für Vergnügungsbauten, den Rest im Dienste des Königs; um ihn zu entschädigen, gab ihm dieser 400,000 Livres aus dem Erträgniß des Salzmonopols und eine Rente von 80,000 aus den Zahlungen der Gesellschaft, die die Läuterung der Edelmetalle gepachtet hat.“

Aehnlich verhält es sich mit den Ausgaben und Bezügen der Minister. 1789 erhält der Kanzler 120,000, der Siegelbewahrer und Justizminister 135,000 Livres. Der Staats-Sekretär sollte 180,670 beziehen; „er stellt aber die Behauptung auf, daß er damit nicht auskommen könne, worauf man ihm 226,000 bewilligt.“ Zieht sich ein Minister zurück, so erhält er eine Pension von 20,000 und eine Summe von 200,000 als Mitgift für seine Tochter, wenn er eine hat. Man glaube aber nicht, daß diese Summen — die überdies heutzutage verdoppelt werden müssen — zu hoch sind für den Gebrauch der Betreffenden. „Sie sind genöthigt, auf so hohem Fuße zu leben, daß sie sich nichts ersparen können. Sie halten alle offene Tafel, und zwar in Paris mindestens dreimal wöchentlich, in Versailles täglich;

ebenso, wenn sie in Fontainebleau weilen." Als Herr von Lamoignon Kanzler mit 100,000 Francs wird, weiß man sofort, daß er sich ruiniren muß, „denn er übernahm das ganze Küchenpersonal des Herrn von Aguesseau, dessen Tafel allein jährlich 80,000 Francs kostete. Die Mahlzeit, die er während der ersten Rathssitzung, welche er abhielt, gab, kam auf 6000 Livres zu stehen, und in Versailles und Paris ist sein Tisch fortwährend mit 20 Couverts bedeckt." Beim Marschall von Sachsen in Chambord werden täglich 140 Couverts aufgelegt; er hat 400 Pferde, eine Civilliste von 100,000 Ecus, ein Uhlanen-Regiment als Garde und ein Theater für 600,000 Francs; das Leben, das bei ihm geführt wird, gleicht einer Rubens'schen Bacchanalie. Was die Statthalter betrifft, sowie die Special-Gouverneure, so haben wir (vergl. 1. Buch) gesehen, daß sie, wenn sie überhaupt residiren, nichts zu thun haben als zu repräsentiren. Dasselbe thut — und ebenso glänzend — der wirklich regierende Indentant, besonders in den Provinzen mit Ständeversammlungen. Auch die Kommandanten, Generale und alle übrigen Vertreter des Königs werden von den herrschenden Sitten und Schicklichkeitsprincipien, sowie von ihrem Müßiggang verleitet, Salons zu halten und die Eleganz und Gastfreundschaft aus Versailles mit in die Provinz zu bringen, wenn sie sich dort aufhalten. Kommen ihre Frauen mit ihnen, so langweilen dieselben sich und „vegetiren inmitten von 50 Personen, reden nur Gemeinplätze, schürzen Knoten, spielen Lotto und sitzen drei Stunden an der Tafel. Aber alle Officiere, alle Edelleute aus der Umgebung, alle Damen der Stadt strömen zu ihren Bällen und feiern um die Wette ihre Anmuth, ihre Höflichkeit und ihren Gleichmuth." Selbst die geringeren militärischen Chargen-Inhaber ahmen diese prunkenden Gewohnheiten nach. Der Gebrauch erfordert es, daß die Obersten und sogar die Hauptleute ihre Officiere traktiren und deshalb „weit mehr ausgeben als sie beziehen." Daher reservirt man die Regimenter für Söhne hoher Familien, die etwas aus Eigenem zusetzen können, und die Kompagnien ebenfalls für reiche Edelleute. Wie heißt es doch bei Voltaire? „Ein Regiment ist nicht die Belohnung für geleistete Dienste, sondern der Gegenwerth für eine Summe, die die Eltern eines jungen Mannes erlegen, damit dieser das Privilegium habe, drei Monate

des Jahres hindurch in einer Provinzstadt offene Tafel halten zu dürfen.

Der große, reich entwickelte königliche Baum zu Versailles treibt Schößlinge, die sich zu Tausenden über ganz Frankreich verbreiten, um dort wie in Versailles zu Galla- und Salon-Bouquets aufzublühen.

VII.

Bis in die entferntesten Provinzen tragen die aristokratischen Stengel weltliche Blüthen. Da die Adeligen beschäftigungslos sind, besuchen sie einander und die Hauptsorge eines vornehmen Seigneurs besteht darin, in seinem Hause würdevoll die Honneurs zu machen. Dasselbe gilt von den hervorragenden Mitgliedern des Klerus. Die 131 Bischöfe und Erzbischöfe, die 700 Pfründen-Aebte sind Weltmänner, sie haben eine stattliche Haltung und Reichthümer, sind keine Puritaner und ihren Palast oder ihre Abtei betrachten sie als Landhaus, das sie für die kurze Zeit, die sie darin zubringen, sowie für die Gesellschaft, die sie dort empfangen, restauriren oder verschönern. Dom Rocourt von Clairvaux, der gegen Männer sehr höflich und gegen Damen sehr galant ist, fährt nur vierspännig und mit einem Vorreiter aus, läßt sich von seinen Mönchen „Monseigneur" nennen und hält einen echten Hof. Das Karthäuserkloster von Val-Saint-Pierre ist ein prachtvoller Palast inmitten einer immensen Domäne und der Prokurator Dom Effinger empfängt unaufhörlich Gäste. Die Aebtissin des Klosters von Origny (bei Saint-Quentin) hält sich Domestiken, Wagen und Pferde, empfängt bei sich Männer zu Besuch oder zum Speisen. Die Prinzessin Christine, Aebtissin von Remiremont, ist mit ihren Stiftsdamen fast immer auf Reisen; dennoch „amüsirt man sich in der Abtei", empfängt eine Menge Leute „in den Privat-Gemächern der Prinzessin und in den Fremdenzimmern." Die 44 adeligen Kapitel beiderlei Geschlechts sind ebenso viele permanente Salons, Rendez-vous-Plätze für schöne Gesellschaft, die eine schwache kirchliche Scheidewand kaum von der großen Welt trennt, aus der sie sich rekrutirt. Die Damen des Kapitels von Alix (bei Lyon) gehen in Schleppkleidern zum Gottesdienst und „sind ganz weltlich gekleidet",

mit dem Unterschiede, daß ihre Gewänder aus schwarzer Seide und ihre Mäntel hermelinbesetzt sind. Eine Besucherin des Kapitels von Ottmarsheim im Elsaß erzählt: „Unsere acht Tage verbrachten wir mit Promenaden und Besuchen bei den Resten der altrömischen Straßen; ferner lachten wir viel, sprachen viel von Toiletten und tanzten sogar, denn es kamen viele Gäste in die Abtei.“ Die Stiftsdamen von Loutre bei Saarlouis speisen mit Officieren und sind nichts weniger als prüde. Viele Klöster sind angenehme und schickliche Asyle für Witwen, für Mädchen von hohem Range, für Frauen, deren Männer bei der Armee weilen; die Oberin ist in der Regel Fräulein und führt mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit das Scepter über diese hübsche weibliche Welt. Aber nirgends ist der Pomp, die Gastfreundschaft und das Gedränge größer als in den bischöflichen Palästen; wir kennen bereits den Reichthum, die Feudalrechte und die Autorität ihrer Insassen; wir wissen, daß sie die Erben und Nachfolger der alten Souveräne ihrer Bezirke und außerdem Modeleute und Versailler Stammgäste sind; — warum sollten diese Herren nicht auch ihren Hof haben? Da viele von ihnen Fürsten sind, warum sollten sie sich nicht als Fürsten geberden? Daher jagen und bauen sie, haben Schützlinge, Gäste, ein Lever, ein Vorzimmer, Ordner, Beamte, einen großen Haushalt, Equipagen, in der Regel auch Schulden — ohne diese ist man kein vollendeter Grandseigneur — und halten offene Tafel. In dem fast königlichen Palais, das sich die Rohans — die erblichen Kardinalbischöfe von Straßburg — in Saverne erbaut haben, zählt man 700 Betten, 180 Pferde, 14 Maîtres d'hôtel, 25 Kammerdiener. Die ganze Provinz kommt dort zusammen. Der Kardinal gibt manchmal 200 Gästen sammt Dienerschaft Wohnung. Jederzeit findet man bei ihm „20—30 der liebenswürdigsten Provinz-Damen; diese Zahl wird oft erhöht durch den Besuch von Hofdamen oder von Pariserinnen. Des Abends um 9 Uhr soupirt Alles beisammen und da sieht es immer wie auf einem Feste aus.“ Der Kardinal selbst ist dessen schönster Schmuck; er ist schön, galant, süperb gekleidet und von ausgesuchter Höflichkeit; jedes Lächeln seiner Lippen ist eine Gnade. „Sein stets lächelndes Gesicht flößte Vertrauen ein; er hatte die echte Physiognomie eines Mannes, der zum Repräsentiren bestimmt ist.“

Ebenso geht es bei den Laienherrschaften her, wenn das Jagdvergnügen oder die schöne Witterung des Sommers sie auf ihre Besitzungen führt. „Harcourt in der Normandie und Brienne in der Champagne sind zwei der bestbewohnten Schlösser. Von Paris kommen bedeutende Persönlichkeiten dahin, hervorragende Schriftsteller &c. und der Kanton-Adel macht fleißig seine Aufwartung.“ Es gibt keine solche Residenz, in der sich nicht von Zeit zu Zeit Schwärme von beau monde niederlassen würden, um zu jagen, zu tanzen, zu diniren, zu plaudern, Theater zu spielen oder Goldcharpie zu zupfen. Man kann die Spur dieser glänzenden Vögel von Vogelhaus zu Vogelhaus verfolgen. Sie bleiben eine Woche, einen Monat, drei Monate, um ihr Gezwitscher hören und ihr Gefieder sehen zu lassen. Sie führen ihre Muße, ihren Geist, ihre Heiterkeit von einem Freund zum andern spazieren und empfangen diese Freunde dann wieder bei sich. Ein Blick auf die äußerliche Ausstattung dieser Häuser würde genügen, zu zeigen, daß die erste Pflicht jener Zeit darin besteht, Gastfreundschaft zu üben, gerade wie das erste Bedürfniß darin, sich in Gesellschaft zu befinden. In der That, ihr Luxus differirt von dem unsrigen; er zeigt sich nicht in den Möbeln — das überläßt man den Prinzen und Finanziers, — aber „er ist verschwenderisch in Allem, was Anderen Genuß gewähren kann: in Pferden, Wagen, offenen Tafeln, Wohnungsanerbietungen selbst für ganz Fremde, Theaterlogen für Freunde und in einer viel zahlreicheren Dienerschaft als man sie heute hat.“ Durch diese fortwährende gegenseitige Reibung ist selbst der bäuerischste Edelmann in den Stand gesetzt, den Rost abzustreifen, der noch seinesgleichen in Deutschland und England umgibt. In Frankreich findet man kaum Squires à la Western oder Barone à la Trenck von Tondern. Molière's Baron und Baronin Sotenville sind zwar provinziell und pedantisch, aber dennoch wohlerzogen. Eine Elsässerin, Madame d'Oberkirk, die in Frankfurt einige westphälische Krautjunker sieht, ist von dem Gegensatz frappirt. Selbst in den entlegensten Provinzen besuchen die Landjunker die Salons der Kommandanten oder Intendanten und treffen dort eine oder die andere Dame aus Versailles; „daher nehmen sie immer etwas von den feinen Manieren an und sind von den Aenderungen in Moden und Costümen unterrichtet.“

Der verwildertste unter ihnen geleitet seine Gäste bis zur letzten Stufe seiner Treppe mit dem Hute in der Hand und dankt ihnen für die ihm erwiesene Ehre; und einer Frau gegenüber wird er stets in einem Winkel seines Gedächtnisses einige Bruchstücke ritterlicher Galanterie aufstöbern. Der ärmste und zurückgezogenste bewahrt seinen blauen Gallarock und sein Ludwigskreuz, um gelegentlich einem benachbarten Grandseigneur oder einem durchreisenden Prinzen seine Aufwartung zu machen.

Auf diese Art hat sich der feudale Generalstab gänzlich verändert und zwar von seinen höchsten bis zu seinen niedrigsten Rangstufen. Wenn man seine 30—40,000 Paläste, Hôtels, Schlösser und Abteien mit einem Blicke umfassen könnte, welche Pracht und welchen Glanz sähe man da! Frankreich ist ein von Salon-Menschen bevölkerter Salon. Ueberall sind aus rauhen Chefs mit Autorität Hausherren mit Anmuth geworden. Sie gehören zu jener Gesellschaft, in der man, bevor man einen großen General vollständig bewunderte, erst fragte, ob derselbe auch liebenswürdig sei. Wohl tragen sie noch den Degen, wohl sind sie aus Eigenliebe noch tapfer und verstehen es noch, sich tödten zu lassen, besonders in Duellen und ähnlichen Förmlichkeiten, aber der Charakter des Weltmannes hat den des Soldaten übertüncht und am Ende des achtzehnten Jahrhunderts besteht das große Talent des Adels im savoir-vivre und seine Beschäftigung darin, zu empfangen und empfangen zu werden.

Zweites Kapitel.

Das Salonleben und seine Annehmlichkeiten.

I. Das Salonleben ist nur in Frankreich vollkommen. Gründe hierfür. Dieses Leben wird immer angenehmer und zeitraubender. — II. Mißachtung anderer Interessen und Pflichten. Gleichgiltigkeit in öffentlichen Angelegenheiten. Vernachlässigung der eigenen Geschäfte. Unordentliche Wirthschaft; Mißbrauch des Geldes. — III. Moralische Scheidung von Eheleuten. Die Galanterie. Trennung der Kinder von ihren Eltern. Mängel und Zwecke der Erziehung. Dienstboten und Lieferanten. — IV. Das Anziehende dieses Lebens. Die Lebensart im 18. Jahrhundert und die Frauen. — V. Das Glück im 18. Jahrhundert. Müßiggang, Zeitvertreib, Scherze. — VI. Die Heiterkeit im 18. Jahrhundert. Ihre Ursachen und Wirkungen. Toleranz und Licenz. Bälle, Festlichkeiten, Jagden, Gastereien, Vergnügungen. Freiheiten der Richter und Prälaten. — VII. Die Gesellschaftskomödie als Hauptbelustigung. Possen und Excesse.

I.

Andere europäische Aristokratien sind durch verwandte Umstände zur Annahme ähnlicher Sitten gelangt; bei ihnen hat die Monarchie ebenfalls den Hof und dieser die polirte Gesellschaft hervorgebracht. Aber die hübsche Pflanze hat sich nur zur Hälfte entwickeln können. Der Boden war ungünstig und die Samenkörner schlecht gewählt. In Spanien ist der König in der Etikette eingesperrt, wie eine Mumie in ihrem Futteral; sein steifer Stolz verschmäht die Annehmlichkeiten des weltlichen Lebens und ist auf düstere Langeweile und unsinnigen Prunk beschränkt. Was Italien betrifft, wird es von kleinen despotischen Fürsten regiert, die zumeist Ausländer sind; das erbliche Mißtrauen und die fortwährende Gefahr bindet die Zungen und nimmt die Geister gegen die Genüsse der Liebe und der schönen Künste ein. In England und Deutschland hält das kalte, schwerfällige und der Kultur widerstrebende Temperament die Leute bis zum Ende des letzten Jahrhunderts in den germanischen Eigenschaften: Einsamkeitsliebe, Trunkenheit und Brutalität, gefangen. In Frankreich dagegen trägt Alles dazu bei, den Geselligkeitstrieb zur Blüthe zu bringen, sowohl das politische Regiment als auch der Nationalcharakter. Dem Franzosen ist die Neigung für Gesellschaft angeboren und er kommt leicht und mühelos den Anforderungen der Gesellschaft nach. Er kennt nicht

die falsche Scham, die seine nördlichen Nachbarn genirt, noch auch hat er die starken Leidenschaften, die seine südlichen Nachbarn verzehren. Das Plaudern kostet ihn keine Anstrengung, er hat keine natürliche Scheu zu überwinden und keine eingewurzelte Voreingenommenheit zu besiegen. Er plaudert also nach Belieben und Herzenslust und das Plaudern macht ihm Vergnügen. Er bedarf eines Glückes besonderer Art, eines feinen, leichten, raschen, unausgesetzt erneuten und abwechselnden Glückes, in dem seine Intelligenz, seine Eigenliebe, all' seine lebhaften und sympathischen Eigenschaften Nahrung finden; und ein solches Glück kann man nur in Gesellschaft und in der Konversation finden. Er ist gefühlvoll; die Zuvorkommenheiten, Rücksichten, Aufmerksamkeiten, die zarte Schmeichelei sind seine eigentliche Atmosphäre, außerhalb welcher er nur ungern athmet. Es wäre ihm ebenso unangenehm, unhöflich zu sein, wie unhöflich behandelt zu werden. Für seine wohlwollenden und eiteln Instinkte hat die Gewohnheit, liebenswürdig zu sein, umso größere Reize, als sie ansteckend ist. Wem wir gefallen, der wird trachten, auch uns zu gefallen, und was wir an Zuvorkommenheit hergeben, erhalten wir an Aufmerksamkeit wieder zurück. In gleicher Gesellschaft kann man plaudern; plaudern heißt Andere amüsiren, indem man sich selbst amüsirt, und ein größeres Vergnügen kennt der Franzose nicht*). Für ihn ist die bewegliche, sich schlängelnde Konversation, was der Flug für den Vogel ist. Er eilt munter von Idee zu Idee; vom Schwunge Anderer angeregt, springt er und krümmt er sich von oben nach unten, von unten nach oben, vom Rasen auf den Wipfel und kehrt unversehens zurück, ohne in einen Graben zu fallen, ohne sich im Dickicht zu verstricken und ohne von den tausend Dingen, die er streift, etwas anderes zu verlangen als eben ihre Mannigfaltigkeit und die Heiterkeit ihres Aeußern.

Mit solchen Eigenschaften und Neigungen ausgestattet, war der Franzose für ein Regiment, das die Menschen zehn Stunden täglich zusammenbrachte, wie geschaffen; das angeborne Naturell ging mit der socialen Ordnung Hand in Hand, um die Salons vollkommen zu

*) Nach Volney unterscheidet sich der französische Pflanzer von denen anderer Nationen durch sein Bedürfniß für Gesellschaft und Geplauder.

machen. An der Spitze Aller, gab der König das Beispiel. Ludwig XIV. hatte alle Eigenschaften eines Hausherrn: Den Sinn für Repräsentation und Gastfreundschaft, die Herablassung und Würde, die Kunst, die Eigenliebe Andrer zu berücksichtigen und seinen eigenen Platz zu behaupten, die ritterliche Galanterie, den Takt, selbst Geist und angenehme Sprechweise. „Wenn er scherzte oder Spaß trieb oder wenn er etwas zu erzählen geruhte, geschah es mit großer Anmuth und auf eine feine, noble Weise, die ihm eigen war.“ Nach Saint-Simon war er „von Natur höflich und maß seine Höflichkeit ab je nach dem Alter, dem Werth und dem Range der Betreffenden. Seine mehr oder weniger markirten, aber stets leichten Verbeugungen machte er mit unvergleichlicher Grazie und Majestät. Den Frauen gegenüber hatte er nicht seinesgleichen; er konnte an keiner Haube vorbeigehen, ohne seinen Hut abzunehmen; selbst vor Kammerfrauen that er es, auch wenn er wußte, es seien Kammerfrauen. Niemals sagte er Jemandem etwas Unverbindliches. Niemals that er in Gesellschaft etwas Unschickliches oder Gewagtes; sein Gang, seine Haltung, seine Mienen waren bis in's kleinste Detail gemessen, decent, edel, majestätisch, und doch ganz natürlich.“ Diesem Modell ist man bis zum Ende des alten Regiments mehr oder minder treu geblieben; wenn man davon ein wenig abweicht, geschieht es nur zur Erhöhung der Geselligkeit. Im 18. Jahrhundert sieht man den König allmälig von seinem Piedestal herabsteigen, mit Ausnahme großer Galatage. Er verlangt nicht mehr, daß um ihn herum eine Stille herrsche, „um die Ameisen kriechen zu hören.“ Ein Augenzeuge dreier Regenten-Perioden, der Marschall von Richelieu, sagte zu Ludwig XVI.: „Unter Ludwig XIV. wagte man es nicht, zu sprechen, unter seinem Nachfolger sprach man leise und unter Ihnen spricht man ganz laut.“ Dabei verliert zwar die Autorität, aber die Geselligkeit gewinnt. Die unmerklich gelockerte Etikette macht der Leichtigkeit und Annehmlichkeit Raum. Die Großen wollen nicht so sehr imponiren als gefallen; sie werfen ihre Zurückhaltung ab wie ein unbequemes und lächerliches Kleid „und bewerben sich weniger um Ehrfurcht als um Applaus. Es genügt nicht mehr, gesellig und leutselig zu sein, man muß um jeden Preis sowohl gegen seinesgleichen als auch gegen Untergegebene liebenswürdig sein.“ „Die französischen

Prinzen", bemerkt eine Zeitgenossin, Madame de Genlis, „sind in großer Angst, daß es ihnen an Anmuth mangeln könne."*) Selbst in der nächsten Umgebung des Thrones ist „der Ton frei und fröhlich", und mit dem Lächeln der jungen Königin wird der ernste, disciplinirte Hof Ludwigs XIV. am Ende des Jahrhunderts zum einladendsten und heitersten Salon. In Folge dieser Lockerung der Disciplin wird das Salonleben vollkommen. „Wer nicht vor 1789 gelebt hat", äußerte später Talleyrand, „kennt nicht die Wonne des Lebens." Die Wonne war zu groß, man kostete keine andre mehr, sie nahm den ganzen Menschen in Anspruch. Wenn die Gesellschaftswelt so anziehend ist, lebt man nur für sie.

II.

Man hat weder Zeit noch Sinn für andre Dinge, und seien es die wichtigsten: Die öffentlichen Angelegenheiten, die Hauswirthschaft, die Familie. Der ersteren enthalten sich die Großen; sie sind dagegen gleichgiltig. Sowohl die lokale als die centrale Verwaltung ist ihren Händen entrückt und interessirt sie nicht mehr. Wenn sie davon sprechen, geschieht es nur, um darüber zu scherzen. Die ernstesten Ereignisse dienen nur zur Erfindung von Bonmots. Nach dem Staatsbankerott-Edikt Terray's, das die Staatsgläubiger zur Hälfte ruinirt, ruft ein beengter Zuschauer in einem gedrückt vollen Theatersaal aus: „Schade, daß unser guter Terray nicht da ist, um uns zur Hälfte zu reduciren!" Man lacht, man applaudirt, man erzählt den Witz in ganz Paris und tröstet sich damit für den Ruin des Staatsschatzes. Einen Monat nach der Erlassung des Gesetzes gegen die Jesuiten, fabricirt man kleine Jesuiten aus Wachs; nämlich eine Schneckenschale mit einem Schnürchen, an dem man zieht, wobei der Jesuit aus dem Gehäuse kommt

---

*) Doch haben weder der fünfzehnte noch der sechzehnte Ludwig die alte königliche Haltung ganz aufgegeben. Alfieri schreibt: „Obwohl man mir im voraus gesagt hatte, der König rede gewöhnliche Fremde nicht an, konnte ich doch den Jupiterblick, mit dem er den Vorgestellten von oben bis unten maß, und seine kalte Miene nicht verdauen. Würde man einem Riesen eine Ameise vorstellen, so würde jener, nachdem er diese angesehen, lächeln oder vielleicht sagen: „Ach, welch' kleines Thierchen!" Mindestens würde man, wenn er mit der Zunge schwiege, etwas Aehnliches in seiner Miene lesen."

und wieder hineingeht. Allianzen, Schlachten, Steuern, Verträge, Ministerkabinete, Staatsstreiche, kurz, die ganze Geschichte des Jahrhunderts wird zu Epigrammen und Liedern verarbeitet. Eines Tages, als man in einer Versammlung junger Höflinge das Wort, das gerade en vogue ist, vorbringt, ruft Einer ganz vergnügt aus: „Wie sollte man von den großen Ereignissen, selbst von den Umwälzungen, nicht entzückt sein, wenn man so hübsche Bonmots darüber macht?" Sofort hält man Revue über alle Bonmots und Lieder, die an Schicksalsschläge Frankreichs anknüpfen. Der Gesang über die Schlacht von Hochstädt wird als schlecht bezeichnet, worauf Einige meinen, sie „bedauern den Verlust dieser Schlacht, denn das Lied tauge nichts."*) Wenn man bei derlei Zügen auch in Rechnung bringt, was auf den Sporn der Verve und die Freiheiten des Paradoxen kommt, bleibt noch immer das Gepräge des Jahrhunderts übrig, in welchem der Staat fast gar nichts, die Gesellschaft fast alles gilt. Auf diesen Standpunkt gestellt, kann man sich leicht denken, welcherlei Talente man z. B. von den Ministern verlangt. Necker gibt ein splendides Souper mit großer und mit komischer Oper; „dieses Fest hat ihm mehr Ansehen und Gunst eingebracht und seiner Stellung mehr Stabilität gegeben, als all' seine Finanz-Operationen. Von seiner letzten Maßregel über die Einkommensteuer sprach man nur einen Tag, während man von seinem Feste noch jetzt redet und sowohl in Paris als auch in Versailles nicht müde wird, dessen Annehmlichkeiten aufzuzählen. Man sagt ganz laut: „Herr und Frau Necker sind treffliche Leute und Zierden der Gesellschaft." Die gute Gesellschaft, die sich amüsirt, erlegt den Hochgestellten die Pflicht auf, sie zu amüsiren. Sie scheint, halb ernst, halb scherzend mit Voltaire zu sagen: „Die Götter haben die Könige nur eingesetzt, damit sie täglich Feste geben, und zwar mannigfaltige. Das Leben ist zu kurz, als daß man es anders verwenden könnte. Die Prozesse, die Kriege, die Religionsstreitigkeiten, die das menschliche Leben in Anspruch nehmen, sind lächerliche und schreckliche Dinge. Der Mensch ist nur zur Freude geboren und unter den Nothwendigkeiten des Lebens gebührt dem Ueberflüssigen der erste Rang."

---

*) Dagegen ist das Lied über die Schlacht bei Roßbach reizend.

Hieraus läßt sich schließen, daß diese Leute ihre eigenen Geschäfte ebenso vernachlässigen. Ihre Wirthschaft zu führen, ihre Güter zu verwalten, ihren Haushalt zu beaufsichtigen, all' dies dünkt ihnen bürgerlich und abgeschmackt, und sie überlassen es dem Intendanten und dem Maître d'hôtel. Wozu hat man denn Leute, wenn man sich selbst Sorgen machen soll? Das Leben würde aufhören, ein Fest zu sein, wenn man genöthigt wäre, die Vorbereitungen dazu zu überwachen. Die Bequemlichkeit, der Luxus, die Annehmlichkeiten müssen wie aus einer Quelle fließen und von selbst in den Bereich der Lippen kommen. Es wäre nöthig, daß diese Leute wie natürlich, und ohne sich darum zu bekümmern, auf ihrem Toilettentisch ein elegantes Gewand, in ihrer Tasche Geld, in ihrem Vorzimmer gepuderte Domestiken, vor ihrer Thüre eine vergoldete Kutsche, auf ihrem Tische ein feines Diner fänden und daß sie ihre ganze Aufmerksamkeit reserviren könnten, um sie in Zuvorkommenheiten für ihre Gäste von sich zu geben. Derlei geht nicht ohne Vergeudung ab; die sich selbst überlassenen Domestiken verstehen davon zu profitiren. Aber was thuts? Wenn sie nur ihre Dienste leisten! Ueberdies muß man ja „leben und leben lassen" und es ist gar angenehm, zufriedene und unterwürfige Gesichter um sich zu sehen. Daher rührt es, daß in den vornehmsten Häusern des Landes eifrig gestohlen wird. Eines Tages fragte Ludwig XV. den Herzog von Choiseul, was nach seiner Meinung der Wagen, in dem Beide saßen, gekostet habe. Jener meinte, er könnte sich denselben wohl für 5—6000 Livres verschaffen, der König werde jedoch als König, und weil er nicht immer baar zahle, 8000 geben müssen. „Gefehlt", erwiderte dieser, „dieser Wagen kommt mich auf 30,000 Francs zu stehen. In meinem Haushalt wird enorm gestohlen, aber ich kann nichts dagegen thun." Die kleinen wie die großen Chargenträger nehmen, was sie nehmen können, sei es in Geld, in natura oder sonstwie. Der König unterhält für seinen Oberstallmeister 54, für Madame de Brionne, die an Stelle eines minderjährigen Sohnes eine Stall-Charge bekleidet, 38 Pferde, für verschiedene Personen, die mit dem Departement gar nichts zu thun haben, 215 Stallknechte und ebensoviele Pferde. Welcher Schwarm von Parasiten auf diesem einzigen Zweige des königlichen Baumes! Gehen wir weiter, so finden wir,

daß man der mäßigen Madame Elisabeth einreden will, sie esse jährlich für 30,000 Francs Fische, für 70,000 Francs Fleisch und Wildpret und verbrenne für 60,000 Francs Kerzen. Mesdames von Frankreich geben 215,000, die Königin 157,000 Livres für Beleuchtung aus. Dafür aber zeigt man noch jetzt in Versailles die Straße, in deren zahlreichen Läden die Diener der königlichen Familie die Ueberbleibsel der königlichen Tafeln für gutes Geld verkauften! Es gibt keinen Artikel, an dem diese Insekten nicht nagen und bei dem sie sich nicht etwas ergattern würden. Dem König rechnet man für Limonade und Mandelmilch jährlich über 2000 Francs auf; für die Fleischbrühe, die man der zweijährigen Dauphine manchmal gibt, stellt man weit über 5000 Francs während eines Jahres ein. Am Ende der Regierung Ludwig XV. berechnen die Kammerfrauen der kleinen Dauphine, daß sie für diese brauchen: „wöchentlich vier Paar Schuhe, täglich drei Ellen Band für den Frisirmantel, täglich zwei Ellen Taffet zur Bedeckung des Handschuhkörbchens." Manche Jahre zahlte der König für Kaffe, Limonade, Chokolade, Mandelmilch und Eiswasser 200,000 Francs; manche Personen waren mit einem Dutzend Tassen per Tag eingeschrieben. Man hat berechnet, daß die Tasse Kaffe und das Brötchen, das die Kammerfrauen zum Frühstück erhielten, per Kopf und Jahr auf 2000 Francs zu stehen kam. Natürlich müssen in so bewirthschafteten Haushaltungen die Lieferanten auf ihr Geld warten, oft so lange, daß sie, wie es zuweilen unter Ludwig XV. geschieht, schließlich gar nicht mehr liefern wollen. Man sieht sich am Ende genöthigt, ihnen 5 Procent Interessen zu bezahlen. Trotz aller Sparprincipien Turgot's schuldet der König 1778 seinem Weinhändler 800,000, seinem Wildprethändler 3,500,000 Livres. Dieselbe Unordnung herrscht anderswo. „Madame Guémenée schuldet ihrem Schuhmacher 60,000, ihrem Tapetenlieferanten 16,000 Livres, ihren übrigen Handelsleuten verhältnißmäßige Summen." Der Marquis von Mirabeau ist erstaunt, bei einer Standesdame seiner Bekanntschaft gemiethete Pferde zu sehen; sie sagt: „Wir haben 70 eigene Pferde, heute kann aber kein einziges Paar ausgehen." Als Madame de Montmorin sieht, daß ihr Gemahl mehr Schulden als Vermögen habe, will sie wenigstens ihre Mitgift von 200,000 Francs retten; aber da sie für eine Schneider-

rechnung Garantie geleistet hat, bleibt ihr nichts, denn dieselbe beläuft sich — „unglaublich und lächerlich zu sagen", — auf 180,000 Francs. Der 26jährige Herzog von Lauzun wird, nachdem er ein Vermögen, das ihm 100,000 Ecus Rente eingebracht, aufgezehrt hat, von seinen Gläubigern wegen Schulden von zwei Millionen verfolgt. Herr von Chenonceaux verliert während einer Nacht im Spiele 700,000 Livres und bringt zusammen mit Herrn de Francueil, dem Großvater der George Sand, 7 oder 8 Millionen durch. Argenson erzählt, der Fürst Conti habe weder Brot noch Holz, trotzdem er 600,000 Francs beziehe; er verbaut sein ganzes Geld. Wo bliebe das Vergnügen, wenn man vernünftig wäre? Wie sollte ein Seigneur nach den Preisen der Dinge fragen? Und wie sollte man Exquisites verlangen, wenn Einen das Geld verdröße? Das Geld fließt daher, bis es erschöpft ist, zuerst in Folge der geheimen oder geduldeten Mißbräuche der Domestiken und dann in Folge der Verschwendung der Herren in Bauten, Möbeln, Toiletten, infolge übertriebener Gastfreundschaft, Galanterie und Vergnügungen. Um der Königin ein Fest zu geben, läßt der Graf von Artois sein Schloß Bagatelle niederreißen, wieder aufbauen und neu ausstatten und möbliren von A bis Z, womit 900 Arbeiter Tag und Nacht zu thun haben. Der Marschall von Soubise besitzt ein Jagdschloß, wohin der König von Zeit zu Zeit kommt, um eine Fasan-Eier-Omelette zu essen; diese kostet jedesmal $157\frac{1}{2}$ Livres. Einmal gibt er ihm ein Diner und Nachtquartier; das verursacht ihm eine Auslage von 200,000 Livres. Madame de Matignon bezahlt jährlich 24,000 Francs, um täglich einen neuen Kopfputz zu erhalten. Ein einziges Chorhemd des Kardinals Rohan wird auf 100,000 Livres geschätzt; sein Küchengeschirr ist aus massivem Silber. All' das erscheint uns ganz natürlich bei den damaligen Begriffen vom Gelde; man hielt es für einen Strom, wenn man es ausgab, für eine werthlose, übelriechende Pfütze, wenn man es sparte. Als die Königin dem Dauphin einen Wagen schenkte, dessen vergoldete Einfassungen mit Rubinen und Saphiren besetzt waren, sagte sie naiv: „Der König hat meine Bezüge um 200,000 Livres erhöht; doch nicht, damit ich sie behalte?" Statt zu sparen, wirft man lieber zum Fenster hinaus. So machte es buchstäblich der Marschall Richelieu,

als sein Enkel eine volle Börse mit Geld, die er ihm gegeben hatte, voll zurückbrachte. Wenigstens kam es diesmal dem Straßenkehrer zu gute, der es aufhob; wäre Niemand vorübergekommen, um es aufzuheben, so hätte man es in den Fluß geworfen. Eines Tages deutete Madame B. in Gegenwart des Fürsten Conti an, sie würde gerne ein Miniaturbildchen eines Kanarienvogels in einem Ringe besitzen. Der Fürst erbot sich dazu und sein Anerbieten wurde unter der Bedingung angenommen, daß das Bildchen einfach und nicht mit Diamanten besetzt sei. Sie erhielt auch nur einen Goldreifen, aber als Glas zur Bedeckung des Bildchens war ein großer abgeflachter Diamant angebracht. Als Madame B. diesen zurückschickte, ließ der Fürst ihn zu Pulver zerstoßen und bediente sich dessen als Streusand für das Billet, das er Madame schrieb. Diese Fingerspitze Streusandes kostete 4—5000 Livres, aber man erräth den Inhalt und Ton des Billets. Die äußerste Verschwendung geht mit der hohen Galanterie Hand in Hand, und je weniger man auf das Geld sieht, desto mehr ist man Weltmann.

III.

Im Salon bekümmert sich ein Mann am allerwenigsten um seine eigene Frau, und umgekehrt; daher ist dort, wo man nur ein Salonleben führt, kein Raum für eheliche Intimität. Ueberdies erfordert bei hochgestellten Eheleuten der Anstand und die Sitte eine getrennte Lebensweise. Jeder Theil hat seine Haushaltung oder doch seine Wohnung, seine Leute, seinen Wagen, seinen Salon, seine Gesellschaft für sich. Die Etikette des Repräsentationswesens stellt sie zu einander auf den Fuß höflicher Fremder. Wenn eins das andere besucht, ist eine förmliche Anmeldung nöthig. Sie sprechen sich gar „Monsieur" und „Madame" an, nicht nur öffentlich, sondern auch unter sich, und zucken die Achseln, wenn sie etwa in einem alten entlegenen Schlosse eine unwissende Provinzlerin ihren Mann in Gesellschaft „mein Freund" nennen hören. Leben die Eheleute schon zu Hause separat, so kommen sie auswärts immer mehr auseinander. Der Gemahl wird von seiner Statthalterschaft, seiner Kommandantenstelle, seinem Regiment, seiner Hofcharge auswärts festgehalten; erst ganz spät — Madame d'Avaray, Schwester der Frau von Genlis gab das erste Beispiel und wurde

anfänglich sehr darob getadelt — läßt sich die Frau herbei, ihm in die Garnison oder in die Provinz zu folgen. Sehr oft ist sie selbst ebenso beschäftigt wie er, sei es mit einer Charge bei einer Prinzessin, sei es mit ihrem Salon. Die Frau ist ebenso thätig wie der Mann mit denselben Waffen: dem biegsamen Wort, der gewinnenden Grazie, dem Takt, den Winken, dem richtigen Gefühl für den richtigen Moment und der Kunst, zu gefallen, zu verlangen und zu erlangen. Es gibt keine Hofdame, die nicht Regimenter und Pfründen zu vergeben hätte. In Stendhal's „Rom, Neapel und Florenz" erzählt der Oberst Forsyth: „Jede Frau, die dem Herzog von Choiseul liebenswürdig erschien oder die seiner Schwägerin, der Herzogin von Gramont, gefiel, konnte sicher sein, über alle beliebigen Obersten- oder Generalstellen verfügen zu dürfen. Selbst in den Augen der Greise und Geistlichen besaßen die Frauen Wichtigkeit; sie waren in erstaunlichem Grade mit dem Gange der Angelegenheiten vertraut und kannten genau die Charaktere und Gewohnheiten der Minister und Freunde des Königs." Demzufolge hat die Frau ihren eigenen Anhang von Bittstellern und Schützlingen, ihre Freunde und Feinde, ihren Ehrgeiz, ihre getäuschten Hoffnungen und ihre Bosheiten. Diese Aehnlichkeit der Beschäftigungen und diese Scheidung der Interessen ist sehr geeignet, den Haushalt aus dem Gefüge zu bringen. Das so gelockerte Band reißt schließlich unter dem Einflusse der öffentlichen Meinung gänzlich. „Es gehört zum guten Ton, nicht beisammen zu leben", sich gegenseitig volle Toleranz zu bezeigen und ganz der „Welt" anzugehören. Diese ist es, die damals die öffentliche Meinung macht und durch sie die Sitten hervorbringt, deren sie bedarf.

Um die Mitte des Jahrhunderts wohnten Mann und Frau im selben Hôtel, — das war alles. „Sie sahen einander nicht; man begegnete ihnen niemals in demselben Wagen, in demselben Hause oder beisammen an einem öffentlichen Orte." Ein tiefes Gefühl für einander wäre bizarr und selbst lächerlich erschienen, jedenfalls unpassend: es hätte als ernstes Aparte inmitten des Stromes der leichten Konversation Anstoß erregt. Es hätte geheißen, sich zu zweien isoliren, während man sich doch Allen schuldete; in Gesellschaft hat man kein Recht auf Têtes-à-Têtes. Diese waren selbst zwei Liebenden kaum

auf einige Tage gestattet,*) und auch das wurde ungern gesehen und man fand sie zu sehr mit einander beschäftigt. Ihre Befangenheit verbreitete um sie „Befangenheit und Zwang; man mußte in ihrer Gegenwart reservirt sein und sich im Schach halten. Man fürchtete sie.“ Die Gesellschaft stellte Anforderungen wie ein absoluter Herrscher und duldete keine Theilung der Aufmerksamkeit. „Wenn die Sitten dabei verlieren“, schreibt ein Zeitgenosse, Bezenval, „so gewinnt die Gesellschaft unendlich. Von der Verlegenheit und Kälte, die eine Folge der Anwesenheit der Ehemänner wäre, weiß man nichts. Die Freiheit ist groß. Die Koketterie der Herren und Damen ist lebhaft und erzeugt täglich pikante Abenteuer. Selbst in der Liebe kennt man keine Eifersucht. „Man gefällt einander, man nimmt einander; langweilt man einander, so geht man wieder auseinander. Gefällt man einander wieder, nimmt man einander wieder mit derselben Lebhaftigkeit wie das erstemal. Man verläßt sich abermals mit derselben Leichtigkeit, mit der man sich genommen, aber niemals überwirft man sich. Man nimmt sich, ohne sich zu lieben; man verläßt sich, ohne sich zu hassen.“ (Crébillon fils.) Uebrigens wird der Schein gewahrt und ein Uneingeweihter würde nichts Böses ahnen. Nach Horace Walpole bedarf es „starker Neugier oder langer Gewohnheit, um hier die geringste Liaison zwischen den beiden Geschlechtern zu entdecken.**) Vertraulichkeiten sind nicht erlaubt, es sei denn unter dem Schleier der Freundschaft, und das Liebes-Vokabularium ist ebenso verpönt wie es auf den ersten Anblick der Dienst der Liebe zu sein scheint.“ Selbst in den lebhaftesten Scenen eines Crébillon fils oder eines Laclos ist die von den Personen geführte Sprache gemessen und untadelhaft. Die Unschicklichkeit der Dinge geht nie auf die Worte über; die Sprache des Anstandes wird weder bei den Ausbrüchen der Leidenschaft, noch bei den Derbheiten des Instinktes vernachlässigt. So

*) Von zwanzig Hofherrschaften lebten fünfzehn nicht mit ihren Frauen, sondern hatten Maitressen. Selbst unter den Privatleuten in Paris ist dies sehr allgemein der Fall. (Barbier.)

**) Der Herzog von Brissac benahm sich gegen Madame du Barry, obwohl er ihr Galan war und sie leidenschaftlich liebte, doch nur wie ein höflicher Fremder.

haben denn die abstoßendsten Gefühle ihre Schärfe verloren und ihre beschönigten und geglätteten Ueberbleibsel werden als Salonspielzeug behandelt, als ein Ball, den weiße Hände hin und her werfen und auf den Boden fallen lassen. Man muß über diese Dinge die Berichte der Helden der Epoche lesen; ihr unnachahmlich leichter und degagirter Ton ist für sie ebenso charakteristisch wie ihre Handlungen. Der Herzog von Lauzun schreibt: „Zu Madame de Lauzun stand ich auf einem den Regeln strenge entsprechenden Fuße. Ich besaß ganz öffentlich Madame de Cambis, an der mir sehr wenig lag; ich unterhielt die kleine Eugenie, die ich sehr liebte; ich spielte hoch, machte dem König den Hof und jagte ganz regelmäßig mit ihm." Derselbe Herzog hatte aber für seine schöne Hälfte denselben Grad von Nachsicht, dessen er selbst bedurfte. Man fragte ihn, was er thäte, wenn seine Frau, die er seit zehn Jahren nicht gesehen hatte, ihm schriebe, sie sei schwanger. Er antwortete nach kurzem Besinnen: „Ich würde ihr schreiben: „Es freut mich sehr, daß der Himmel endlich unsern Bund gesegnet hat; haben Sie Acht auf Ihre Gesundheit; ich werde Ihnen diesen Abend meine Aufwartung machen."" Wir könnten zwanzig ähnliche Antworten anführen; bevor man diese gelesen, macht man sich keinen Begriff davon, wie sehr die „sociale Kunst" die natürlichsten Triebe unterdrücken kann. *)

„Hier, in Paris, gehöre ich nicht mehr mir selbst an", heißt es bei Madame d'Oberkirk; „ich habe kaum Zeit, mit meinem Gemahl zu reden und meine Correspondenz zu führen. Ich weiß nicht, wie es die Frauen machen, denen ein solches Leben zur Gewohnheit geworden ist; sie haben wohl weder einen Familienkreis, noch auch Kinder zu erziehen?" Wenigstens thun sie, als ob sie beides nicht hätten, und die Männer thun desgleichen. Die Eltern, die nicht miteinander leben, leben auch nicht mit ihren Kindern; dieselben Ursachen, die die

*) Ein Herzog, dessen Frau Skandal erregte, beklagte sich bei seiner Schwiegermutter; diese antwortete ihm mit größter Kaltblütigkeit: „Aber, mein Herr, Sie machen viel Lärm um nichts; Ihr Vater war viel besser erzogen." — Ein Gemahl sagte zu seiner Frau: „Ich gestatte Ihnen Alles, ausgenommen Prinzen und Lakaien. Diese beiden Extreme entehren, weil sie Skandal erregen." — Ein Mann, der seine Gattin auf frischer That ertappte, sagte nichts weiter als: „Wie unvorsichtig Sie sind, Madame! Wenn es ein Anderer wäre als ich!"

Ehe zerstören, zerstören die Familie. Vor Allem ist es die aristokratische Tradition, die zwischen Eltern und Kindern eine breite Kluft Platz greifen läßt. Diese Tradition ist zwar geschwächt und im Schwinden begriffen, aber noch nicht ganz ausgestorben. Der Sohn redet den Vater per „Monsieur" an und die Tochter küßt der Mutter bei der Morgentoilette ehrfurchtsvoll die Hand. Liebkosungen kommen selten vor und werden dann als Gnade betrachtet. Gewöhnlich sind die Kinder in Gegenwart der Eltern stumm und von einem Gefühl furchtsamer Demuth durchdrungen. Einst waren sie reine Unterthanen und bis zu einem gewissen Grade sind sie es noch; die Anforderungen des weltlichen Lebens tragen viel dazu bei, sie in gehöriger Entfernung zu halten. „Meine Mutter, meine Schwester und ich", berichtet Chateaubriand, „glichen in Gegenwart meines Vaters Statuen und nahmen unsere Lebensfunktionen erst nach seiner Abreise wieder auf." Von seinem Vater sprechend, sagt der Marquis Mirabeau: „Ich hatte nie die Ehre, die Wange dieses ehrwürdigen Mannes zu küssen. Als ich 200 Meilen weit auf der Akademie war, genügte ein Gedanke an ihn, mir soviel Furcht einzujagen, daß ich jede jugendliche Thorheit, die von übeln Folgen hätte begleitet sein können, vermied."*) Talleyrand erzählt, daß er niemals mit seinen Eltern unter demselben Dache geschlafen habe. Und schlafen die Kinder unter demselben Dache wie die Eltern, so werden sie dennoch vernachlässigt. „Ich (Graf Tilly) wurde Dienern anvertraut, und man gab mir eine Art Lehrer, der ihnen in vielen Hinsichten glich. Mittlerweile beschäftigte sich mein Vater mit der Damenwelt. Er hielt sich bis in's späte Alter Maitressen, betete sie fortwährend an und verließ sie unaufhörlich." Da der Herzog von Biron keinen guten Erzieher für seinen Sohn finden kann, vertraut er diese Stelle einem Lakaien seiner verstorbenen Frau an. „Derselbe konnte lesen und passabel schreiben und man verlieh ihm des besseren Ansehens halber den Titel eines Kammerdieners. Man gab mir zwar daneben die modischesten Lehrer, aber der Lakai war nicht im Stande, ihren Unterricht zu leiten oder mich zu lehren, daraus Nutzen zu

*) Die väterliche Autorität scheint im Volke und in der Bourgeoisie ebenso groß gewesen sein.

ziehen. Im Uebrigen wurde ich gehalten wie alle Kinder meines Alters und Standes: zum Ausgehen hatte ich die schönsten Kleider, zu Hause gab man mir nichts zu essen und nichts anzuziehen." Der Grund hiervon ist nicht in Härte, sondern in der Unordnung, Vernachlässigung und Vergeudung zu suchen, die im Haushalte herrschen. Man braucht seine Aufmerksamkeit für andere Dinge. Die Väter, die à la Marschall de Belle-Isle die Erziehung ihrer Söhne mit eigenen Augen überwachen und methodisch, strenge und zärtlich durchführen, kann man an den Fingern herzählen. Was die Töchter betrifft, so steckt man sie in's Kloster; von dieser Sorge befreit, können die Eltern leichter athmen. Selbst wenn sie sie zu Hause behalten, drückt sie die Last nicht so sehr. Die kleine Félicie de Saint-Aubin sieht ihre Eltern nur einen Moment nach dem Aufstehen und während der Mahlzeiten, weil deren ganzer Tag in Anspruch genommen ist: Die Mutter macht und empfängt Besuche; der Vater steckt in seinem physikalischen Kabinet oder geht auf die Jagd. Bis zu seinem siebenten Jahre verkehrt das Mädchen nur mit Kammerfrauen, die ihm nichts beibringen als ein bischen Katechismus und eine Menge Gespenstergeschichten. Hat es dieses Alter erreicht, so nimmt man sich seiner an, aber in einer für die Epoche sehr charakteristischen Weise. Die Mutter, welche mythologische und ländliche Opern geschrieben, läßt im Schlosse ein Theater bauen, das außerordentlich gut besucht wird. Hier muß die Kleine nach dreimonatlichen Proben, mit Köcher und blauen Flügeln angethan, die Rolle des Amor spielen. Das Kostüm steht ihr so gut, daß man sie neun Monate lang damit den ganzen Tag umhergehen läßt. Um ihre „Erziehung zu vollenden", läßt man einen Tanz- und Fechtmeister kommen, der ihr, die das Amorkostüm nicht ablegt, Anstands- und Fecht-Lektionen gibt. „Der ganze Winter wird mit dem Theaterspielen zugebracht." Nach dem Diner wird das Kind entlassen und nur gerufen, um auf dem Clavier vorzuspielen oder einer großen Gesellschaft etwas vorzudeklamiren. Allerdings ist dieses Beispiel nicht alltäglich; aber der Geist der Erziehung, der sich darin kundgibt, ist der allgemein herrschende. In den Augen der Eltern gibt es nur e i n begreifliches, vernünftiges Leben, das Gesellschaftsleben, selbst für die Kinder, und mit diesen beschäftigt man sich nur,

um sie auf dieses Leben vorzubereiten oder sie in dasselbe einzuführen.

Bis zum Jahre 1783 werden die kleinen Knaben weiß gepudert und mit Haarbeuteln, -locken und -wickeln aufgeputzt; sie tragen den Degen an der Seite, den Hut unterm Arm, Hemdkrausen, Röcke mit vergoldeten Aufschlägen; sie küssen den kleinen Fräuleins die Hand mit vollendeter Grazie. Ein Püppchen von 6 Jahren wird in Fischbeinmieder gepreßt; der umfangreiche Reifrock trägt eine guirlandenbedeckte Robe, der Kopf ein kunstvolles Gebäude aus falschem Haar, Einlagen und Knoten, das durch Nadeln zusammengehalten, von Federn gekrönt wird und oft so hoch ist, „daß sich das Kinn in der Mitte der ganzen Gestalt befindet"; auch an Schminke läßt man es zuweilen nicht fehlen. Sie ist eine ganze Dame en miniature; sie weiß, daß sie es ist und führt ihre Rolle trefflich durch, ohne Anstrengung oder Verlegenheit; sie ist eben daran gewöhnt worden. Man hat sich hauptsächlich und unaufhörlich bemüht, ihr eine Haltung beizubringen. Es läßt sich sagen, daß in diesem Jahrhundert der Tanzlehrer der Hauptfaktor des Erziehungswesens ist; *) hat man diesen, kann man alle anderen entbehren; ohne ihn würden die anderen werthlos sein, denn wie soll man ohne ihn lernen, leicht, anmuthig und maßvoll zu gehen, zu sitzen, zu stehen, den Arm zu bieten, mit dem Fächer umzugehen, zuzuhören, zu lächeln? Und wie ohne ihn lernen, die tausend kleinen Verrichtungen des gewöhnlichen Lebens und der Gesellschaft vor einem so zarten und geübten Publikum richtig zu vollführen? Was später für die Erwachsenen so wichtig sein wird, macht man schon für die Kleinen wichtig. Und nicht nur Anmuth der Haltung und der Bewegungen besitzen diese, sondern auch Anmuth des Geistes und der Sprache. Kaum haben sie reden gelernt, reden sie schon die feine Sprache ihrer Eltern. Diese spielen mit ihnen und machen aus ihnen reizende Puppen, welche ihre Lektionen öffentlich hersagen, in Theaterstücken Rollen haben, und deren Geist Blitze sprüht. Sie verstehen es, Komplimente zu machen, witzige Antworten zu geben, rührend, galant, gefühlvoll zu sein. Der

*) Man vergleiche die Rede des mit der Erziehung des Sohnes des Grafen Olivarez betrauten Tanzmeisters in Lesage's „Gil Blas".

kleine Herzog von Angoulême empfängt, ein Buch in der Hand, Suffren und sagt ihm: „Ich lese Plutarch und seine berühmten Biographien, Sie könnten nicht gelegener kommen.“ Die achtjährige Tochter und der neunjährige Sohn des Herrn von Sabran nehmen Lektionen bei zwei Schauspielern, spielen dann in Versailles am Hofe in Voltaire's „Oreste“ mit, und der Knabe, den man über seine klassischen Autoren befragt, antwortet einer Dame, die drei reizende Töchter besitzt: „Madame, hier kann ich mich nur auf Anakreon besinnen.“ Ein anderer, im selben Alter stehender Knabe erwidert auf eine Frage des Prinzen Heinrich von Preußen mit einem netten Impromptü in (französischen) Versen, das zu deutsch etwa lautet:

„An meiner Geburt ist gar nichts neu,
Ich kam zur Welt als gewöhnliches Kind.
Sie aber entstammen einem Ei,
Denn sicher ist's, daß Sie ein Adler sind.“*)

Welcher Triumph für die weltliche Kultur, in einem achtjährigen Gehirn Bonmots, Schmeicheleien und galante Verse zur Reife zu bringen! Der letzte Zug des vorrevolutionären Regimentes ist, daß es, nachdem es den Menschen von seinen eigenen Geschäften, von den öffentlichen Angelegenheiten, von der Ehe und der Familie abgelenkt, ihn und die Seinigen mit allen seinen und ihren Gefühlen und Fähigkeiten ergreift, um ihn und sie ganz und gar der Gesellschaft zu überantworten.

Die feinen Manieren und die allgemeine Höflichkeit erstrecken sich auch auf die untergeordneten Klassen, z. B. auf die Diener und die Lieferanten. Jeder Frontin benimmt sich galant und ungezwungen und schneidet Komplimente. Eine Soubrette braucht nur ausgehalten zu werden, um sich in eine Dame zu verwandeln. Ein Schuster ist ein „Herr in schwarz“, der, die Tochter grüßend, zur Mutter sagt: „Madame, das nenne ich ein reizendes Mädchen und jetzt fühle ich mehr als je die Größe Ihrer Güte“; das eben aus dem Kloster kom-

---

*) Das Original ist bei Ségur zu finden und lautet: „Ma naissance n'a rien de neuf, — J'ai suivi la commune règle; — Mais c'est vous qui sortez d'un oeuf, — Car vous êtes un aigle.“ — Madame de Genlis erzählt, daß sie solcherlei Verse im Alter von zwölf Jahren zu machen pflegte.

mende Fräulein hält den Mann für einen Freier und erröthet. Allerdings hätten geübtere Augen den Unterschied zwischen dieser Münze aus Talmigold und einer solchen aus reinem Golde erkannt; aber der Umstand, daß zwischen beiden Münzen eine Aehnlichkeit vorhanden ist, gibt genügend Zeugniß davon, daß die Wirkung des Central-Prägestocks eine allgemeine ist: dieser hat das echte Gold wie das gemeine Metall mit demselben Bildniß beprägt.

IV.

Daraus, daß die „Welt" solch' große Herrschaft ausübt, läßt sich schließen, daß sie viel Anziehendes bieten müsse. In der That, in keinem anderen Lande und in keinem anderen Jahrhundert hat je die „sociale Kunst" eine solche Vollkommenheit erreicht und das Leben so angenehm gemacht wie in Frankreich im 18. Jahrhundert. Paris ist die Schule von Europa, was feines Benehmen betrifft; aus Rußland, Deutschland und England kommen die jungen Leute dahin, um Schliff zu lernen. Dies in seinen Briefen an seinen Sohn hervorzuheben, wird Lord Chesterfield nicht müde; er drängt ihn, diese Salons zu besuchen, um seinen „Cambridger Rost" abzuschleifen. Wer diese Salons kennen gelernt hat, trennt sich nicht leicht wieder von ihnen, und muß er es dennoch thun, so wird es ihm ewig leid sein. „Nichts", schreibt Voltaire, „gleicht dem süßen Leben, das man dort im Schooße der schönen Künste führt; es ist ein ruhiger, zarter Hochgenuß. Ausländer und Könige haben diese angenehme Ruhe, diese bezaubernde Beschäftigung ihrem Vaterlande, ihrem Throne vorgezogen. Das Herz wird dort weich und schmilzt, wie die Gewürze an einem schwachen Feuer schmelzen, um in köstliche Düfte überzugehen." Der von den Russen geschlagene Gustav III. sagt, er wolle seine alten Tage in einem Pariser Boulevard-Palais beschließen, und er sagt damit nicht blos eine Höflichkeit, sondern er läßt sich gleich Baupläne senden. Um ein Souper oder eine Soirée zu besuchen, legt man 200 Meilen zurück. Einige Freunde des Fürsten von Ligne „verließen Brüssel nach dem Frühstück, kamen in der Pariser Oper gerade an, als der Vorhang in die Höhe ging, und kehrten sofort nach Schluß der Vorstellung nach Brüssel zurück."

Von diesem vielbegehrten Glück besitzen wir nur mehr schwache Kopien und wir sind darauf angewiesen, es uns im Geiste vorzustellen. Vorerst besteht es in dem Vergnügen, unter vollkommen feingesitteten Menschen zu leben; kein Vergnügen ist größer, dauernder und unerschöpflicher. Da die Eigenliebe unendlich ist, werden Leute von Geist immer irgend eine feine Aufmerksamkeit zur Befriedigung derselben ersinnen können, und da auch das Empfindungsvermögen in diesen Regionen unendlich ist, wird keine noch so feine Nüance unbemerkt bleiben. Am Ende ist der Mensch denn doch für den Menschen die reichste Quelle für's Glück wie für's Unglück, und in jener Zeit führte die stets fließende Quelle gar keine Bitternisse, sondern nur Süßigkeiten mit sich. Man durfte nicht nur nicht verletzen, man mußte geradezu gefallen; man mußte sich für die Anderen vergessen, mußte ihnen zuvorkommen, sich zu ihrer Verfügung stellen, ihnen Heiterkeit zeigen, ihnen Traurigkeit ersparen und seine eigenen Widerwärtigkeiten und Bekümmernisse für sich behalten. Die Tochter des Marschalls von Sachsen, die mit 30 Jahren den 62jährigen Dupin de Francueil geheirathet hatte, sagte zu ihrer Enkelin George Sand: „Damals war man niemals alt; die Revolution erst hat das Alter mit sich gebracht. Dein Großvater war schön, elegant, anmuthig, parfümirt, wohlgepflegt, heiter, liebenswürdig, zärtlich und gleichmüthig bis zu seinem Tode. Damals verstand man es, zu leben und zu sterben; man hatte keine zudringlichen Gebrechen. Hatte man die Gicht, so ging man dennoch und man schnitt keine Grimassen, man verhielt seinen Schmerz, wenn man gut erzogen war. Keine geschäftlichen Voreingenommenheiten belasteten das Gemüth oder machten den Geist schwerfällig. Man wußte sich zu ruiniren, ohne daß es den Anschein hatte, etwa wie Spieler, die verlieren, ohne Unruhe und Verdruß zu zeigen. Man hätte sich halb todt zu einer Jagdpartie tragen lassen; man hielt dafür, daß es besser sei, auf dem Ball oder im Theater zu sterben, als in seinem Bette zwischen vier Kerzen und bei häßlichen schwarzen Männern. Man war philosophisch; man spielte die Erhabenheit nicht; man besaß sie zuweilen, ohne es zu zeigen. War Jemand weise, so spielte er oder sie nicht den Pedanten oder die Prüde. Man genoß des Lebens, und wenn die Zeit kam, es zu verlassen, versuchte man nicht, es den Anderen zu verleiden. Das letzte Wort

meines alten Gemahls war der Wunsch, ich möge ihn lange überleben und mir das Leben angenehm machen."

Den Frauen gegenüber genügt es nicht, höflich zu sein, — man muß auch galant sein. Beim Fürsten Conti „stehen jeder eingeladenen Dame ein Wagen und Pferde zur Verfügung und jede darf täglich auf ihrem Zimmer ihrer speciellen Gesellschaft ein Diner geben." Die Freunde von Madame Civrac, die genöthigt ist, in einen Kurort zu gehen, beschließen, sie während der Reise zu zerstreuen. Sie eilen voraus und arrangiren an jedem Orte, wo sie Aufenthalt nimmt, ein ländliches Fest mit Kostüm-Maskeraden. Eine Dame, die momentan eine Kalesche braucht, wendet sich an den Vicomte V., der zwei besitzt; er hat jedoch darüber anderweitig verfügt. Statt sich aber hiermit zu entschuldigen, kauft er sofort eine dritte von größter Eleganz und leiht sie Madame mit der Bemerkung, daß er glücklich ist, daß sie die Güte gehabt, sich an ihn zu wenden. Seine Verschwendung erscheint liebenswürdig, aber nicht erstaunlich; die Damen sind eben damals Königinnen. Und im Salon haben sie ein Recht, es zu sein. Daher rührt es, daß sie im 18. Jahrhundert in allen Dingen tonangebend sind.*) „In Frankreich", bemerkt Andrews, „diktiren die Frauen Alles, was in guter Gesellschaft zu sagen und zu thun ist." Da sie die gesellschaftlichen Gesetze vorschreiben, ist es ganz natürlich, daß es zu ihrem Nutzen geschieht, und sie sehen darauf, daß jeder Punkt dieses Kodex befolgt werde. In dieser Hinsicht ist mancher Salon der „ganz feinen Welt" ein Obergerichtshof, wo man in letzter Instanz Urtheil spricht. Die Marschallin von Luxemburg ist eine große Autorität, die jedes Detail der Anstandslehre mit geistreichen Gründen zu rechtfertigen weiß. Mit einem Wort, bei einem Vergehen gegen die Etikette, dem geringsten Anschein von Anmaßung oder Albernheit, zieht man sich ihre Mißbilligung zu, gegen die man nicht appelliren kann und mit der man in der beau monde für immer verloren ist. Andrerseits empfängt man von ihr, wie es Talleyrand passirte, in Folge eines feinen Zuges, eines richtig angebrachten Schweigens, eines gelegentlich an

*) „Damals regierten die Frauen; die Revolution hat sie entthront.". . . . Jene Galanterie, von der ich spreche, ist gänzlich verschwunden." (Madame Vigée-Lebrun.)

die Stelle eines „ah!“ gesetzten „oh!“ ein Diplom für vollendetes savoir-vivre, und das ist der Anfang eines Renommés und die Anwartschaft auf ein Vermögen. Unter solchen Verhältnissen wird die Haltung, die Bewegung, die Sprache, wird jede Handlung und Unterlassung zu einem wahren Kunstwerk wie ein Gedicht oder ein Gemälde, das heißt: unendlich raffinirt, leicht und doch gesucht, und in allen Details so harmonisch, daß die Vollendung die Schwierigkeit der Herstellung verdeckt.

Eine Dame dieser Gesellschaft „begrüßt zehn Personen mit einer einzigen Verbeugung, aber sie gibt dennoch jeder, was ihr gebührt, sei es mit einer Kopfneigung oder einem Blicke“; sie weiß alles je nach dem Stande und Range des Betreffenden zu nüanciren. „Sie hat es mit leicht reizbaren Eitelkeiten zu thun und der geringste Fehler in der Nüancirung würde sofort aufgegriffen werden“; aber sie irrt sich weder, noch zögert sie in diesen feinen Unterscheidungen. Mit unvergleichlichem Takt und Geschick stuft sie die jedem und jeder Einzelnen zu bereitende Aufnahme ab. „Sie nimmt Alle anders auf: Standesdamen, Damen von hohem Range, Hofdamen, Würdenträgerinnen, geschichtlich bedeutende Frauen; Damen, die zwar von hoher Abkunft sind, deren Gemahl jedoch ihnen nicht ebenbürtig ist; Damen, bei denen das Umgekehrte der Fall ist u. s. w.“ Ein Uneingeweihter muß staunen über den geschickten und sichern Gang, mit dem sie inmitten so vieler auf der Lauer stehender Eitelkeiten sich bewegt, ohne jemals Anstoß zu nehmen oder zu geben. „Sie weiß alles durch die Art ihrer Verbeugungen auszudrücken; die Art zeigt sich in mannigfachen feinen Nüancen, vom impertinenten Achselzucken bis zu jener edeln, achtungsvollen Verbeugung, die selbst bei Hofe so wenige Damen zu machen verstehen: mit niedergeschlagenen Augen und gerader Haltung wird eine langsame Kniebeugung gemacht; dann richtet man den Blick bescheiden auf die betreffende Person und wirft den ganzen Leib mit Grazie nach vorwärts. Dies ist feiner und zarter als Worte und drückt die Achtung trefflich aus.“ Folgendes Beispiel wird zeigen, wie weit es das vollkommen ausgebildete savoir-vivre an Eleganz bringen kann. Es handelt sich um ein Duell zwischen dem Grafen von Artois — Bruder des Königs — und dem Herzog von Bourbon;

letzterer ist der beleidigte Theil, und sein im Range höher stehender Widersacher ist genöthigt, ihm ein Rencontre anzubieten. Sobald der Graf des Herzogs ansichtig wird, springt er aus dem Wagen, geht auf ihn zu und sagt lächelnd: „Mein Herr, die Welt behauptet, daß wir uns suchen.“ Darauf nimmt der andre den Hut ab und erwidert: „Mein Herr, ich bin bereit, Ihre Aufträge zu empfangen.“ „Um die Ihrigen auszuführen, wollen Sie mir gestatten, zu meinem Wagen zu gehen.“ Der Graf kehrt mit seinem Degen wieder und der Zweikampf beginnt. Nach einiger Zeit erklären die Sekundanten, der Ehre sei Genüge geschehen, worauf der Graf zu ihnen sagt: „Mir steht es nicht zu, zu entscheiden; es ist Sache des Herrn Herzogs, seine Meinung auszusprechen; ich bin bereit, seine Befehle entgegenzunehmen.“ „Mein Herr, ich bin von Erkenntlichkeit für Ihre Güte durchdrungen“, antwortet der Herzog, die Spitze seines Degens senkend, „und ich werde die Ehre, die Sie mir erwiesen, nie vergessen.“ Man kann ein Duell nicht anmuthiger ausfechten und es ist unmöglich, ein genaueres und feineres Gefühl für Rang, Stellung und Umstände an den Tag zu legen. Die mißlichste Situation kann durch Politesse erträglich gemacht werden. Mit Weltkenntniß und einer angemessenen Redewendung läßt sich selbst dem Könige gegenüber die Ehrfurcht mit dem Widerstand versöhnen. Als Ludwig XV. das Parlament aufgelöst hatte, ließ er durch Madame du Barry erklären, er sei fest entschlossen, niemals anderen Sinnes zu werden. „Ach, Madame“, äußerte der Herzog von Nivernais, „als der König dies sagte, hat er Sie angesehen.“ Zu Fontenelle sagte eine Freundin, indem sie die Hand auf sein Herz legte: „Mein Lieber, was Sie da haben, ist auch Gehirn.“ Jener lächelte und widersprach nicht; so gab man selbst einem Akademiker Wahrheiten zu kosten, einen sauern Tropfen in einem Bonbon, so gut gemischt, daß der pikante Geschmack den süßen nur um so besser hervortreten ließ. Derlei Bonbons servirte man jeden Abend in jedem Salon, zwei bis drei auf einen Tropfen Säure, alle exquisit, süß schmeckend und parfümirt.

So ist es mit der Kunst der Geselligkeit bewandt; diese Kunst ist geistvoll und reizend, sie bringt in jedes Detail der Rede, des Thuns und Lassens ein, um alles in Anmuth zu verwandeln; sie

zwingt nicht zur Servilität und Lüge, sondern zur Achtung und Beachtung Anderer; dagegen verschafft sie einem jedes Vergnügen, das die menschliche Gesellschaft darzubieten vermag.

V.

Im Großen und Ganzen können wir diese Art von Vergnügen wohl begreifen; wie aber uns dasselbe vergegenwärtigen? An und für sich sind die Vergnügungen dieser Salonwelt nicht zu beschreiben, weil sie zu flüchtiger Natur sind und erst durch die Nebensachen recht eigentlich anziehend werden. Was man darüber erzählen würde, könnte nur schales Stückwerk sein. Gibt ein Opern-Libretto eine Idee von der Oper? Wer dieses entschwundene Leben betrachten will, möge danach suchen in den Werken, die dessen Aeußerlichkeiten und Ton erkennen lassen, vorerst in den Gemälden und Stichen Watteau's, Fragonard's und Saint-Aubin's, sodann in den Romanen und Theaterstücken Voltaire's, Marivaux', Collé's und des jüngeren Crébillon. Aber nur Gestalten sehen und Stimmen hören kann man da, weiter nichts. Welch' feine Physiognomien, alle gewinnend, heiter, alle von Vergnügen und Gefallsucht strahlend! Welche Leichtigkeit in Gang und Haltung! Welch' pikante Grazie in der Toilette, im Lächeln, im lebhaften Geplauder, in der Handhabung der Flötenstimmen, in der Koketterie der halbversteckten Meinungen und Wortspiele! Wie unwillkürlich man stehen bleibt, um das mit anzusehen und mit anzuhören! Alles nimmt sich hübsch aus, — die geistreichen Köpfchen, die zierlichen Händchen, die zerdrückten Toiletten, die Mienen, die Gesichtchen. Die geringste Bewegung, eine trotzige oder mürrische Wendung des Kopfes, ein zarter, aus seiner Spitzenhülle hervorlugender Arm, eine elastische, über den Stickrahmen hingebeugte Taille, das rasche Säuseln eines geöffneten Fächers, — all' das erscheint einem hier als Augenweide, als Geistesschmaus. Hier ist alles Leckerbissen, zarter Genuß für zarte Sinne, selbst die äußere Ausstattung des Lebens, selbst die gewundenen Linien der Architektur, selbst die galante Anordnung und raffinirte Bequemlichkeit der Möblirung. Wer seine Phantasie mit diesen Figuren und ihren Umgebungen bevölkert, wird an ihren Amüsements eben soviel

Interesse nehmen, wie sie selbst einst gethan. Es genügt ihnen, in gleichartiger Gesellschaft sich zusammen zu finden, um glücklich zu sein. Ihr Müßiggang drückt sie nicht, denn für sie ist das Leben ein Spiel. Bei dem in Ungnade gefallenen Herzog von Choiseul in Chanteloup geht die ganze feine Welt aus und ein; man thut gar nichts und dennoch hat man den ganzen Tag keine unbeschäftigte Stunde. „Die Herzogin hat nur zwei Stunden täglich frei, um Toilette zu machen und ihre Correspondenz zu besorgen. Die Rechnung ist einfach: Sie steht um 11 Uhr auf, frühstückt um 12, wird von der Konversation bis 4 Uhr zurückgehalten, dinirt um 6, und dann spielt sie oder liest die Memoiren der Madame Maintenon. Gewöhnlich bleibt man bis 2 Uhr morgens in Gesellschaft." Der Geist ist vollkommen frei und weder mit Sorgen noch mit anderen Scherereien beladen. Nachmittags spielt man Whist, abends Pharao. „Heute thut man, was man gestern gethan und was man morgen wieder thun wird. Man beschäftigt sich mit den Mahlzeiten, als wären sie die wichtigste Sache des Lebens, und wenn man sich über etwas in der Welt beklagt, so ist es über seinen Magen. Die Zeit verfließt so schnell, daß ich immer glaube, gestern angekommen zu sein." Zuweilen arrangirt man ein kleines Wettrennen, an dem sich die Damen gerne betheiligen, „denn sie sind sehr flink und können den Salon täglich 5 bis 6 Mal zu Fuße durchmessen." Doch ziehen sie ihre Gemächer der freien Luft vor. In jener Zeit ist das Kerzenlicht die wahre Sonne und ein gemalter Plafond der schönste Himmel. In der That, kein Ort ist geschützter gegen Unwetter und bequemer zum Plaudern und Scherzen. Man plaudert und scherzt mit den anwesenden Freunden mündlich, mit den abwesenden schriftlich. Man wirft der alten Madame du Deffant vor, sie sei zu lebhaft und nennt sie „die Enkelin", während man die junge, zärtliche, besonnene Herzogin „Großmama" und ihren Mann „Großpapa" titulirt. Letzterer, der Herzog von Choiseul, läßt sich, als ein Schnupfen ihn im Bette festhält, den ganzen Tag Feengeschichten vorlesen. „Dieser Lektüre sind wir alle zugethan; wir finden sie ebenso wahrscheinlich wie die moderne Weltgeschichte. Man glaube nicht, daß der Herzog nichts zu thun hat; er hat sich im Salon einen Stickrahmen herrichten lassen, an dem er zwar nicht mit großer Ge-

schicklichkeit, aber mit größtem Fleiße arbeitet. Momentan macht ein Papierdrache unser Glück aus; der „Großpapa“, der vorher nie einen fliegen gesehen hatte, ist von diesem Schauspiel entzückt.“ An und für sich ist ein Zeitvertreib ein Nichts; je nach der Gelegenheit oder dem augenblicklichen Geschmack nimmt man ihn auf oder läßt ihn wieder fallen. „Ich sage Ihnen nichts von unseren Jagden, denn wir jagen nicht mehr; ich schweige von unserer Lektüre, weil wir nicht mehr lesen, und von unseren Promenaden, weil wir nicht ausgehen. Was denn machen wir? Einige spielen Billard, andere Karten, andere Trou-Madame (eine Art „Kammerspiel“) und alle zupfen Goldcharpie. Die Zeit drängt uns; wir zahlen es ihr heim.“

So geht es überall zu. Jede Beschäftigung ist ein Spiel; es bedarf nur einer Modelaune, um sie zu Ehren zu bringen. Jetzt ist gerade dieses Goldfadenziehen an der Tagesordnung; in Paris und auf den Schlössern beeifern sich alle weißen Hände, Tressen, Epauletten und alte Uniformen zu zerfasern, um die Gold- und Silberfäden daraus zu gewinnen. Man findet darin einen Anschein von Oekonomie und Beschäftigung. Kaum sind ein paar Frauen beisammen, läßt die Hausfrau ihren grüntaffetenen „Zupfsack“ auf den Tisch stellen, während die auf der Lauer stehenden Lakaien der übrigen Damen diesen ihre mitgebrachten Säcke einhändigen. Dieses Zupfen ist eine förmliche Manie; man zupft täglich einige Stunden lang. Manche Frau schafft sich damit 100 Louisdor im Jahre. Die Herren sind verpflichtet, das Material zu liefern. Der Herzog von Lauzun schenkt einer Frau V. zu diesem Zwecke eine Harfe von natürlicher Größe, die mit Goldfäden überzogen ist. Eine andere Dame erhält vom Grafen Löwenthal ein enormes Schaf gleicher Beschaffenheit, das 2—3000 Francs kostet, zerzupft aber nur 500—600 einbringt. Man nimmt das eben nicht so genau; die Hauptsache dabei ist, für die müßigen Finger eine Beschäftigung, für die Nerventhätigkeit einen Abfluß zu erhalten. Inmitten der angeblichen Arbeit bricht oft ungestüme Heiterkeit aus. Eines Tages ist Madame R. im Begriffe, mit einem Edelmann spazieren zu gehen; als sie sich auf den Weg machen wollen, fällt es der Dame ein, daß die Goldfransen seines Rockes sich trefflich zum Zupfen eignen würden, und flugs schneidet sie eine Franse ab. Sofort umringen

zehn Frauen den Herrn, nehmen ihm seinen Rock weg und stecken alle Fransen und Tressen in ihre Zupfsäcke. Sie machen es wie ein Schwarm kecker Meisen, die sich lärmend und schnatternd auf einen Häher stürzen, um ihn seines Gefieders zu berauben; somit ist jeder Mann, sobald er einem Frauenzirkel nahe kommt, in Gefahr, lebendig gerupft zu werden. Diese ganze hübsche Welt hat dieselben Amüsements, um die Zeit zu tödten, die Männer nicht minder als die Frauen. Es gibt kaum einen Herrn, der nicht irgend ein Salontalent, irgend ein kleines Mittel besäße, seinen Geist oder seine Hände zu beschäftigen, die freien Stunden auszufüllen. Fast alle reimen und sind Schauspiel-Dilettanten, viele musiciren oder malen Stillleben, andere sticken oder schürzen Knoten. George Sand's Großvater ist ein guter Violinspieler und fabricirt seine Geigen selbst; überdies ist er „Uhrmacher, Architekt, Drechsler, Maler, Schlosser, Dekorateur, Koch, Dichter; er komponirt Tonstücke und stickt vorzüglich.“ In dieser allgemeinen Faulenzerei „muß man trachten, sich auf eine Weise zu beschäftigen, die einem selbst und den Anderen gleich angenehm ist.“ Madame de Pompadour ist Musikerin, Schauspielerin, Malerin und Graveurin. Die Prinzessin Adelaide ist Uhrmacherin und spielt alle Instrumente vom Waldhorn bis zur Maultrommel, wohl nicht sehr gut — etwa wie die Königin, deren hübsche Stimme nur halb in Ordnung ist —, aber man macht keine Ansprüche; man will sich amüsiren, weiter nichts, und die Munterkeit und Kurzweil dienen als Ausrede für alles. Man lese nur, was sich bei Choiseul zuträgt. „Wissen Sie, daß Niemand eine Eigenschaft, die man ihr nicht ansieht, in so hohem Grade besitzt, wie die Herzogin von Lauzun die Kunst, Rühr-Eier zu bereiten? Es war das ein vergrabenes Talent und sie erinnert sich nicht mehr, wann sie dasselbe erworben; sie hatte es wohl von Geburt auf. Ein Zufall machte es dieser Tage bekannt und sofort stellte man es auf die Probe. Gestern morgens — ewig denkwürdiger Tag in den Annalen der Eier! — brachte man alle nöthigen Geräthe und Requisiten. Anfänglich zittert und erröthet die Herzogin, aber dann geht sie mit muthiger Unerschrockenheit an's Werk. Sie zerbricht die Eier, gießt sie in die Pfanne, dreht sie nach rechts und links, nach oben und unten, alles mit unerhörter Genauigkeit und beispiellosem Erfolge.

Niemals hat man etwas Trefflicheres gegessen." Welch' leichtes und liebenswürdiges Gelächter mag diese kleine Scene begleitet haben! Und später welche Epigramme und Anspielungen! Die damalige Heiterkeit gleicht einem tanzenden Lichtstrahl; sie hüpft über alles hinweg und macht den geringsten Gegenstand anmuthig.

VI.

„Es ist ein Hauptmerkmal des Franzosen, daß er immer fröhlich ist", sagte ein englischer Reisender vor 90 Jahren und er fügt bei, daß dieses Merkmal obligatorisch sei, denn dasselbe gehöre zum feinen Ton und sei das einzige Mittel, den Damen, die die Gesellschaft beherrschen und den guten Geschmack regieren, zu gefallen. Dazu kommt der Mangel an jenen Ursachen, die uns heute traurig machen und wie Blei auf uns lasten. Damals weiß man nichts von frühzeitig beginnender, anstrengender Arbeit, von erbitterter Konkurrenz, von unbegrenzten Aussichten und unbestimmten Karrièren. Die Rangstufen sind festgesetzt, der Ehrgeiz ist beschränkt, der Neid ist schwächer als jetzt. Die Menschen sind nicht, wie jetzt, gewohnheitsmäßig unzufrieden, sauertöpfisch, voreingenommen. Man leidet nicht an Zurücksetzung im Avancement, wo es kein Avancement gibt. Heute denkt man nur an's Avanciren, damals denkt man nur an's Amüsiren. Statt, wie jetzt, über die Avancements-Liste zu schimpfen, sinnt der Offizier über eine neue Verkleidung für den nächsten Maskenball nach. Statt zu berechnen, wie viele Prozesse er erledigt hat, gibt der Richter ein gutes Souper. In der linken Allee des Pariser Palais-Royal kommt jeden Nachmittag „die feine Gesellschaft, glänzend herausgeputzt, unter den großen Bäumen zusammen; nach der Oper, um 8½ Uhr abends, kommt man abermals dahin und bleibt oft bis 2 Uhr nach Mitternacht." Man spielt dort im Freien bei Mondschein Musik; der Ritter von Saint-Georges geigt und Garat singt dazu. In Morfontaine „machen der Graf Vaudreuil, der Dichter Lebrun, der Ritter von Coigny u. s. w. allnächtlich Charaden und wecken einander auf, um sich dieselben mitzutheilen." Bei Herrn von Montesquiou, bei dem Herzog von Nivernais, bei dem Marschall Noailles, bei dem Herzog von Orléans und dem Prinzen

Condé werden auf den Landsitzen fortwährend Feste arrangirt. Man mag eine beliebige Biographie, ein Aktenstück, eine Rechnung aus jener Zeit zur Hand nehmen, überall wird man die Schellen eines allgemeinen Karnevals läuten hören. „Bei dem Grafen Bédée, einem Onkel Chateaubriand's in Monchoix, musicirte, tanzte und jagte man fortwährend; man lebte vom Morgen bis zum Abend in Saus und Braus und brachte Kapital und Rente durch." Bei dem Grafen Valbelle wird unaufhörlich concertirt, getanzt, Theater gespielt — mit der Gräfin Mirabeau als Matadorin —, und die Belustigungen und Galanterien in der feinen Welt von Aix und Marseille nehmen kein Ende. Der Großvater der George Sand „hält eine Menge von Musikern, Lakaien, Köchen, Parasiten, Pferden und Hunden, gibt mit vollen Händen für Vergnügungs- und Wohlthätigkeits-Zwecke, denn er will glücklich sein und seine ganze Umgebung glücklich machen"; er will nicht rechnen und ruinirt sich daher auf die liebenswürdigste Weise von der Welt. Weder Alter noch Verbannung, noch Unglück sind im Stande, diesen Frohsinn zu trüben; er dauert noch 1793 in den Gefängnissen der Republik fort. Standesmenschen lassen sich von ihrem Amtskleide nicht geniren, von ihrem Amte nicht steif machen und sind nicht genöthigt, eine wichtige Amtsmiene anzunehmen oder gravitätisch zu sein, wie es der demokratische Neid heutzutage erfordert. Die (1753) nach Bourges verbannten Parlamentsmitglieder arrangiren drei Theatervorstellungen, spielen darin mit, und einer von ihnen, der galante Dupré de Saint-Maur, duellirt sich mit einem Nebenbuhler. 1787 verläßt der Bischof Barral sein Schloß, um das nach Troyes verwiesene Parlament zu empfangen und präsidirt jeden Abend bei einem Diner von 40 Couverts. „In der ganzen Stadt gab man Feste und Gastereien sonder Zahl; die Präsidenten hielten offene Tafel." Man verbrannte in den Küchen so viel Holz, daß daran bald Mangel war. Aber auch in gewöhnlichen Zeiten ist das Geschmause und Gebrause nicht gering. Als der König 1744 von einer Krankheit genaß, lud der Bruder des Präsidenten von Bourbonne alle bei ihm beschäftigten Arbeiter, Handwerker und Kaufleute, 80 Seelen, zu einem Souper ein; desgleichen die Musiker und Schauspieler, die Sekretäre, Aerzte, Chirurgen, Anwälte, Notare und anderen Beamten. Alle sammeln sich um einen Triumph-

wagen, der mit Schäfern, Schäferinnen und ländlichen Gottheiten im Opernkostüm gefüllt ist. Springbrunnen geben Wein von sich, „als ob es Wasser wäre", und nach dem Souper wirft man die übrig gebliebenen Konfitüren zum Fenster hinaus. Jedes Parlamentsmitglied „hat sein kleines Versailles, d. h. ein großes Hôtel zwischen einem Hof und einem Garten." Die heute so ruhige Stadt (Troyes) widerhallt den ganzen Tag vom Lärm schöner Equipagen. Die Verschwendung im Küchenwesen ist staunenswerth „nicht nur an Galatagen, sondern auch in den wöchentlichen, ja selbst in den täglichen Soupers." Der vornehmste all' dieser Festgeber ist der Präsident von Brosses. Dieser Mann hält täglich zwei Sitzungen, mindestens sechs wöchentlich, ist Alterthumsforscher, Historiker, Philologe, Geograph und Akademiker, ist im Amte sehr ernst und in seinen Remonstrationen sehr beharrlich; trotz alledem und alledem ist dieser fleißige und gelehrte Mann ein wundervoller Lustigmacher, ein echter Gallier mit feuriger Verve und in schlüpfrigen Scherzen unerschöpflich.*) In Gesellschaft seiner Freunde legt er seine Perrücke, sein Amtskleid und noch einiges andere ab; Niemand nimmt daran Anstoß, weil Niemand die Idee hat, daß ein Amtskleid ein „Freudendämpfer" sei. Dies gilt von allen Amtskleidern, besonders vom Richtermantel. „Als ich", schrieb ein Parlamentsmitglied, „1785 in die Gesellschaft eingeführt wurde, führte man mich gleichsam auf dieselbe Art bei den Frauen und bei den Maitressen meiner Freunde ein, so daß ich den Montag bei der einen, Dienstag bei der anderen einen Abend zubrachte. Und ich war kaum 18 Jahre alt und Mitglied einer richterlichen Familie!" Bei Herrn von Lamoignon spielen die vornehmsten Richter Rollen im „Barbier von Sevilla."

Was die Soutane betrifft, so gestattet sie sich dieselben Freiheiten, wie der Richtermantel, und die Prälaten tragen sie mit einer Lockerheit, als wäre sie ein Hofkleid; es hat der Revolutionsstürme, der

---

*) Als der junge Piron wegen seiner „Ode an Priapus" unruhig wurde, ließ ihn der Präsident Bouhier — „ein feingebildeter Mann, der am wenigsten steife aller Gelehrten" — kommen und sagte ihm: „Sie sind unvorsichtig; wenn man Sie drängt, den Namen des Verfassers des verfolgten Werkes zu nennen, sagen Sie, ich sei es." (Saint-Beuve.)

Wachsamkeit einer feindlichen Partei und der Bedrohlichkeiten einer unausgesetzten Gefahr bedurft, um die Soutane am Halse zu befestigen. Bis 1789 ist der Himmel zu schön und die Luft zu warm, als daß man sie bis an das Kinn zuknöpfen sollte. „Leichtigkeit und Freiheit", äußerte Rohan zu seinem Sekretär, einem Abte, „ohne beides würden wir Saverne zur Einöde machen." Nun, davor hat sich der gute Kardinal gehütet; er hat, im Gegentheil, Saverne zu einer Zauberwelt à la Watteau gemacht, fast zu einem „Aufenthalt für Cythere." Des Morgens bilden die in Reih und Glied stehenden Garden und 600 Bauern eine Kette in der Länge von einer Meile um ein Stück Erde herum, während die Jäger, Herren und Damen, auf ihre Posten gestellt werden. „Damit die Damen nicht allein bleiben — sie würden sich vielleicht fürchten —, ließ man stets jenen Mann bei ihnen, den sie am wenigsten haßten, um sie zu beruhigen. Da es Jedermann verboten war, seinen Posten vor dem Signal zu verlassen, war es unmöglich, überrascht zu werden." Um ein Uhr Nachmittags „versammelte sich die Gesellschaft unter einem schönen Zelt, am Ufer eines Flusses oder an sonst einem angenehmen Ort; man servirte ein feines Diner, und damit alle glücklich seien, gab man jedem Bauer ein Pfund Fleisch, zwei Pfund Brod und eine halbe Flasche Wein." Aengstlichen Leuten hätte der gefällige Prälat erwidert wie Voltaire: „In guter Gesellschaft sei kein Arg zu suchen." Er sagte es auch, freilich in anderen Worten. Eines Tages kam nämlich eine Dame in Begleitung eines jungen Offiziers zu Besuch; der Kardinal lud sie ein, die Nacht in seinem Hause zuzubringen, aber der Kammerdiener kommt mit der Nachricht zu ihm, es sei kein Platz mehr da. „Ist das Badezimmer besetzt?" „Nein." „Enthält dasselbe nicht zwei Betten?" „Ja, Monseigneur, aber in Einem Zimmer, und dieser Offizier . . . ." „Ei was, sind sie nicht zusammen gekommen? Daß doch ihr bornirten Leute immer gleich das Aergste denken müßt! Sie werden sehen, daß die Beiden sich ganz gut vertragen werden und ich sehe gar nichts Bedenkliches dabei." In der That machten weder die Dame noch der Offizier Einwendungen. Die Bernhardiner zu Granselve sind noch gastfreundlicher. Man kommt aus Entfernungen von 15 und 20 Meilen zu ihnen, um das sechs Wochen dauernde Fest des heiligen

Bernhard mitzumachen. Während der ganzen Zeit tanzt, jagt und spielt man Theater; die Tafel ist fortwährend gedeckt. Die Wohnungen der Damen sind mit allem für die Toilette Nöthigen versehen; es mangelt ihnen an nichts und böse Zungen wollen sogar behaupten, daß keine es nöthig hätte, ihren Offizier mitzubringen. Wir könnten zwanzig hochgalante Prälaten aufzählen, beschränken uns aber auf die folgenden: Der zweite Kardinal Rohan, der Held der Halsband-Geschichte; Bischof Jarante von Orléans, Buchführer des Pfründenregisters; Erzbischof Cicé von Bordeaux; Groß-Almosenier Kardinal Montmorency; Talleyrand; Bischof Conzié von Arras*) und vor Allen der Graf von Clermont und Abt von Saint-Germain-des-Prés, ein Prinz von Geblüt, der 370,000 Francs Einkommen hat, sich zweimal ruinirt, Theater spielt, an Collé pompöse Briefe schreibt und eine Tänzerin engagirt, die an seiner Tafel in seiner Abtei zu Berny die Honneurs macht. Alles, nur keine Heuchelei. Im Hause des Herrn Trudaine wohnen vier Bischöfe der Aufführung eines Collé'schen Stückes bei, dessen Inhalt nach dem eigenen Ausspruch des Verfassers so frei ist, daß er es nicht drucken zu lassen wagte. Etwas später liest Beaumarchais bei der Marschallin Richelieu in Gegenwart von Bischöfen und Erzbischöfen seine „Hochzeit des Figaro" in einer Version vor, die viel freier und roher ist als die gegenwärtig bekannte, purificirte; die Prälaten „amüsirten sich unendlich und erwiesen mir dann die Ehre, mir zu sagen, daß sie öffentlich erklären würden, daß darin nicht ein einziges Wort vorkomme, das gegen Anstand und gute Sitte verstöße." So ging das Stück gegen die Staatsraison und gegen den Willen des Königs durch, durch die Mitschuld Aller, selbst Jener, die an der Unterdrückung das größte Interesse hätten haben sollen. Der Autor meinte: „Es gibt etwas Närrischeres als mein Stück, nämlich: sein Erfolg." Die Anziehungskraft war zu groß; die Vergnügungssüchtigen konnten nicht verzichten auf die heiterste Komödie des Jahr-

---

*) Dieser Prälat wurde einst um 4 Uhr morgens von einem Rivalen, einem Gardelieutenant, auf frischer That ertappt und sagte ihm: „Seien Sie ruhig; man bringt mir militärische Kleider und einen Haarzopf, so daß wir ebenbürtig sein werden." Ein Kammerdiener bringt Degen u. s. w. Die Beiden gehen in den Hausgarten, schlagen sich und der Bischof entwaffnet den Lieutenant.

hunderts. Sie applaudirten einer Satire auf sich selbst, ja, noch mehr: sie spielten sie höchst-persönlich auf ihren Haustheatern. Wenn ein Geschmack die Herrschaft erlangt hat, ergeht er sich, gleich einer großen Leidenschaft, in Extremen thörichter Natur; er will den dargebotenen Genuß um jeden Preis genießen. Gegenüber der momentanen Befriedigung wird der Geschmack zum Kinde vor dem Obste: nichts hält ihn zurück, weder die Gefahr — an diese vergißt er —, noch die Konvenienz, denn diese macht er ja selbst.

VII.

Sich belustigen, heißt aus sich herausgehen, sich von sich abwenden, an sich vergessen, und um gänzlich an sich vergessen zu können, muß man sich verwandeln, sich an die Stelle eines andern setzen, seine Maske annehmen, seine Rolle spielen. Daher ist die lebhafteste Belustigung die Komödie, in der man mitspielt. Sie ist die Belustigung der Kinder; diese improvisiren und spielen den ganzen Tag kleine Scenen. Sie ist auch die Belustigung jener Völker, deren politische Zustände männliche Sorgen ausschließen und die mit dem Leben ebenso spielen wie die Kinder. Zu Venedig dauerte im 18. Jahrhundert der Karneval sechs Monate; in Frankreich dauert er in anderer Gestalt das ganze Jahr. Hier ist er weniger vertraulich und pittoresk, dagegen raffinirter und eleganter; er hat die Oeffentlichkeit der Straßen, wo die Sonne ihm nicht behagte, verlassen und schließt sich im Salon ein, wo er sich mit dem Kerzenlicht besser verträgt. Von der großen populären Maskerade bleibt ihm nur ein Fragment, der prächtige, von der königlichen Familie und der Königin besuchte Opernball. Aber so glänzend dieses Fragment auch sei, es genügt nicht, und andere Maskeraden und Komödien werden in allen Pariser Hôtels und in allen Provinzschlössern fortwährend aufgeführt. Bei dem Empfang hoher Personen oder bei Geburtstagsfesten stellt man improvisirte Operetten oder geistreiche, panegyrische Schäferstückchen dar, in denen die Gäste des Hauses als Götter, Tugenden oder andere mythologische Figuren, als Türken, Lappen, Polen, Bauern, Schulmeister, Hausirer, Milch- und Blumenmädchen u. s. w. „mitthun", singen, tanzen und der Reihe

nach hübsche Komplimente in Form von Gelegenheitsversen zum Besten geben. Bei einem Feste in Chantilly „führt die als wollüstige Najade verkleidete, reizende junge Herzogin von Bourbon den Grafen du Nord in einer vergoldeten Gondel durch den großen Kanal bis zur Liebes-Insel"; der Fürst Conti dient als Lootse und die anderen Herren und Damen, alle mit allegorischen Kostümen angethan, bilden ein Gefolge, das mit seiner Galanterie und seinem Gelächter auf diesen schönen Gewässern, in diesem modernen Alkinous-Garten, einer Tasso-schen Feerie gleicht. Bei einem Feste in Vaudreuil verkleiden sich die Damen, die man mit der Entführung in's Serail des Sultans bedroht, als Vestalinnen, die der Großpriester mit hübschen Couplets in seinem Tempel empfängt. Aber 300 Türken kommen, erobern den Tempel bei Musikklängen und entführen die Damen auf Tragbahren durch die illuminirten Gärten. Der Park von Klein-Trianon wird in einen Jahrmarkt umgewandelt, auf dem die Hofdamen Kaufleute sind und die Königin ein Kaffehaus hält, in dem sie Limonade ausschänkt; hier und da ist ein Theater angebracht und Paraden finden statt. „Das Fest soll 100,000 Livres kosten und demnächst mit größeren Kosten in Choisy wiederholt werden."

Neben derlei auf das Kostüm beschränkten und nicht viel Zeit in Anspruch nehmenden Verkleidungen hat man eine bessere Zerstreuung, die die Betreffenden gänzlich umgestaltet: die Gesellschafskomödie, die jedesmal sechs Wochen oder drei Monate für Proben beansprucht. Gegen 1770 ist das „eine unglaubliche Manie; der kleinste Prokurator will in seinem Landhäuschen eine Bühne und eine Truppe haben." Ein Bernhardiner, der in Bresse inmitten eines Waldes lebt, schreibt an Collé, daß er und seine Kollegen „die Jagdpartie Heinrichs IV." darstellen und „ohne Vorwissen der Mucker und kleinen Geister" ein Theater bauen werden. Reformatoren und Moralisten machen das Theater zu einem wesentlichen Faktor der Kindererziehung; Madame de Genlis schreibt Kinderkomödien und ist der Ansicht, daß solche Uebungen viel werth sind, wo es sich um Erwerbung einer guten Aussprache und einer sichern graziösen Haltung handle. So bereitet denn das Theater die Leute auf die Gesellschaft vor, wie andererseits die Gesellschaft die Leute auf's Theater vorbereitet; Gesellschaft und Bühne,

beides ist ein Schauspiel, in dem man auf seine Stellung, auf den Ton seiner Stimme Acht hat, in dem man eine Rolle spielt. Salon und Bühne sind aus demselben Holze geschnitzt. Gegen das Ende des Jahrhunderts wird alle Welt zu Schauspielern; aber schon vorher war alle Welt Schauspieler. „Man spricht nur von den kleinen Theatern auf dem Lande in der Gegend von Paris." Seit Langem geben die höchsten Kreise ein Beispiel. Unter Ludwig XV. bildet eine Reihe von Prinzen, Fürsten, Herzögen, Grafen und Hofdamen in Gemeinschaft mit der Pompadour die Truppe „der kleinen Kabinete"; als Direktor fungirt der Herzog de la Vallière; in den Balletten tanzen nur hohe Aristokraten. Diese Vorstellungen dauern sieben Jahre und kosten blos im Winter von 1749 300,000 Livres. „Wer ihnen beigewohnt hat", heißt es bei dem frommen und klugen Herzog de Luynes, „bekennt, daß es für professionsmäßige Schauspieler schwer wäre, besser und intelligenter zu spielen." Später ergreift der Taumel selbst die königliche Familie; im Trianon spielt die Königin — anfänglich vor 40 Personen, später vor einem großen Publikum — die Colette in „Der Dorfprophet", die Gotte in „Die unvorhergesehene Wette", die Rosine im „Barbier von Sevilla", die Pierette in „Der Jäger und das Milchmädchen" im Vereine mit dem Grafen von Artois u. s. w. Der älteste Bruder des Königs — Graf von Provence — besitzt ein Theater, der jüngere — Graf von Artois — deren zwei, der Herzog von Orléans zwei, der Graf von Clermont zwei u. s. w. und fast all' diese Herren spielen auch mit. Herr von Vaudreuil scheint ein Rivale Molé's zu sein; der Graf Pons gibt den „Misanthropen" mit seltener Vollendung. Der Fürst von Ligne schreibt: „Mehr als zehn unserer hohen Damen spielen und singen besser als die allerbesten Darsteller auf allen unseren Bühnen." Von ihren Talenten läßt sich auf ihre Studien, ihren Fleiß und ihren Eifer schließen; offenbar ist dies für viele von ihnen die Hauptbeschäftigung. Madame de Saint-Aubin, der es an mitwirkenden Kräften mangelte, schulte ihre vier Kammerfrauen ein, ließ die „Zaire" von ihrer zehnjährigen Tochter spielen und unterbrach die Vorstellungen zwanzig Monate hindurch gar nicht. Die erste Sorge der Fürstin Guéménée nach ihrem Falliment und ihrer Verbannung war, Tapezierer kommen zu lassen, die ihr ein

Theater herrichteten. Kurz, wie man in Venedig die Masken nicht ablegte, ging in Frankreich das Leben nicht mehr ohne Maskeraden, Metamorphosen, Vorstellungen und Bühnenerfolge von statten.

Es bleibt noch ein letzter, bedeutungsvollerer Zug zu erwähnen übrig: das „komische Nachspiel." Für diese feine Welt ist das Leben wirklich ein Karneval, der an Freiheit und Ausgelassenheit dem venezianischen nicht nachsteht. In der Regel führt man nach dem Schauspiel eine Farce auf, die einer Lafontaine'schen Erzählung oder einem Possenspiel eines italienischen Schalksnarren entlehnt und nicht nur lebhaft, nicht nur „stark", sondern oft so roh ist, „daß man sie nur vor hohen Fürsten oder vor Dirnen spielen kann." *) Der blasirte Geschmack begnügt sich nicht mit Mandelmilch, er verlangt Schnaps. Der Herzog von Orléans singt auf der Bühne die gewürztesten Chansons und spielt in den ärgsten Collé'schen Possen mit, wie „Die Hochzeit ohne Pfarrer", „Der engbrüstige Liebhaber", „Der geile Leander", u. s. w. Auf eine gesalzene kommen zehn gepfefferte Farcen. Die bei dem Grafen von Provence zu Brunoy dargestellten sind so schlüpfrig, daß der König bedauert, der Aufführung beigewohnt zu haben; „von einer solchen Licenz kann man sich keinen Begriff machen. Zwei Frauen, die anwesend waren, machten sich davon und das Merkwürdigste an der Sache ist, daß man es gewagt hatte, die Königin einzuladen." Die Heiterkeit ist eine Art Trunkenbold, der das Faß bis zum letzten Tropfen austrinkt, zuerst den Wein, dann die Hefe. Nicht nur bei intimen Soupers und in Gegenwart von Dirnen, sondern auch in feiner Gesellschaft und bei Damen begeht man Kneipenstreiche. Sagen wir es gerade heraus, die Leute sind Zotenreißer, die weder vor Worten noch vor den Dingen zurückschrecken. „Seit einem halben Jahre", schreibt eine Dame anno 1783, „arrangirt man nach den Soupers ein Blindekuhspiel oder einen Gänsemarsch und beschließt den Abend mit einer allgemeinen Possenreißerei. Man ladet dazu 14 Tage vorher ein. Diesmal warf man die Tische um, verrückte die Möbel und goß 20 Flaschen Wassers im Zimmer aus. Um $^1/_2$2 Uhr zog ich mich

---

*) Die Hauptlieferanten dieser Possen sind Collé, Laujon und Poinsinet. Die einzige gute von allen ist „Die Wahrheit im Weine".

zurück, von Müdigkeit überwältigt, von geworfenen Taschentüchern halb todtgeschlagen. Die Wirthin, Madame de Clarence, wurde ganz heiser, ihr Kleid hing in tausend Fetzen von ihr, ihr Arm erhielt eine Schürfung, ihr Kopf eine Kontusion, aber sie gratulirt sich, ein Souper von solcher Lebhaftigkeit gegeben zu haben und hofft, daß es das Tagesgespräch bilden wird." Zu solchen Ausschreitungen führt das Unterhaltungsbedürfniß, unter dessen Druck die Maske des Jahrhunderts sich wie unter dem Finger eines Bildhauers allmälig umgestaltet und unmerklich ihren Ernst verliert: Zuerst wird aus der abgezirkelten Gestalt des Hofmannes die fröhliche Physiognomie des Weltmannes, und dann entsteht auf den lächelnden Lippen, deren Konturen sich ändern, das freche, ungezügelte Lachen des Gamins.*)

Drittes Kapitel.

Schattenseiten des Salonlebens.

I. Das Salonleben ist künstlich und trocken. Rückkehr zur Natur und zum Gefühl. — II. Die Sentimentalität der Salonmenschen ist der letzte Strich, der die Physiognomie des Jahrhunderts vollendet. Symptome desselben in Kunst und Literatur. Dessen Einfluß auf das Privatleben. Dessen Aufrichtigkeit, Delikatesse und Affektationen. — III. Unzulänglichkeit des Charakters. Lücken im Verstand und im Willen.

I.

Auf die Dauer wird man selbst des Vergnügens überdrüssig, und so angenehm auch das Salonleben sei, schließlich kommt es einem doch leer vor. Etwas mangelt, ohne daß man sich erklären könnte: was. Aber allmälig gelingt es der unruhigen Seele mit Hilfe der Künstler und der Schriftsteller, die Ursache ihrer Unbehaglichkeit und das Ziel ihrer geheimen Wünsche zu entdecken. Die beiden Hauptzüge des

*) „Im Nachlasse meiner Großmama fand ich Mappen voller Couplets, Epigramme und blutigen Satiren. Manche waren so obscön, daß ich sie verbrannte, weil ich nicht wagte, sie zu Ende zu lesen. Sie waren von hochstehenden Marquis oder von Abbés geschrieben, die ich in meiner Kindheit gekannt hatte." (George Sand.)

herrschenden Gesellschaftslebens sind, daß es künstlich und trocken ist, und diese Züge sind um so ausgebildeter, je vollkommener jenes ist; da nun das Salonleben den höchsten Grad von Raffinement erreicht hat, ist auch die Künstlichkeit und Trockenheit auf's Höchste gestiegen. Alles Natürliche ist ausgeschlossen; alles ist gemacht, arrangirt, zubereitet, Putz, Kostüm, Haltung, Stimme, Worte, Ideen, selbst Gefühle. „Die Seltenheit eines natürlichen Gefühls", schreibt Herr von V., „ist so groß, daß ich, wenn ich von Versailles zurückkomme, zuweilen stehen bleibe, wenn ich einen Hund auf der Straße an einem Bein nagen sehe." Der Mensch, der sich der Gesellschaft gewidmet, hat keinen Theil seiner Person für sich behalten und die Konvenienz hat schlingpflanzenartig sein ganzes Wesen, jedes Detail seines Thuns umwunden. George Sand, die zu einem solchen Leben erzogen wurde, erzählt: „Man machte mir über alles Vorwürfe; ich konnte keine Bewegung machen, ohne kritisirt zu werden. Man hatte eine eigene Art zu gehen, zu sitzen, zu grüßen, seine Handschuhe aufzuheben, die Gabel zu halten, einen Gegenstand darzureichen, kurz, eine vollständige Mimik, die man den Kindern zeitlich beibringen mußte, damit sie ihnen zur Gewohnheit und zur zweiten Natur werde. Diese Konvenienz wurde als so wichtig betrachtet im Leben von Mann und Frau der einstigen feinen Welt, daß es den Schauspielern trotz all' ihrer Studien schwer fällt, uns heute eine Idee davon zu geben." Und nicht nur das Aeußere, sondern auch das Innere ist künstlich; es gibt eine eigene vorgeschriebene Art zu fühlen, zu denken, zu leben, zu sterben. Man kann mit keinem Manne sprechen, ohne sich „seinen Befehlen zur Verfügung zu stellen", und mit keiner Dame, ohne „zu ihren Füßen zu liegen." Der bon ton hat alle kleinen und großen Schritte und Handlungen im voraus geregelt, die Art und Weise, sich einer Dame zu erklären und mit ihr zu brechen, ein Duell einzuleiten und auszufechten, mit Gleichgestellten, Vorgesetzten und Untergeordneten umzugehen. Wer sich gegen diese Gewohnheitsgesetze im Geringsten vergeht, ist ein „gemeiner Mensch." D'Argenson, ein Mann von Herz und Talent, wird „Vieh" genannt, weil seine Originalität über das festgesetzte Niveau hinausgeht. Man kann etwas nicht ärger tadeln, als wenn man sagt: „Das hat keinen Namen, das sieht nichts ähnlich." Alles, was sich, sei es

im Benehmen oder in der Literatur, von einem gewissen Modell abzuweichen erlaubt, wird verworfen. Die Zahl der erlaubten Handlungen ist ebenso beschränkt wie die der gestatteten Worte. Derselbe geläuterte Geschmack hemmt die Initiative und macht die Sprache arm. Man handelt, wie man schreibt: nach angelernten Formen, in einem fixirten, engen Kreise. Um keinen Preis darf sich das Excentrische, Unvorhergesehene, lebhaft Schwungvolle geltend machen. Aus vielen Beispielen greife ich eins heraus, bei dem es sich um eine einfache Handbewegung handelt und von dem man auf mehr schließen kann. Es gelingt Fräulein X., dem berühmten Tanzmeister Marcel eine Pension zu verschaffen; in ihrer Freude kommt sie zu ihm gelaufen und übergibt ihm das betreffende Patent. Er aber wirft es zu Boden und sagt: „Mein Fräulein, habe ich Sie gelehrt, etwas auf solche Art darzureichen? Heben Sie das Papier auf und geben Sie es mir, wie es sich gebührt.“ Sie hebt das Patent auf und präsentirt es mit der vorgeschriebenen Grazie. „Das ist recht“, sagt nun Marcel, „ich nehme es und danke Ihnen, obwohl die Bewegung Ihres Ellbogens nicht genug abgerundet war.“ *) Toujours perdrix wird einem auch überdrüssig; nachdem man Jahre lang nur kunstvoll zubereitete Speisen gegessen, bekommt man schließlich Lust auf Milch und Schwarzbrod.

Unter den Gewürzen der Salonküche wird hauptsächlich eines mißbraucht und so unausgesetzt angewendet, daß es allen Speisen einen pikanten und kalten Geschmack verleiht: die Tändelei. Die Gesellschaft will von Leidenschaftlichkeit nichts wissen und damit hat sie Recht; man geht nicht in Gesellschaft, um dort heftig aufzutreten oder düster dazusitzen. Im Salon würden gespannte, verschlossene Mienen Mißklang erzeugen. Die Hausfrau ist immer berechtigt, einem Gast, dem eine zurückgehaltene Gemüthsbewegung Schweigen auferlegt, zu sagen: „Heute sind Sie nicht liebenswürdig.“ Man muß jeder Zeit liebenswürdig sein; diese Schulung hat zur Folge, daß das Empfindungsvermögen sich in tausend kleine Kanäle vertheilt und außer Stande

*) „Der König von Schweden ist hier. Er trägt Beinkleider mit Rosetten. Alles ist aus; er ist ein lächerlicher Mensch und ein Provinzler.“ (Hippeau.)

ist, einen breiten Strom zu bilden. „Man hatte hundert Freunde, von denen täglich zwei oder drei Kummer litten; aber man konnte mit diesen wenigen nicht lange Mitleid haben, da man sonst die Rücksichten für die siebenundneunzig anderen hätte außer Acht gelassen;" man seufzte einen Moment im Verein mit einigen von den siebenundneunzig über die drei Bedauernswerthen, — das war alles. Als der Präsident Hénault, der älteste Freund der Madame du Deffant, starb, erschien diese Frau am selben Abend bei einem großen Souper und sagte: „Ach, er starb heute um 6 Uhr abends, sonst würden Sie mich nicht hier sehen." Unter einem solchen unaufhörlichen System von Belustigungen und Zerstreuungen geht jedes tiefe Gefühl zu Grunde und alles wird oberflächlich. Selbst die Liebe wird zu „einem Austausch zweier Phantasien." Und da man in der Regel auf jene Seite fällt, nach der man sich hinneigt, so wird die Leichtfertigkeit eine Sache der Eleganz und Ueberlegung. Die Gleichgiltigkeit des Herzens ist in der Mode; es wäre eine Schande, echte Gefühle zu hegen. Man liebt es, mit der Liebe zu spielen und die Frauen als mechanische Puppen zu betrachten, an denen man nur eine Feder zu berühren braucht, um sie nach Belieben zornig oder zärtlich zu machen. Was immer die Frau auch thue, man legt ihr gegenüber eine beleidigende Höflichkeit niemals ab, und gerade diese Uebertreibung der ihr gezollten falschen Achtung ist eine Ironie, mit der man ihr beweist, daß das Herz nicht mit im Spiele ist. Bei gründlich trockenen Seelen wird die Galanterie oft zur Bosheit; aus Langeweile oder aus Erregungsbedürfniß, aus Eitelkeit oder aus Lust, seine Geschicklichkeit zu erproben, gefällt man sich darin, die Frauen zu quälen, zu Thränen zu reizen, zu entehren und langsam zu tödten; da die Eigenliebe ein unermeßlicher Abgrund ist, gibt es keine Bosheit, deren diese Salonhenker nicht fähig wären, und die Gestalten eines Laclos sind nicht ohne lebende Vorbilder gewesen. Allerdings sind derlei Ungeheuer selten; aber man braucht gar nicht sie zu betrachten, um dem Egoismus der gesellschaftlichen Galanterie auf die Spur zu kommen. Die Frauen, welche diese Galanterie obligatorisch gemacht haben, fühlen deren Lügenhaftigkeit am lebhaftesten und sehnen sich inmitten aller kalten Huldigungen nach der mittheilsamen Wärme eines ernsten Ge-

fühls. Sobald diese Sehnsucht eintritt, wird dem Bilde des Jahrhunderts der letzte Strich gegeben: der „empfindsame Mensch" tritt auf.

II.

Nicht als ob der Grundzug der Sitten sich änderte; diese bleiben nach wie vor gesellig und unterhaltungslustig. Aber die Mode autorisirt eine neue Affektation, Gemüthsbewegungen, Schwärmereien und Zärtlichkeitsgefühle, die man vorher nicht gekannt. Es handelt sich darum, zur Natur zurückzukehren, das Landleben zu bewundern, die Einfachheit der ländlichen Sitten zu lieben, sich für die Bauern zu interessiren und human zu sein, ein Herz zu haben, die Süßigkeiten und Zartheiten natürlicher Neigungen zu kosten, Gatte und Vater zu sein, eine Seele mit Tugenden und religiösen Ergüssen zu besitzen, an die Vorsehung und die Unsterblichkeit der Seele zu glauben, Begeisterung zu empfinden. Man will so sein; wenigstens hat man die Velleität, so sein zu wollen. Jedenfalls will man es nur unter der stillschweigenden Bedingung, daß man dadurch in seiner gewöhnlichen Lebensweise nicht allzusehr gestört werde und daß die Eindrücke des neuen Lebens die Genüsse des alten nicht beeinträchtigen. Daher wird die nun beginnende Exaltation nur eine Aufwallung des Gehirnes sein und fast die ganze Idylle wird sich in den Salons abspielen. Die Literatur, das Theater, die Malerei und die übrigen Künste treten in ein sentimentales Geleise, um der erhitzten Phantasie eine künstliche Nahrung zu verschaffen.*) In sorgfältig ausgearbeiteten Perioden predigt Rousseau den Reiz des wilden Lebens, und zwischen zwei Madrigalen schwärmen die kleinen Dichter davon, wie glücklich man wäre, nackt in einem Urwalde schlafen zu dürfen. Die Liebenden in der „Neuen Heluise" tauschen vier Bände hindurch ihre Gefühle im musterhaftesten Stile aus. Die „nicht nur gemessene, sondern abgezirkelte" Gräfin

*) Das Herannahen der Sentimentalität wird durch die folgenden Zeitdata bezeichnet: 1749: Rousseau, „Einfluß von Kunst und Wissenschaft"; 1753: Rousseau, „Ueber die Ungleichheit"; 1755: Greuze, „Der Familienvater und die Bibel"; 1757: Diderot, „Der natürliche Sohn"; 1758: Diderot, „Der Familienvater"; 1759: Rousseau, „Die neue Heluise"; 1761: Greuze, „Die Dorfbraut".

Blot bemerkt im Salon der Herzogin von Chartres: „Keine wahrhaft fühlende Frau könnte, wenn sie nicht mit höherer Tugend ausgestattet ist, der Leidenschaft Rousseau's widerstehen." *) Man drängt sich in den Salons zu den Vorstellungen der ländlichen und häuslichen Idyllen eines Greuze; die wollüstige Pointe, der sinnliche Hintergrund, den er in die gebrechliche Unschuld seiner Naiven legt, ist ein Leckerbissen für den lockern Geschmack, der bei allen moralischen Anwandlungen nicht aufhört. Dann kommen Ducis, Thomas, Parny, Colardeau, Roucher, Delille, Bernardin de Saint-Pierre, Marmontel, Florian, der Misanthrop Champfort, der Widerspruchsgeist Laharpe, der Minister Necker, kurz, eine ganze Menge von Rednern, Politikern, Schriftstellern, Verskünstlern und Nachahmern Gessner's und Young's, alle wohlgekämmt und herausstaffirt; sie halten gestickte Taschentücher in der Hand, um ihre Thränen zu trocknen, und führen die allgemeine Ekloge bis in die Mitte der aufregendsten Ereignisse der Revolution fort. An der Spitze des „Mercure" für 1791 und 1792 stehen „moralische Erzählungen" von Marmontel, und die Nummer, die nach den September-Blutbädern erschien, beginnt mit einer Ode „an die Manen meines Kanarienvogels."

Die Sentimentalität erstreckt sich bis auf jedes Detail des Privatlebens. Man errichtet in seinem Park dem Genius der Freundschaft einen Tempel, oder in seinem Kabinet dem der Wohlthätigkeit einen Altar. Man trägt Roben „à la Jean-Jacques Rousseau", d. h. nach seinen Grundsätzen gemacht, und als Kopfputz wählt man sogenannte „Gefühlspuffen", in denen man ein Porträt seiner Tochter, seiner Mutter, seines Hundes oder seines Kanarienvogels anbringt „und mit Haaren des Vaters oder eines Herzensfreundes garnirt". Jede Dame hat ihre Herzensfreundin, die sie dreimal täglich sehen muß und für die sie „ein so lebhaftes, zartes Gefühl empfindet, daß man fast von Leidenschaft sprechen kann." „Jedesmal, wenn Freundinnen „gefühlvoll" mit einander reden wollen, müssen sie plötzlich eine leise, helle, schmachtende Stimme annehmen, die Köpfe verneigen, sich

*) Als die junge Frau von Francueil, Großmutter George Sand's, Rousseau zum ersten Male sah, vergoß sie Thränen.

zärtlich anblicken und einander oft umarmen"; das hindert nicht, daß sie nach einer Viertelstunde heimlich gähnen oder einschlummern, weil sie sich nichts mehr zu sagen haben. Bei der Wiederaufführung des „Familienvaters" von Diderot zählt man ebenso viele Taschentücher wie Zuschauer, und einige Frauen werden ohnmächtig. Nach Madame de Genlis ist es „Mode, daß die jungen Frauen, wenn sie Voltaire begegnen, erbleichen, sich aufregen, gerührt und selbst unwohl werden, sich ihm in die Arme werfen, stammeln, weinen, kurz in einen Zustand gerathen, der der leidenschaftlichsten Liebe ähnelt." Wenn ein Autor in einem Salon seine Stücke vorliest, ist es Mode, daß man verzückte Interjektionen ausstoße, schluchze und in Ohnmacht falle. Madame de Genlis, die über diese Affektationen spottet, ist nicht minder affektirt. Sie bringt eine junge Waise in Gesellschaft und sagt plötzlich, sie möge die Attitüde der Heluise annehmen, worauf das Kind seine Haare auflöst, niederkniet und die Augen wie begeistert gen Himmel richtet, natürlich zum großen Ergötzen der Anwesenden. Manchmal wird die Sentimentalität förmlich zur Institution. Madame de Genlis gründet den „Orden der Ausdauer", der bald 90 Mitglieder aus der feinsten Gesellschaft zählt. Um in denselben zugelassen zu werden, muß man ein Räthsel auflösen, eine moralische Frage beantworten und eine Rede über eine Tugend halten. Jeder Ordensritter — es dürfen auch Damen beitreten —, der „drei wohlbegründete tugendhafte Handlungen entdeckt und zur Anzeige bringt, erhält eine goldene Medaille." Jeder Ritter hat einen Waffenbruder, jede Dame eine Freundin, jedes Mitglied eine Devise; jede Devise wird eingerahmt und im „Tempel der Ehre" — einem sehr galant geschmückten Zelte, das der Herzog von Lauzun in einem Garten hat errichten lassen — aufbewahrt. Die sentimentale Parade ist vollständig und in jedem Zug derselben finden wir eine Salonmaskerade unter allerlei Namen.

Aber wenigstens läßt der Ueberzug von Enthusiasmus und großen Worten auf dem Grunde des Herzens einen Rest thätiger Güte, vertrauenden Wohlwollens, selbst Glückes zurück, allermindestens einige Ungebundenheit und Ungezwungenheit. Die Frauen beginnen, ihre Männer zur Garnison zu begleiten; Mütter hegen den Wunsch, ihre

Kinder selbst zu säugen; Väter wollen sich für die Erziehung ihrer Sprößlinge interessiren. Die Sitteneinfachheit kehrt zurück. Man pudert die kleinen Knaben nicht mehr; viele Seigneurs werfen Tressen, Stickereien, rothe Schuhabsätze und Degen ab — es sei denn bei festlichen Gelegenheiten —; manche von ihnen tragen sich „à la Franklin", d. h. sie gehen in grobem Tuch, dicken Schuhen und Knotenstöcken einher. Der Geschmack für Kaskaden, Statuen, steife Dekorationen und Pomphaftigkeit hat dem für englische Gärten Platz gemacht. Die Königin arrangirt sich ein Dorf, kleidet sich in weißes Perkal, in ein Gaze-Halstuch und einen Strohhut, geht fischen und sieht zu, wie ihre Kühe gemelkt werden. Die Etikette geht aus dem Gefüge, wie die Schminke abfällt, und die natürliche Farbe natürlicher Gefühle kommt zum Vorschein. Die Prinzessin Adelaide ergreift in Abwesenheit des Dorfmusikanten die Geige und spielt den Bäuerinnen zum Tanze auf. Die Herzogin von Bourbon geht des Morgens inkognito aus, um Almosen zu vertheilen und „die Armen in ihren Dachstuben aufzusuchen." Die Dauphine springt aus dem Wagen, um einem verwundeten Postillon oder einem von Hirschen umgeworfenen Bauer beizustehen. Der König und sein jüngerer Bruder helfen einem Fuhrmann, seinen steckengebliebenen Wagen aus dem Kothe zu befreien. Man denkt nicht mehr daran, sich zusammenzunehmen, sich Zwang anzuthun, seine Würde unter allen Umständen zu bewahren, die Schwachheiten der Natur den Anforderungen des Standes zu unterordnen. Als der erste Dauphin stirbt, werfen sich die Kammerbeamten vor Ludwig XVI. nieder, um ihn am Eintreten zu verhindern; die Königin fällt vor ihm auf die Knie, und er bricht in Thränen aus, sagend: „Ach, mein Weib, unser theures Kind ist todt; sonst würdet ihr nicht wollen, daß ich es nicht sehe." Man verbirgt seine Thränen nicht mehr, sondern rechnet es sich zur Ehre, Mensch zu sein. Man ist human, man ist mit seinen Untergebenen vertraulich. Ein Prinz, der Revue abhält, sagt zu den Soldaten einfach: „Meine Kinder, hier stelle ich euch mein Weib vor." Man möchte die Menschen gerne glücklich machen und sich an ihrer Erkenntlichkeit erlaben; gut sein, geliebt werden, das sind die Wünsche der herrschenden Klassen. Das geht soweit, daß man damit Gott in Beziehung bringt. Man

erklärt „die Harmonie der Natur“ als zarte Aufmerksamkeiten der Vorsehung, und Florian sagt, daß der Schöpfer, indem er uns die Kindesliebe gegeben, „geruht habe, uns unser süßestes Vergnügen als unsre erste Tugend anzurechnen.“ Der Idylle, als die man sich den Himmel vorstellt, entspricht die Idylle, die man auf Erden aufführt. Was Hoch und Niedrig in Prosa und in Versen sprechen und schreiben von den offiziellen Erklärungen bis zu den Gratulationskomplimenten an Geburtstagsfesten, vom königlichen Ediktenstil bis zu den Gassernhauern der Fischweiber, ist alles ein kontinuirlicher Austausch von Annehmlichkeiten und Zärtlichkeiten. In den Theatern applaudirt das Volk, wenn eine Stelle von Fürstentugenden spricht, während die Prinzen applaudiren, wenn eine Stelle Volkstugenden preist. Kurz bevor diese Gesellschaft hinweggefegt wird, schmilzt ein gegenseitiges Wohlgefallen, ein Geist der Freundlichkeit — gleich einem sanften, lauen Herbstwinde — alles, was jene noch Trockenes und Hartes an sich hat und hüllt die Eleganz ihrer letzten Tage in einen Parfum von verwelkenden Rosen. Man sieht und hört Handlungen und Worte, die von hoher Anmuth und einzig in ihrer Art sind. Eines Tages spricht die Gräfin Amélie von Boufflers leichten Tones von ihrem Manne; ihre Schwiegermutter bemerkt: „Sie vergessen, daß Sie von meinem Sohne sprechen.“ „In der That, Mama“, antwortete Amélie, „ich dachte, nur von Ihrem Schwiegersohne zu sprechen.“ Dieselbe junge Frau spielt einmal „Boot“; da wird sie gedrängt, zwischen ihrer geliebten Schwiegermutter und ihrer eigenen Mutter, die sie kaum kannte, zu entscheiden; sie antwortet: „Ich würde meine Mutter retten und mit meiner Schwiegermutter sterben.“ Wenn Herz und Geist ihre Zartheiten vereinigen, entstehen Meisterwerke, die — wie die sie umgebende Kunst, Gesittung und Gesellschaft — einen Reiz haben, den nichts übertrifft, es sei denn ihre Gebrechlichkeit.

III.

Diese Gebrechlichkeit und Schwachheit besteht darin, daß die Menschen, jemehr sie sich an eine Lage gewöhnt haben, desto schlechter auf die gegentheilige vorbereitet sind. Die Gewohnheiten und Eigenschaften, die ihnen im alten Zustand zugute kamen, schaden ihnen

im neuen. Wer die in Friedenszeiten nützlichen Talente erworben, verliert leicht die in Kriegszeiten nöthigen. Je feiner die Gesittung wird, desto schwächer werden die Feingesitteten. Der Aristokratie, die mit allen Mitteln, zu gefallen, ausgestattet ist, bleibt keine Kraft zum Kämpfen. Und doch ist sie, um zu leben, zum Kampf genöthigt. Dem Starken gehört die Herrschaft, sei es in der Natur oder in der Menschheit; daher geht jedes Geschöpf, das die Kunst und Energie, sich zu vertheidigen, verloren hat, um so sicherer zu Grunde, jemehr sein Glanz, seine Unvorsichtigkeit und selbst seine Freundlichkeit es im voraus als fetten Bissen für die rohen, auf der Lauer stehenden Gelüste erscheinen lassen. Woher soll ein auf die von uns dargelegte Art aus solchen Sitten gebildeter Charakter Widerstandsfähigkeit nehmen? Um sich zu vertheidigen, muß man zu allererst um sich blicken, vor- und umsichtig sein, sich gegen die Gefahr wappnen. Wie sollten diese Aristokraten das können — bei ihrer Lebensweise? Ihr Kreis ist zu eng und zu abgeschlossen. In ihren Schlössern und Palästen sehen sie nur ihresgleichen, hören nur das Echo ihrer eigenen Ideen und darüber hinaus reicht ihre Phantasie nicht. Zweihundert Personen gelten ihnen als Publikum. Ueberdies haben unangenehme Wahrheiten in den Salons keinen Zutritt, besonders wenn sie persönlich sind, und eine Chimäre wird dort zum Dogma, weil sie zur Konvention wird. Sie, deren Horizont ohnehin eng genug ist, vergrößern ihre Illusionen noch dadurch, daß sie die Illusionen von ihresgleichen vergrößern. Von der großen Welt, die ihre kleine Welt umgibt, verstehen sie nichts; sie sind außer Stande, in die Gefühle des Bürgers und des Bauers einzudringen und stellen sich diesen vor, wie sie ihn gerne möchten, aber nicht wie er in Wirklichkeit ist. Die Idylle ist in der Mode und es wäre zu gewagt, ihr zu widersprechen; jede andere Vorstellung gilt als falsch, weil sie peinlich wäre. Die Salons haben beschlossen, es werde alles gut werden, — nun, so muß denn alles gut werden. Niemals war eine Verblendung vollständiger und freiwilliger. Der Herzog von Orléans will 100 Louis wetten, daß die Ständeversammlungen unverrichteter Dinge auseinandergehen und nicht einmal die geheimen Verhaftsbefehle abschaffen werden. Wenn die Niederreißung des Gebäudes be-

gonnen, selbst wenn sie vollendet sein wird, werden die Seigneurs nicht richtiger urtheilen. Sie haben keine Idee vom socialen Bau; sie kennen weder dessen Materialien und Proportionen, noch dessen Gleichgewicht. Sie kennen nicht die Dicke und Widerstandsfähigkeit der Mauern des alten Hauses, dessen erstes Stockwerk sie bewohnen.*) Schließlich denken sie sich, es sei wohl am besten, den Einsturz vor sich gehen zu lassen, das Gebäude werde sich schon von selbst für sie wieder aufbauen, so daß sie bald einen neuen, frischvergoldeten Salon werden betreten können, um dort die liebenswürdige Plauderei, die ein Zufall, ein Straßentumult unterbrochen, von vorne anzufangen. So klar sie in ihrer Gesellschaft sehen, so blöde sind ihre Augen in politischer Hinsicht. Sie besehen alles bei künstlichem Kerzenlicht, werden aber verwirrt und geblendet von der natürlichen Tageshelle. Ihr Sehorgan war so lange an die feinen Details des eleganten Lebens gewöhnt, daß es die Massen des Volkslebens nicht mehr umfassen kann; wenn es also plötzlich in neue Regionen versetzt wird, ist seine Feinsichtigkeit sein Ruin.

Indessen muß man doch irgendwie handeln, wenn Einem die Gefahr das Messer an die Kehle setzt. Aber im vorliegenden Falle ist die Gefahr von unedler Art und gegen die Folgen einer solchen Gefahr liefert die aristokratische Erziehung keine Waffen. Die Leute haben fechten gelernt, aber nicht boxen. Sie sind die Nachkommen Jener, die bei Fontenoy, statt zuerst zu schießen, ihre Hüte abnahmen und zu den feindlichen Engländern sagten: „Nein, meine Herren, schießen Sie zuerst." Als Sklaven der Etikette sind sie in ihren Bewegungen genirt. Viele nothwendige Handlungen roher Natur verstoßen gegen die Rücksichten, die ein wohlerzogener Mensch anderen, oder mindestens gegen jene, die er sich selbst schuldet. Und solche Handlungen gestatten sie sich nicht; sie denken gar nicht daran, sich sie zu gestatten, und je höher sie im Range stehen, desto gebundener sind

---

*) „Der gebildete und unparteiische Mensch, der die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges der Revolution einer Berechnung unterzöge, würde finden, daß dagegen mehr Chancen waren als gegen die Quinterne in der Lotterie; aber die Quinterne ist doch möglich und dieses mal wurde sie leider gezogen." (Herzog von Lévis).

ihre Hände. Als die königliche Familie nach Varennes abreist, entstehen infolge der Etikette Verzögerungen, die alles verderben; Madame de Tourzel will als Gouvernante der Kinder im königlichen Wagen Platz nehmen; der König beabsichtigt, dem Herrn von Bouillé einen Marschallstab zu geben und da er keinen hat, muß er verschiedene Gänge machen und sich endlich den des Herzogs von Choiseul ausleihen; die Königin kann ohne Necessaire nicht reisen und läßt sich erst ein solches machen; außerdem muß sie allerlei andere Schachteln und Kassetten mitnehmen, eine vollständige Wäsche-Ausstattung — als ob es in Brüssel keine Hemden gäbe! — nicht zu vergessen. Die beschränkte Frömmelei, die Humanität um jeden Preis, die Frivolität des literarischen Kleingeistes, das graziöse Benehmen, die gründliche Unwissenheit, die Abwesenheit oder Steifheit der Intelligenz sind noch markanter bei den Regierenden, als bei dem Adel. Gegen die wilde, brüllende Emeute sind Alle ohnmächtig. Sie haben nicht den physischen Einfluß, dieselbe zu meistern, oder den derben Charlatanismus, sie zu beschwichtigen, oder die List eines Scapin, sie auszuspioniren; es mangelt ihnen an der Stirne eines Stieres, den Gesten eines Taschenspielers, der Stimme eines Stentor, kurz, an allen Hilfsmitteln eines energischen Temperaments und der thierischen Schlauheit, die allein im Stande sind, die Wuth eines entfesselten Thieres abzuwenden. Um solche Kämpfer zu besitzen, lassen sie drei bis vier Menschen von ungleicher Abstammung und Erziehung holen, die jedoch alle geherrscht und gelitten haben: einen brutalen Plebejer wie der Abt Maury, einen kolossalen, schmutzigen Satyr wie Mirabeau, und einen kühnen und flinken Abenteurer wie Dumouriez, der in Cherbourg — als der Herzog von Beuvron in schwacher Stunde das Getreide freigab und den Aufruhr entfesselte — ausgezischt und fast in Stücke gerissen wurde, plötzlich aber die Schlüssel in den Händen eines holländischen Matrosen bemerkt, sie diesem entreißt, dem Volke zuschreit, daß ein Ausländer es verrathe, die Schlüssel dem Garde-Offizier überreicht und dann sagt: „Ich bin euer Vater; ich stehe euch für die Magazine gut." Sich mit Lastträgern und Hausknechten abgeben; sich im Klub herumbalgen; an den Straßenecken Reden halten; lauter schreien als die ärgsten Schreier; mit Fäusten und Knitteln — wie es die spätere jeunesse dorée that — jene

Narren und Bestien bearbeiten, die selbst keine anderen Argumente anwenden und denen man daher mit ähnlichen antwortet; sich zu freiwilligen Garden und Konstablern machen; ihre eigene Haut ebensowenig schonen wie die Anderer; dem Volke gegenüber Volk sein; — — das sind lauter einfache und wirksame Dinge, aber ihre Rohheit kommt den Aristokraten ekelhaft vor und es fällt diesen nicht ein, sich solcher Mittel zu bedienen. Sie wollen und können ihre Hände nicht gebrauchen, am allerwenigsten in derlei Fällen.*) Sie sind nur an's höfliche Duell gewöhnt; jetzt aber schließen die brutalen Thatsachen jeden höflichen Kampf aus. Gegen den Volksstier sind ihre einzigen Waffen Salongeschosse, Epigramme, Bonmots, Lieder, Parodien und andere Nadelstiche. Kern und Stütze mangeln ihrem Charakter, der sich infolge fortwährender Verfeinerung verdünnt hat; die durch die Kultur verarmte Natur ist unfähig, die Umgestaltungen zu produciren, durch die sie sich sonst verjüngt und überlebt hätte. Die allmächtige Erziehung hat selbst den Instinkt niedergehalten und geschwächt. Angesichts des drohenden Todes wallt ihr Blut und ihr Zorn nicht auf, sie empfinden nicht das unwiderstehliche und blinde Bedürfniß, den, der sie schlägt, zurückzuschlagen. Kein Edelmann, den ein Jakobiner angreift, wird diesem den Schädel einschlagen; er wird sich lieber ergreifen lassen und hübsch ruhig in's Gefängniß gehen.**) Spektakel zu machen, wäre ein Zeichen schlechten Geschmackes und vor allem handelt es sich darum, zu bleiben, was man ist: wohlerzogen, feingesittet. Daher werden sich die Herren und Damen im Gefängniß sorg-

*) „All' diese schönen Damen und Herren, die so gut auf Teppichen gehen und so schöne Verbeugungen machen konnten, waren außer Stande, auf Gottes Erdboden drei Schritte zu thun, ohne zu ermüden. Sie wußten nicht einmal, wie man eine Thüre zu öffnen oder zu schließen habe. Sie hatten nicht die Kraft, ein Stück Holz aufzuheben und in's Feuer zu werfen. Sie brauchten einen Diener, um sich einen Sessel bringen zu lassen. Sie konnten allein weder einnoch ausgehen. Was hätten sie mit ihrer Anmuth angefangen, wenn sie nicht Diener gehabt hätten, die ihnen Hände und Füße ersetzten?"

**) Hätten sie sich vertheidigen wollen, sie würden doch etwas ausgerichtet haben. Anne Plumptre erzählt z. B., daß ein proskribirter, in seine Villa zurückgezogener Marseiller Edelmann sich mit Flinte, Pistole und Säbel bewaffnete, nicht mehr ohne diese Rüstung ausging und erklärte, daß man ihn nicht lebend fangen werde. Niemand wagte es, den Mann anzugreifen oder zu arretiren.

fältig kleiden, einander besuchen und einen Salon halten. Dieser wird allerdings nur in einem Korridorwinkel und bei vier Kerzen stattfinden können, aber man wird dort nichtsdestoweniger scherzen, Madrigale machen, Lieder singen und darauf erpicht bleiben, ebenso galant, heiter und graziös zu sein wie früher. Sollte man mürrisch und unartig werden müssen, wenn man gerade einmal etwas schlechter wohnt, als sonst? Die weitere Folge wird sein, daß sie im Gerichtssaal und auf dem Wagen, der sie zur Guillotine führt, ihre Würde und ihr Lächeln beibehalten werden; besonders die Frauen werden das Schaffot mit derselben Leichtigkeit und Ruhe besteigen, die sie früher bei ihren Soiréen zur Schau trugen. Es ist das der markanteste Zug der Lebensart; diese ist für die Aristokratie die einzige Pflicht und ihre zweite Natur; sie findet sich in den Tugenden und Lastern der Aristokratie, sowie in ihren Fähigkeiten und Ohnmachten, in ihrem Gedeihen und Zugrundegehen gleichmäßig vor; sie führt die Aristokratie in den Tod, schmückt sie aber bis zum letzten Athemzuge.

Drittes Buch.

Der Geist und die Doktrin.

Quellen:

Barante (de), La littérature Française au 18ème siècle.
Barère, Point du jour. (Nr. 1 vom 15. Juni 1789.)
Bossuet, Politique tirée de l'écriture sainte.
Bouillé (de), Mémoires.
Buffon: a) Histoire naturelle, 2. Band; b) Théorie de la terre (1749); c) Epoques de la nature (1788).
Cabanis, L'influence du climat sur les habitudes morales.
Chénier, Tableau historique. (1808.)
Comte, La philosophie positive. I.
Condillac: a) La logique; b) La langue des calculs; c) Traité des sensations.
Condorcet, Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain.
Descartes, Discours de la méthode. I.
Desmarets, Carte cologique de l'Auvergne (1766).
Diderot: a) Rêve de d'Alembert; b) La religieuse; c) Entretien d'un philosophe avec la maréchalede . . . .; d) Les deux amis de Bourbonne; e) Supplément au voyage de Bougainville; f) Mémoires, III.; g) Entretien d'un père avec ses enfants; h) Le neveu de Rameau; i) Les Eleuthéromanes.
Dubois-Raymond, Voltaire physicien (in der Revue des cours scientifiques, 5. Band.)
Épinay, (Madame d'), Mémoires.
Genlis (Madame de), Souvenirs de Félicie.
Giraud-Teulon, Les origines de la famille.
Harleville (Colin de), L'optimiste (1788).
Helvétius, De l'esprit.
Histoire de France par estampes. (1789).
Holbach (d'), Système de la nature. I. II.
Labruyère, Caractères. (Des Esprits forts.)

Lacaze-Duthier, Leçon sur Lamarck (in der Revue des cours scientifiques, 3. Band).
Laharpe: a) Cours de littérature; b) Le lycée.
Leplay; L'organisation de la famille.
Lubbock (John), Origin of civilization.
Malebranche, Recherche de la vérité; 1. Buch.
Mercier, L'an 2240; 3 Bände.
Molière: a) Les femmes savantes; b) La critique de l'école des femmes.
Montesquieu, L'esprit des lois.
Morelly, Code de la nature.
Müller (Max), Vorlesungen über die Sprachwissenschaft. I.
Nicole, Oeuvres morales. (Zweite Abhandlung über Barmherzigkeit und Eigenliebe.)
Pascal: a) Pensées; b) Les provinciales.
Prudhomme, Résumé des cahiers (1789), Vorrede.
Racine, Discours académique à la réception de Th. Corneille.
Rousseau J. J.: a) Le gouvernement de Pologne; b) Confessions; c) Emile; d) La nouvelle Héloise; e) Rousseau juge de Jean-Jacques (drittes Gespräch); f) L'origine de l'inégalité; g) L'influence des sciences et des arts; h) Discours sur l'économie politique; i) Le contrat social.
Roux et Buchez, Histoire parlementaire. IV. XIII.
Saigey, La physique de Voltaire.
Sainte-Beuve, Causeries du lundi. IV. V.
Saint-Lambert, Catéchisme universel.
Tocqueville, L'ancien régime et la révolution.
Varigny (de), Quatorze ans aux îles Sandwich.
Vaugelas, Remarques sur la langue française.
Volney, Catéchisme du citoyen français.
Voltaire: a) Dialogues (L'intendant, des menus et l'abbé Grizel); b) Essai sur le poëme épique; c) Philosophie (Du principe d'action); d) Dictionnaire philosophique (Artikel: langue, ignorance, religion, supplices); e) La philosophie de Newton (1738); f) La physique; g) Micromègas; h) Les oreilles du comte de Chesterfield; i) Candide; j) Essai sur les moeurs; k) Traité de métaphysique; l) Entretiens entre A, B, C. (7. Stück.)
Whewell, History of the inductive sciences; 2. u. 3. Band.

Erstes Kapitel.

Bestandtheile des revolutionären Geistes. 1) Das wissenschaftliche Element.

I. Anhäufung und Fortschritt naturwissenschaftlicher Entdeckungen, die den Ausgangspunkt einer neuen Philosophie bilden. — II. Aenderungen der wissenschaftlichen Gesichtspunkte. Loslösung der Wissenschaft von der Theologie und Anknüpfung an die Naturwissenschaften. — III. Umgestaltung der Geschichte. Voltaire. Montesquieu. Die socialen Gesetze. — IV. Umgestaltung der Psychologie. Condillac. — V. Das Princip der analytischen Methode. Bedingungen ihres Erfolges; diese Bedingungen sind im achtzehnten Jahrhundert gar nicht oder ungenügend vorhanden.

Wenn wir einen von Constitution schwachen, aber anscheinend gesunden und regelmäßig lebenden Menschen beobachten, wie er ein neues Getränk gierig trinkt, plötzlich schaumbedeckt zur Erde fällt, delirirt und sich in Krämpfen windet, werden wir leicht errathen, daß in dem angenehmen Getränk eine gefährliche Substanz enthalten ist; um aber das Gift zu analysiren und zu zersetzen, bedarf es einer genauen Untersuchung. Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts enthält ein Gift, das ebenso mächtig wie seltsam ist; es ist nicht nur das Resultat langer historischer Zubereitung, die definitive, verdichtete Quintessenz des Denkens des Jahrhunderts, sondern seine beiden Haupt-Ingredienzien haben die besondere Eigenschaft, daß sie, wenn getrennt, heilsam sind, vereint aber eine giftige Komposition bilden.

I.

Das erste Element, das wissenschaftliche, ist in jeder Hinsicht trefflich und naturgemäß wohlthätig. Es besteht aus einer langsam vorbereiteten, dann entweder allmälig oder auf einmal in ein Ganzes gebrachten Anhäufung von Wahrheiten. Zum ersten Male in der Geschichte dehnen sich die Wissenschaften aus und befestigen sich derart, daß sie nicht — wie früher, unter Galilei oder Descartes — Fragmente oder provisorische Gerüste bilden, sondern ein definitives und erwiesenes Weltsystem: das Newton'sche. Um dasselbe herum ordnen sich als Ergänzungen oder Fortsetzungen fast alle Entdeckungen

des Jahrhunderts. In der reinen Mathematik erfinden Leibnitz und Newton gleichzeitig die Berechnung der unendlichen Größen, während d'Alembert die Mechanik auf ein einziges Theorem reducirt. Die von Bernouilli, Euler, Clairaut, d'Alembert, Taylor und Maclaurin vorbereiteten und von Monge, Laplace und Lagrange vollendeten mathematischen Theorien bilden ein glänzendes Ensemble. Am Beginne unsres Jahrhunderts ist die Vollkommenheit der mathematischen Instrumente so groß, daß man alle physikalischen Erscheinungen damit analysiren zu können glaubt. In der Astronomie verwandeln die Berechnungen und Beobachtungen von Newton bis auf Laplace die Wissenschaft in ein mechanisches Problem, erklären und prophezeien alle Bewegungen der Planeten und ihrer Satelliten, deuten den Ursprung und die Beschaffenheit unsres Sonnensystems an und lassen uns einen Blick werfen auf die Vertheilung der Gestirn-Archipel und auf die Umrisse der himmlischen Architektur. In der Physik lehrt Newton die Zersetzung der Lichtstrahlen und die Grundsätze der Optik; von Sauveur bis Chladni, von Newton bis Bernouilli und Lagrange beobachtet man die Geschwindigkeit des Schalles und die Form seiner Schwingungen; man stellt die Experimentalgesetze und die Haupttheorien der Akustik auf; Newton, Kraft und Lampert definiren die ausströmende, Black die latente Wärme; Lavoisier und Laplace beschäftigen sich mit der Wärmemessung. Die ersten richtigen Ideen über Feuer und Wärme werden verbreitet; Dufay, Nollet, Franklin und Coulomb erläutern, handhaben und verwerthen bie Elektricitäts-Gesetze und Maschinen. Alle Grundlagen der Chemie werden gelegt: Oxygen, Stickstoff, Wasserstoff, die Zusammensetzung des Wassers, die Theorie der Verbrennung, die chemische Nomenklatur, die quantitative Analyse, die Unzerstörbarkeit der Materie und des Gewichtes; die Entdeckungen Scheele's Stahl's, Priestley's und Cavendish's werden von den Leistungen und der definitiven chemischen Sprache Lavoisier's gekrönt. In der Mineralogie bringt Romé de Lisle den Winkelmesser, die Unbeweglichkeit des Winkels und die ersten Ableitungsgesetze, Hauy die Typen und die mathematische Deduktion der sekundären Formen. Die Geologen ergänzen und bestätigen die Newton'sche Theorie, fixiren die Gestalt der Erde, entdecken die Abplattung der Pole, die Ausdehnung

des Aequators, die Beschaffenheit von Ebbe und Flut, den ursprünglich flüssigen Zustand unsres Planeten, das Andauern der Hitze in dessen Centrum, den wässerigen oder feurigen Ursprung der Felsen, die Schichtenbildung, die fossile Struktur der Schichten, die wiederholte Verwandlung des Kontinents in ein Meer, die langsame Ablagerung thierischer und vegetabilischer Stoffe, das wunderbar graue Alterthum des Lebens, die kahlen Stellen, Spaltungen und allmäligen Umgestaltungen der irdischen Anhöhen. Und in einem grandiosen Gemälde zeichnet Buffon mit großen Zügen die ganze Geschichte der Erdkugel von dem Momente, da sie nur eine Masse brennender Lava war, bis zur Epoche, in der die menschliche Gattung, nach so vielen anderen — zerstörten oder überlebenden — Gattungen, dieselbe bewohnen konnte. Neben dieser Wissenschaft von der todten Materie erhebt sich zu gleicher Zeit die der organisirten Materie. Grew und Vaillant beschreiben die Geschlechtsverhältnisse und die Befruchtung der Pflanzen. Linné schafft eine botanische Nomenklatur und klassificirt das Pflanzenreich zum erstenmale vollständig. Die Jussieus entdecken die Unterordnung der Charaktere und die natürliche Klassifikation. Reaumur und Spallanzani erklären die Verdauung, Lavoisier den Athmungsprozeß, Prochaska den Mechanismus der Reflexbewegungen; Haller und Spallanzani untersuchen die Bedingungen und Phasen der Zeugung. Man dringt bis in's Innerste des Thierreichs; Reaumur veröffentlicht seine trefflichen Denkschriften über die Insekten; Lyonnet gibt sich zwanzig Jahre hindurch mit der Nachbildung der Weidenraupe ab; Spallanzani belebt seine Räderthierchen wieder; du Tremblay zerschneidet seine Süßwasser-Polypen; Needham bringt seine Infusorien zum Vorschein. Aus allen diesen Forschungen löst sich der Experimental-Begriff vom Leben ab. Schon Buffon und besonders Lamarck skizziren in ihren großartigen, unvollständigen Entwürfen mit durchdringendem Scharfsinn die Hauptzüge moderner Physiologie und Zoologie. Ueberall entstehen und verbreiten sich organische Moleküle, Kügelchen nehmen ab und zu; infolge einer blinden, freiwilligen Entwicklung verwandeln, vermehren, vereinigen sie sich, und ohne äußeren Antrieb, ohne vorbedachten Zweck, blos durch die Wirkung ihrer Beschaffenheit und Umgebung, arrangiren sie sich, um jene kunstvollen

Gebäude zu bilden, die wir Thiere und Pflanzen nennen: anfänglich die einfachsten Formen; dann die verwickelte und langsam, stufenweise vervollkommnete Organisation; die durch Gewohnheit, Bedürfniß oder äußere Einwirkungen geschaffenen Organe; die die angenommenen Aenderungen fortpflanzende Erblichkeit. Schon in jenem Stadium der Muthmaßungen und Annäherungen tritt die Zellentheorie der neuesten Physiologen zu Tage*) und ist der Grund zu Darwin's Schlüssen gelegt. In dem Bilde, das sich der menschliche Geist von der Natur macht, hat die Wissenschaft des vorigen Jahrhunderts die allgemeinen Umrisse, die Anordnung der Pläne und die große Masse in so richtigen Zügen aufgestellt, daß noch heute alle großen Linien intakt sind; abgesehen von Details, haben wir nichts aus dem Gemälde zu streichen.

Dieser große Vorrath von definitiven oder wahrscheinlichen Wahrheiten hat dem Geist des Jahrhunderts Nahrung, Wesenheit und Anregung gegeben. Man beachte, daß alle Leiter der öffentlichen Meinung, alle Förderer der neuen Philosophie mehr oder minder in den Naturwissenschaften bewandert sind. Sie kennen nicht nur die Theorien und die einschlägigen Bücher, sondern bekümmern sich auch um die Dinge und Thatsachen selbst. Voltaire begnügt sich nicht damit, einer der ersten zu sein, die Newton's Optik und Astronomie erklären, — er berechnet, beobachtet und experimentirt auch auf eigene Faust.**) Er überreicht der Akademie der Wissenschaften Denkschriften über die Messung der bewegenden Kraft, sowie über die Natur und Verbreitung der Wärme. Er handhabt den Reaumur'schen Thermometer, das Newton'sche Prisma, den Muschenbrock'schen Pyrometer. Sein Laboratorium zu Cirey enthält alle bekannten physikalischen und chemischen Apparate. Er macht Experimente über die Reflexion des Lichts in luftleeren Räumen, über die Gewichtszunahme bei glühenden Metallen,

---

*) „Alle lebenden Wesen enthalten eine große Menge lebender, thätiger Moleküle. Das Pflanzen- und Thierleben scheint nur das Resultat der Thätigkeiten all' der kleinen Leben der thätigen Moleküle mit ihrem primitiven Leben zu sein." (Buffon.)

**) Voltaire's Name würde auf der Liste der großen Erfinder seines Jahrhunderts figurirt haben, hätte er sich auch ferner mit Experimental-Physik befaßt." (Lord Brougham.)

über das Nachwachsen abgeschnittener Körpertheile bei Thieren; er verfährt dabei als echter Gelehrter mit solcher Beharrlichkeit, daß es ihm nicht darauf ankommt, vierzig Schnecken und Mollusken die Köpfe abzuschneiden, um die Wahrheit einer Behauptung Spallanzani's zu prüfen. Dieselbe Wißbegierde beseelt alle, die von demselben Geiste durchdrungen sind. Fontenelle ist ein ausgezeichneter Mathematiker, der kompetente Biograph aller berühmten Gelehrten, der Sekretär und wirkliche Repräsentant der Akademie der Wissenschaften. An der Akademie zu Bordeaux hält Montesquieu Vorlesungen über den Mechanismus des Echo und über die Verwendung der Nierendrüsen; er secirt Frösche, beobachtet die Wirkung von Hitze und Kälte auf Pflanzengewebe und veröffentlicht seine Beobachtungen über Pflanzen und Insekten. Rousseau, der ungebildetste von allen, besucht die Vorlesungen des Chemikers Rouelle, botanisirt und eignet sich, um seinen „Emile" zu schreiben, alle Elemente der menschlichen Kenntnisse an. Diderot hat Mathematik unterrichtet, sowie alle Wissenschaften, Künste und die technischen Prozesse der Industrie verschlungen. D'Alembert ist ein Mathematiker ersten Ranges. Buffon übersetzt Newton's Differenzialrechnungen und Hales' Pflanzenstatik; er ist Metallurg, Optiker, Geograph, Geolog und Anatom. Um den Gebrauch der Zeichen und die Begriffsentwicklung zu erläutern, schreibt Condillac Abhandlungen über Arithmetik, Algebra, Mechanik und Astronomie. Maupertuis, Condorcet und Lalande sind Mathematiker, Physiker, Astronomen; von Holbach, Lamettrie und Cabanis sind Chemiker, Naturforscher, Physiologen, Aerzte. Seien sie nun kleine oder große Propheten, Meister oder Lehrlinge, Fachgelehrte oder Dilettanten, — sie alle schöpfen unmittelbar oder mittelbar aus der lebendigen Quelle, die für alle offen steht. Und von dort gehen sie aus, um den Menschen darüber zu belehren, was er ist, woher er kommt, wohin er geht, was er werden kann, was er sein soll. Und da ein neuer Ausgangspunkt zu einem neuen Gesichtspunkt führt, erleidet der Begriff, den man sich vom Menschen macht, eine totale Aenderung.

II.

Man stelle einen von den neuen Wahrheiten ganz durchdrungenen Geist auf die Oberfläche des Saturn und lasse ihn auf uns hinabschauen. Wie klein erscheint ihm unsre Erde, wie sandkornklein muß er sie finden inmitten unendlicher Raumausdehnungen und inmitten dieser Millionen von Sonnen-Archipeln! Welche Menge von Welten umgibt uns! Und wenn sich das Leben dort begegnet, welche Menge anderer möglicher Kombinationen, als jene, deren Resultat wir sind! Was ist das Leben, was die organisirte Substanz in diesem unermeßlichen Universum, wenn nicht eine winzige Quantität, ein vorübergehender Zufall? Und wenn es sich mit dem Leben so verhält, was bedeutet dann die Menschheit, die blos ein geringfügiges Fragment ist? Der Mensch bildet in der Natur ein Atom, eine Eintagsfliege; hieran dürfen wir nicht vergessen, wenn wir Systeme aufstellen über den Ursprung, die Wichtigkeit und das Schicksal des Menschen. Eine Milbe wäre grotesk, wollte sie sich als Mittelpunkt der Dinge betrachten, und ein „fast unendlich kleines Insekt sollte keinen fast unendlich großen Stolz zeigen.“*) Wie lange dauerte es, bis der Mensch auf unserem Globus erschien! Wie viele Myriaden von Jahrhunderten verfloßen zwischen der ersten Abkühlung und dem Beginne des Lebens!**) Was bedeutet der Wirrwarr unseres Ameisenhaufens neben jener mineralischen Tragödie, der wir nicht beigewohnt haben, neben jenen Feuer- und Wasserkämpfen, Krustenverdichtungen, Oceanbildungen, Kontinent-Schöpfungen und -Trennungen! Vor dem Beginn unserer Geschichte spielt sich eine lange Geschichte von Thieren und Pflanzen ab; eine Flora folgt auf die andere, eine Fauna auf die andere;

---

*) „Wenn seine Hoheit ein Schiff nach Egypten schickt, beunruhigt sie sich darüber, ob die auf demselben vorhandenen Mäuse sich wohlbefinden oder nicht?“ (Voltaire.)

**) Nach seinen Experimenten über die Abkühlung einer Kugel, stellte Buffon folgende Perioden auf: Vom glühend flüssigen Zustand des Planeten bis zum Niederschlag der verflüchtigten Gewässer 35,000, vom Beginne des Lebens bis zum gegenwärtigen Zustand 40,000, vom gegenwärtigen Zustand bis zur totalen Festigkeit und zur Aussterbung des Lebens 93,000 Jahre. Man weiß heute, daß diese Ziffern, die er übrigens als Minima angibt, viel zu niedrig gegriffen sind.

Generationen von Seethieren reihen sich aneinander, um festländische Ablagerungen zu bilden; ebensoviele Pflanzengenerationen bilden Steinkohlenschichten; und wie gewaltig müssen sich die Klimate geändert haben, um die großen Dickhäuter vom Pol verjagen zu können! Schließlich, zu allerletzt, erscheint der Mensch gleich einer Gipfelknospe auf einem großen alten Baum, um dort einige Zeit hindurch zu vegetiren, aber bestimmt, nach einiger Zeit zu Grunde zu gehen, wie der Baum selbst, den das Anwachsen der Abkühlung, die ihm zuerst zu leben erlaubt, zu sterben zwingen wird. Der Mensch ist übrigens nicht allein auf dem Baume; dieser trägt nach allen Richtungen andere Zweige, die sich von demselben Safte nähren; will der Mensch sein eigenes Wesen verstehen, darf er nie vergessen, gleichzeitig auch seine unter ihm stehenden, abgestuften und demselben Stamm entsprossenden Nachbarn zu betrachten. Er ist zwar anders, aber doch von derselben Gattung: ein Thier unter Thieren.*) Mit diesen hat er die Substanz, die Organisation, die Entstehung, die Gestaltung, die Fortpflanzung, die Funktionen, die Sinne, die Gelüste gemein, und seine höhere, wie ihre primitive Intelligenz hat zum unentbehrlichen Organ eine nervöse Materie, die bei ihm wie bei ihnen ganz gleich konstruirt ist: das Gehirn. Wenn der Mensch solchergestalt von der Natur umgeben, erzeugt und getragen wird, — kann man voraussetzen, daß er ihr gegenüber selbständig, ein Reich im Reiche sei? Nein, er verhält sich zu ihr, wie ein Theil zu einem Ganzen, und zwar in jeder Hinsicht: als physischer Körper, als chemische Komposition, als geselliges Thier, als lebendes Wesen; inmitten anderer Körper, anderer Kompositionen, anderer geselliger Thiere, die ihm analog sind, ist er ebenfalls Gesetzen unterworfen. Denn wenn wir das Prinzip der Natur auch nicht kennen und uns noch immer bemühen, es kennen zu lernen und zu erfahren, ob es äußerlich oder innerlich ist, so ist uns doch die Art, wie dieses Prinzip wirkt, genau bekannt. Es wirkt nur nach allgemeinen, bestimmten Gesetzen. Jedes wie immer beschaffene Ereigniß unterliegt

*) „Die erste Wahrheit, die aus der ernsten Beobachtung der Natur hervorgeht, ist für den Menschen vielleicht erniedrigend: Er muß sich nämlich selbst den Thieren beizählen." (Buffon.)

Bedingungen, und sobald diese Bedingungen vorhanden sind, entwickeln sich die Folgen daraus. Von den zwei die Kette bildenden Gliedern zieht das erste stets das zweite mit sich. Solche Gesetze bestehen für die Zahlen, Figuren und Bewegungen, für die Revolution der Planeten und den Fall der Körper, für die Ausbreitung des Lichtes und die Ausströmung der Wärme, für die Anziehungs- und Abstoßungskraft der Elektricität, für die chemischen Zusammensetzungen, für die Entstehung, das Gleichgewicht und die Auflösung der organisirten Körper, für die Entstehung, Aufrechthaltung und Entwicklung menschlicher Gesellschaften, für die Bildung, den Widerspruch und die Richtung der Gedanken, des Willens und der Leidenschaften des menschlichen Individuums.*) In all' diesen Dingen setzt der Mensch die Natur fort; daher muß man, um ihn zu kennen, die letztere, nach der letzteren und mit der letzteren beobachten, mit derselben Unabhängigkeit, denselben Vorsichten und demselben Geist. Mit dieser einzigen Bemerkung ist die Methode der Moralwissenschaften festgestellt. In der Geschichte, Psychologie, Moral und Politik gingen die Denker des vorhergehenden Jahrhunderts — Pascal, Bossuet, Descartes, Fénelon, Malebranche, Labruyère — noch vom Dogma aus; wer sie zu lesen versteht, wird finden, daß ihr Standpunkt im voraus festgestellt war. Die Religion liefert ihnen eine vollendete Theorie der moralischen Welt; sie schildern den Menschen und passen ihre Beobachtungen dem vorgefaßten Typus an. Die Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts kehren den Vorgang um: Sie sprechen vom Menschen, von dem wahrnehmbaren Menschen und seiner Umgebung; ihrer Ansicht nach dürfen die Schlußfolgerungen auf die Seele, ihren Ursprung und ihr Geschick erst dann kommen und müssen gänzlich abhängen — nicht von dem, was die Offenbarung, sondern — von dem, was die Beobachtung ergibt. Die Moralwissenschaften lösen sich von der Theologie los und verbinden sich mit den physikalischen Wissenschaften.

---

*) „Alle Existenzen ohne Ausnahme sind unabänderlichen Gesetzen unterworfen.“ (Voltaire.)

III.

Erst infolge dieser Lossagung und Neuverbindung werden sie zu Wissenschaften. Was die Geschichte betrifft, so werden Grundlagen, auf denen wir heute bauen, gelegt. Man vergleiche Bossuet's „Rede über allgemeine Geschichte" mit Voltaire's „Essay über die Sitten", und man wird sofort sehen, wie neu und fest diese Grundlagen sind. Auf einen Schlag hat die Kritik ihr Prinzip gefunden; in Anbetracht der Allgemeinheit und Unveränderlichkeit der Naturgesetze nimmt sie an, daß in der moralischen wie in der physischen Welt nichts den Naturgesetzen Abbruch thut und daß keine willkürliche fremde Intervention den regelmäßigen Lauf der Dinge stört; das ergibt ein sicheres Mittel, zwischen Mythe und Wahrheit zu unterscheiden.*) Aus dieser Maxime entsteht die Erläuterung der Bibel, nicht blos die Voltaire'sche, sondern auch die, die man später machen wird. Mittlerweile durchläuft er als Skeptiker die Annalen aller Völker, bringt da und dort einen leichten Strich an, wohl manchmal zu rasch und übertrieben, besonders wo es sich um die Alten handelt — denn seine historische Expedition ist nur eine Recognoscirungsreise —, aber mit so richtigem Blick, daß wir von seiner übersichtlichen Karte die Hauptumrisse beibehalten können. Der Urmensch war kein höheres Wesen, nicht von oben erleuchtet, sondern ein roher, nackter, elender Wilder, langsam in seinem Wachsthum, schwerfällig in seiner Entwicklung, das entblößteste und bedürftigste aller Thiere, und daher das geselligste; wie die Biene und der Biber mit dem Instinkt geboren, in Heerden zu leben; ein Nachahmer wie der Affe, aber intelligenter und fähig, von der Gestensprache allmälig zur artikulirten Sprache überzugehen; sein anfänglich einsilbiger Dialekt bereichert, präcisirt und nüancirt sich**)

*) „. . . . Der vernünftige Leser wird nur jene großen Ereignisse glauben, die einige Wahrscheinlichkeit für sich haben, und alle Fabeln bemitleiden, mit denen Fanatismus, romantischer Geist und Leichtgläubigkeit zu allen Zeiten die Welt erfüllt haben." (Voltaire.)

**) Folgende Stelle aus Voltaire zeigt deutlich die praktische Uebung der neuen Methode: „. . . . Ich habe eben so wenig einen Begriff vom Menschen, wie dieser einen Begriff hat von den Bewohnern des Mars oder Jupiter; ich

nach und nach. Wie vieler Jahrhunderte bedarf es, um zu dieser ersten Sprache zu gelangen! Und wie vieler weiterer Jahrhunderte für die Erfindung der nothwendigsten Künste, den Gebrauch des Feuers, die Erzeugung der Silex- und Nierenstein-Aexte, das Schmelzen und die Raffinirung der Metalle, die Zähmung der Thiere, die Zucht und Veredlung von eßbaren Vegetabilien, die Einrichtung der ersten disciplinirten und dauerhaften Gesellschaften, die Erfindung der Ziffern, der Schrift und die Entdeckung der astronomischen Perioden!*) Erst viel später, nach einer ungeheuren langen Dämmerung, sieht man in China und Chaldäa eine verläßliche, chronologische Geschichte beginnen. Es gibt fünf bis sechs große, unabhängige Mittelpunkte selbständiger Civilisation: China, Babylonien, Alt-Persien, Indien, Egypten, Phönizien, die beiden amerikanischen Reiche. Sammeln wir ihre Trümmer, lesen wir die von ihnen überkommenen Werke, die uns von Reisenden gebracht werden, lesen wir die fünf Kings der Chinesen, die Vedas der Hindus, die Zendavesta der Altperser, — und wir werden darin Einrichtungen, Religionen, Philosophien und Moralbegriffen begegnen, die ebenso beachtenswerth sind wie die unsrigen. Noch heute regieren drei dieser Bücher — die von China, Indien und der Koran — Länder, die umfangreicher sind und mehr Einwohner haben als Europa. Vergessen wir nicht, wie Bossuet „das Universum in einer Weltgeschichte" und ordnen wir nicht das menschliche Geschlecht einem kleinen Volke unter, das einen felsigen Bezirk am Todten Meere bewohnt.**) Die Geschichte der Menschen ist natürlich wie irgend etwas; ihre Richtung hängt von ihren Elementen ab. Es gibt keine äußere Kraft, um sie zu lenken; sie wird von inneren Ursachen gemacht. Sie steuert keinem Ziele zu, sondern bezweckt eine Wirkung: und zwar den Fortschritt des menschlichen Geistes. „Inmitten so vieler Plünderungen

---

lande an der Oceanküste des Kaffernlandes und mache mich zuerst daran, einen Menschen zu suchen. Ich sehe Affen, Elephanten und Neger, die mir alle einen Schimmer von unvollkommener Vernunft zu haben scheinen; ꝛc."

*) Ueber die Veredlung der nützlichen Gattungen bringt Buffon im voraus die Ideen Darwin's auf's Tapet.

**) „Von diesem Volke darf man wohl in der Theologie reden, in der Geschichte aber verdient es wenig Raum." (Voltaire.)

und Verwüstungen bemerken wir eine Ordnungsliebe, die das Menschengeschlecht heimlich belebt und dessen vollständigen Verfall verhindert. Diese Ordnungsliebe ist eine jener Triebfedern der Natur, die stets von neuem sich geltend machen; sie schafft die Gesetze der Nationen; sie bewirkt, daß man die Gesetze und ihre Handhaber in Tonkin und auf Formosa ebenso respektirt wie in Rom." So steckt denn im Menschen „ein Vernunftprinzip", das heißt ein „mechanischer Instinkt", der ihm die nützlichen, und ein Gerechtigkeitsinstinkt, der ihm die moralischen Ideen eingibt.*) Diese zwei Instinkte bilden einen Theil seiner Konstitution; er besitzt sie von Geburt auf „wie die Vögel ihre Federn oder die Bären ihr Pelzwerk." Daher ist er naturgemäß ausbildungsfähig und er bequemt sich nur der Natur an, wenn er seinen Geist und seine Lage verbessert. „Der Wilde ist ein Thier, das noch nicht die Vollendung seiner Gattung erreicht; er gleicht einer eingepuppten Raupe, die erst in einigen Jahrhunderten als Schmetterling ausschlüpfen wird." Wenn man mit Turgot und Condorcet diese Idee weiterführt, sieht man — trotz aller Uebertreibungen — unsere moderne Fortschritts-Theorie noch vor dem Ende des Jahrhunderts entstehen, jene Theorie, die all' unsere Hoffnungen auf die unendliche Entwickelung der Wissenschaften basirt, sowie auf die Zunahme des Wohlstandes, den ihre angewendeten Entdeckungen unaufhörlich in die Lage der Menschheit bringen, und auf das Anwachsen des Verstandes, den ihre popularisirten Entdeckungen dem menschlichen Geist allmälig beibringen.

Um die Grundlage der Geschichte zu vollenden, haben wir noch ein zweites Prinzip aufzustellen. Von Montesquieu entdeckt, dient es uns noch heute als Stützpunkt für unsere Konstruktionen, und wenn wir das Gebäude des Meisters blos als Untergrund annehmen, so geschieht es nur, weil die vermehrte Bildung uns solidere und zahlreichere Materialien an die Hand gibt. In einer menschlichen Gesellschaft halten die einzelnen Theile einander; man kann den einen nicht ändern, ohne auch die anderen indirekt entsprechend zu ändern. Die Einrichtungen, Gesetze und Sitten sind nicht aus Zufall oder Laune

*) Franklin definirte den Menschen als „ein Thier, welches Geräthe verfertigt."

dort vereint, wie in einer Anhäufung oder Menge, sondern aus Konvenienz oder Nothwendigkeit mit einander verbunden, wie in einem Einklang.*) Je nachdem die Gewalt in den Händen Aller, Einiger oder eines Einzigen ist, je nachdem der Fürst gestattet oder verbietet, daß über ihm festgestellte Gesetze und unter ihm vermittelnde Gewalten vorhanden seien, — je nach diesen Umständen richten sich alle Unterschiede im öffentlichen Geist, in der Erziehung, in der Form der Richtersprüche, in der Natur und den Graden der Strafen, in der Lage der Frauen, in der Beschaffenheit der Armee, in der Art und Höhe der Steuern. Vom großen Mittelrad hängt eine Menge von Nebenrädern ab; wenn die Uhr gehen soll, bedarf es der Harmonie ihrer verschiedenen Bestandtheile; sobald die Harmonie aufhört, geräth das Werk in Unordnung. Aber außer der Haupttriebfeder gibt es andere, die mit ihr zusammenwirken oder auf sie einwirken und daher jeder Uhr ein eigenes Wesen geben und einen besondern Gang verleihen. So z. B. vor Allem das Klima, d. h. der Grad der Hitze und Kälte, der Trockenheit und Feuchtigkeit, das Klima mit seinen unendlichen Einwirkungen auf das körperliche und moralische Befinden des Menschen, und infolge dessen auf die politische, bürgerliche und häusliche Freiheit oder Unterdrückung. Ferner die Bodenbeschaffenheit; vieles kommt darauf an, ob das Terrain fruchtbar, gut gelegen und groß ist oder nicht. Ferner die physische Lebensweise: ob das Volk ein jagendes, ackerbauendes oder viehzüchtendes ist. Sodann die Fruchtbarkeit der Race: ob sich die Bevölkerung rasch oder langsam vermehrt, ob weibliche oder männliche Geburten vorherrschen. Endlich der Nationalcharakter und die Religion. All' diese aneinandergereihten oder durcheinander begrenzten Ursachen tragen zusammen zu einem Total-Erfolg bei: der Gesellschaft. Sei diese Gesellschaft einfach oder verwickelt, fix oder wechselnd, barbarisch oder civilisirt, — in jedem

*) „Ich habe zuerst die Menschen untersucht und bin der Ansicht, daß sie, bei dieser unendlichen Verschiedenheit der Gesetze und Sitten, nicht einzig und allein von ihrer Phantasie geleitet wurden. Ich habe die Prinzipien aufgestellt und sehe, wie die einzelnen Fälle sich denselben wie von selbst anpassen; die Geschichte aller Nationen ist nur eine Folge dieser Prinzipien und jedes besondere Gesetz ist mit einem andern verbunden oder hängt von einem andern, allgemeinen ab.“ (Montesquieu.)

Falle hat sie ihre Existenzberechtigung in sich. Man kann alles erklären: ihren Bau, so seltsam er sei, und ihre Einrichtungen, so widersprechend sie scheinen mögen. Weder der Aufschwung noch der Verfall, weder der Despotismus noch die Freiheit sind Zufallslaunen oder willkürlich improvisirte, willkürliche Theaterstreiche, sondern sie haben Bedingungen, an denen wir nicht rütteln dürfen. Jedenfalls ist es uns von Nutzen, diese Bedingungen zu kennen, sei es, um unsere Lage zu verbessern oder um dieselbe geduldig ertragen zu lernen, sei es, um passende Reformen auszuführen oder auf undurchführbare Reformen zu verzichten.

IV.

Nun halten wir beim Mittelpunkt der Moralwissenschaften; es handelt sich um den Menschen im allgemeinen. Wir müssen die Naturgeschichte der Seele verzeichnen und wir werden es thun wie alles Andere, indem wir alle Vorurtheile beseitigen, nur mit Thatsachen rechnen, die Analogie zur Richtschnur nehmen, bei dem Urbeginn anfangen und Schritt für Schritt die Entwicklung verfolgen, die aus einem Kinde, einem Wilden, einem ungebildeten, primitiven Menschen, einen gebildeten, vernünftigen Menschen macht. Betrachten wir die Anfänge des Lebens, das Thier auf der niedrigsten Stufe, den Menschen nach seiner Geburt. Was uns zuerst entgegentritt, ist die Empfindung irgend einer Art, sei sie angenehm oder peinlich; daraus resultirt ein Bedürfniß, eine Neigung oder ein Wunsch, ferner — Dank einem physiologischen Mechanismus — Bewegungen, willkürlich oder unwillkürlich, mehr oder weniger genau und rasch angemessen und koordinirt. Und diese elementare Thatsache ist nicht blos primitiv, sondern auch unaufhörlich und allgemein, denn man begegnet ihr jeden Moment in jedem Leben, im einfachsten wie im verwickeltesten. Untersuchen wir daher, ob diese Thatsache nicht das Garn ist, aus dem unser geistiger Lebensfaden gewebt ist, und ob die freiwillige Abwickelung, die ihn Masche um Masche knüpft, nicht darauf hinzielt, das ganze Netz unserer Gedanken und Leidenschaften herzustellen. Mit Bezug auf diese Idee ertheilt ein Geist von unvergleichlicher Klarheit und Genauigkeit — Condillac — auf fast alle großen Fragen jene Antworten, die das

wiederauflebende theologische Vorurtheil und die Einführung der deutschen Metaphysik in Frankreich am Beginne des 19. Jahrhunderts in Verruf brachten, die aber heute durch erneute Beobachtung, durch die Etablirung der geistigen Pathologie und durch die mannigfachen Vivisektionen wieder zu Ehren kommen und vervollständigt werden. Schon Locke behauptete, daß all' unsere Gedanken ihre Hauptquelle in innerer oder äußerer Erfahrung haben. Condillac zeigt außerdem, daß alle Erinnerungen, Begriffe, Ideen, Einbildungen, Urtheile, Raisonnements und Kenntnisse eigentliche oder wiederauflebende Eindrücke zu thatsächlichen Elementen haben; unsere höchsten Ideen haben keine anderen Quellen, denn sie reduciren sich auf Zeichen, die selbst Empfindungen von gewisser Art sind. Dergestalt sind die Empfindungen der Kern des menschlichen wie des thierischen Verstandes; aber jener übertrifft diesen bei weitem, denn er ist mit seinen verschiedenen Zeichen im Stande, Fragmente seiner Empfindungen zu isoliren, auszuziehen und zu notiren, das heißt: allgemeine Begriffe zu bilden, zusammenzusetzen und zu gebrauchen. Unter dieser Voraussetzung können wir alle unsere Gedanken prüfen und ändern, können wir mit Vorbedacht wieder aufbauen, was wir ohne Vorbedacht gebaut. Anfänglich weiß man nichts von abstrakten Definitionen; das Abstrakte wird erst später abgeleitet; an der Spitze jeder Wissenschaft müssen Beispiele, Experimente, greifbare Thatsachen stehen; erst aus diesen werden wir allgemeine Ideen ableiten. In ähnlicher Weise werden wir aus mehreren allgemeinen Ideen desselben Grades eine andere, noch allgemeinere Idee ableiten und so fort Schritt für Schritt in der natürlichen Ordnung, mit fortgesetzter Analyse und ausdrucksvollen Bezeichnungen, nach dem Beispiel der Mathematiker, die vom Fingerrechnen zum Ziffernrechnen und vom Ziffernrechnen zum Buchstabenrechnen übergehen, und die — mit Zuhilfenahme der Augen und der Vernunft — die innere Analogie der Quantitäten durch die äußere Analogie darstellen. Auf diese Art wird die vollkommene Wissenschaft durch eine vollkommene Sprache gekrönt werden.

Dank dieser Umkehrung des gewöhnlichen Vorganges schneiden wir allen Wortdisputen den Weg ab, entgehen wir den Illusionen des menschlichen Wortes, vereinfachen wir das Studium, reorganisiren

wir den Unterricht, sichern wir uns neue Entdeckungen, unterbreiten wir jede Behauptung der Kontrole und machen jede Wahrheit Jedermann zugänglich.

V.

In der dargelegten Weise müssen wir in allen Wissenschaften, besonders den Moral= und Staatswissenschaften verfahren. Der Reihe nach jedes einzelne Gebiet der menschlichen Thätigkeit betrachten; die Hauptbegriffe, unter denen wir diese Thätigkeit begreifen, — Religion, Gesellschaft, Regierung, Nützlichkeit, Reichthum, Tausch, Gerechtigkeit, Recht, Pflicht, — analysiren; auf greifbare Fakta, auf ursprüngliche Erfahrungen, auf einfache Ereignisse zurückgreifen, in denen sich Elemente von Begriffen zeigen; aus denselben diese kostbaren Elemente ohne Auslassung und Mischung gewinnen; mit ihnen den Begriff neubilden, seinen Sinn feststellen, seinen Werth bestimmen; die unklare, empirische Idee, von der man ausgegangen, durch die genaue wissenschaftliche Definition ersetzen, welcher man zustrebt; das unreine Metall, das man in Händen hat, durch raffinirtes Metall zu ersetzen; — — hierin besteht die allgemeine Methode, welche von den damaligen Philosophen als „Analyse" gelehrt wird und welche den ganzen Fortschritt des Jahrhunderts in sich begreift. Bis hierher, aber nicht weiter haben die Lehrer dieser Methode Recht: Die Wahrheit — jede Wahrheit — liegt in den wahrnehmbaren Dingen und einzig und allein aus diesen kann sie geschöpft werden; kein anderer Weg kann zu Entdeckungen führen. Der Bau ist nur dann erfolgreich, wenn die Ader gehaltreich ist und wenn man den Gewinnungsprozeß kennt; um von Staat, Religion, Recht und Reichthum richtige Begriffe zu erhalten, muß man vorerst Geschichtsforscher, Rechtsgelehrter, Volkswirth sein, Myriaden von Thatsachen gesammelt haben und außer hoher Bildung noch bedeutende, ganz besondere Geschicklichkeit und Scharfsinnigkeit besitzen. Sollten diese Bedingungen nur halb erfüllt sein, so ergibt die Operation nur unvollständige Ergebnisse oder einen zweifelhaften Feingehalt, bloße Entwürfe von Wissenschaften: die Grundzüge der Erziehungslehre mit Rousseau, die der Nationalökonomie mit Quesnay, Smith und Turgot, die der Sprachforschung mit de Brosses, die der Wahrscheinlich=

keitsrechnung und Strafgesetzgebung mit Bentham. Wenn aber gar keine jener Bedingungen erfüllt ist, so hat die Operation — ausgeführt von Stubengelehrten, Salon-Dilettanten und öffentlichen Marktschreiern — kein anderes Resultat als heillose Kompositionen und mörderische Explosionen. Aber eine gute Regel bleibt gut, selbst nachdem die Unwissenheit und Ueberstürzung davon schlechten Gebrauch gemacht haben, und wenn wir heute das verfehlte Werk des 18. Jahrhunderts wieder aufnehmen, so geschieht das in dem Rahmen, den wir von diesem her überkommen haben.

Zweites Kapitel.

Zweites Element des revolutionären Geistes: Der klassische Geist.

I. Anzeichen, Dauer, Macht, Ursprung, Publikum, Wörterbuch, Grammatik, Stil, Verfahren, Verdienste, Schattenseiten des klassischen Geistes. — II. Eigenthümliche Mangelhaftigkeit desselben; ihre Anzeichen treten im 17. Jahrhundert zu Tage und vermehren sich erfolgreich im 18. Jahrhundert. Ernste Gedichte; Theater; Geschichte; Romane. Beschränkter Begriff vom Menschen und vom menschlichen Leben. — III. Dessen Uebereinstimmung mit der philosophischen Methode. Die Ideologie. Mißbrauch des mathematischen Verfahrens. Condillac, Rousseau, Mably, Condorcet, Volney, Sieyès, Cabanis, de Tracy. Uebermäßige Vereinfachungen und kühne Konstruktionen.

Dieses große herrliche Gebäude von neuen Wahrheiten gleicht einem Thurm, dessen vollendetes erstes Stockwerk dem Publikum plötzlich zugänglich gemacht wird. Dieses steigt hinauf und erhält vom Baumeister die Weisung, nicht gen Himmel und in die leere Luft zu blicken, sondern vor sich hin, um sich und auf die Erde hinab, um endlich das Land, das es bewohnt, kennen zu lernen. Zweifellos ist der Aussichtspunkt ein guter und die Weisung des Baumeisters eine kluge; aber daraus folgt noch nicht, daß das Publikum richtig sehen wird, denn man müßte vorher noch untersuchen, ob dasselbe weit- oder kurzsichtig ist, ob seine Netzhaut etwa — aus Gewohnheit oder von Natur — außer Stande ist, gewisse Farben zu unterscheiden. Was die Franzosen des vorigen Jahrhunderts betrifft, müssen wir

ebenfalls zusehen, wie es mit ihrem innern Auge bewandt ist, mit anderen Worten: welche feste Form von Intelligenz sie unbewußt und unwillkürlich auf ihren neuen Thurm mit hinübernehmen.

I.

Diese feste Form heißt: klassischer Geist. Die Anwendung desselben auf die Wissenschaftlichkeit jener Zeit hat die Philosophie des Jahrhunderts und die Lehren der Revolution erzeugt. Seine Gegenwart ist an verschiedenen Anzeichen zu erkennen, namentlich am Vorherrschen des oratorischen, regelmäßigen, korrekten, aus allgemeinen Ausdrücken und Nebenideen zusammengesetzten Stiles. Er dauert zwei Jahrhunderte hindurch, von Malherbe und Balzac bis Delille und Fontanes; während dieser langen Periode kann sich Niemand — mit wenigen Ausnahmen, wie Saint-Simon in seinen geheimen Memoiren oder der Marquis und der Amtmann von Mirabeau in ihren vertraulichen Briefen — seiner Herrschaft entziehen, und Niemand wagt es zu thun. Weit entfernt, mit dem alten Regiment zu Ende zu gehen, ist der klassische Geist das Modell, aus dem alle Reden, Schriften, Phrasen und das Wörterbuch der Revolution hervorgehen. Nun denn, was ist wirksamer als ein fertiges, aufgedrängtes, angenommenes Modell, um das sich alle denkenden Geister schaaren? Es ist das eine historische Kraft ersten Ranges; wollen wir dieselbe gut kennen, so müssen wir beobachten, wie sie entsteht. Der klassische Geist kommt gleichzeitig mit der regelrechten Monarchie und der feinen Konversation auf und begleitet diese und jene nicht zufällig, sondern naturgemäß, denn er ist das Werk der durch die um sich greifende Monarchie in Unthätigkeit versetzten Aristokratie, das Werk hochgeborener, wohlerzogener Leute, die, weil beschäftigungslos, sich auf die Konversation werfen und ihre Mußestunden damit ausfüllen, alle ernsten und zarten Vergnügungen des Geistes durchzukosten.*) Schließlich werden sie nichts anderes zu thun und für nichts anderes Sinn haben als für's Plaudern,

*) „Von allen europäischen Sprachen sollte die französische die verbreitetste sein, weil sie die für die Konversation geeignetste ist. Ihren Charakter hat sie von dem Volke, das sie spricht. Seit 150 Jahren ist der Franzose dasjenige

Zuhören, sich angenehm und leicht über alle ernsten oder heiteren Gegenstände zu unterhalten, die für Weltmänner und -damen Interesse haben können. Im siebzehnten Jahrhundert nennt man sie „Biedermänner" („honnêtes gens") und an sie halten sich von nun an alle, selbst die abstraktesten Schriftsteller. Descartes sagt: „Der honnête homme braucht weder alle Bücher gelesen zu haben noch auch alles zu wissen, was man auf den Schulen lernt." Sein letztes Werk betitelt Descartes: „Erforschung der Wahrheit im natürlichen Licht, das an und für sich und ohne Zuhilfenahme der Religion und Philosophie die Meinung bestimmt, welche ein honnête homme über alle Dinge haben soll, die einen Gegenstand seiner Gedanken bilden sollen." *) In der That, Descartes verlangt vom Anfang bis zum Ende seiner Philosophie von seinen Lesern als einzige Vorbereitung „gesunden Menschenverstand", vereint mit praktischer Welterfahrung. Da die „Biedermänner" das Auditorium bilden, sind sie auch die Richter. „Den Geschmack des Hofes muß man studiren", sagt Molière; „es gibt keinen Ort, an dem die Entscheidungen so richtig wären wie hier ...... Mit natürlichem Verstand und im Verkehr mit der beau monde bildet man sich dort eine Art Geistes, der unbedingt die Dinge besser beurtheilt als alles eingerostete Wissen der Pedanten." Von diesem Moment an läßt sich sagen, daß nicht mehr der Gelehrte, sondern der Weltmann der Richter über Wahrheit und Geschmack ist.**) Der Pedant, der Gelehrte, der Spezialist ist beseitigt. „Die echten

Volk, das die Gesellschaft am besten kennt und die Unbehaglichkeit aus ihr zuerst entfernt hat. Diese Münze ist gangbarer, wenn auch vielleicht leichter als die übrigen." (Voltaire.)

*) Descartes mißachtet „die einfachen Kenntnisse, die ohne Zuhilfenahme der Vernunft erworben werden können, wie die Sprachen, die Geschichte, die Geographie, überhaupt alles, was nur von der Erfahrung abhängt. Der honnête homme braucht ebensowenig griechisch oder lateinisch zu lernen wie etwa schweizerisch oder niederbretonisch, und ebensowenig die Geschichte des römisch-deutschen Reiches wie die des allerkleinsten Staates Europas."

**) Der gelehrte Huet (1630—1721) schildert diesen Wechsel folgendermaßen: „Als ich in die gelehrte Welt eintrat, blühte dieselbe noch und große Persönlichkeiten unterhielten ihren Ruhm. Ich habe den Verfall der Gelehrsamkeit mit angesehen; heute kenne ich fast Niemanden, den man wahrhaft gelehrt nennen könnte." Die paar wahren Gelehrten sind einflußlos.

honnêtes gens", heißt es bei Nicole und Pascal, „wollen kein Aushängeschild. Sie nennen sich weder Dichter noch Geometer, urtheilen aber über Dichter ebensowohl wie über Geometer." Im 18. Jahrhundert üben sie eine souveräne Autorität aus. In der großen, aus „Einfaltspinseln" bestehenden, mit Pedanten versetzten Menge gibt es nach Voltaire „eine kleine separate Abtheilung, die ‚gute Gesellschaft'. Sie ist reich, wohl erzogen, gebildet, gesittet und bildet die Blüthe des Menschengeschlechts. Für sie haben die größten Menschen gearbeitet; sie verleiht Ruhm." Bewunderung, Gunst, Wichtigkeit erntet nicht, wer ihrer würdig ist, sondern wer sich an die ‚gute Gesellschaft' hält. Der Abt Maury schreibt: „1789 genoß die französische Akademie allein Ansehen, die der Wissenschaften und der Inschriften bedeuteten gar nichts . . . . . . Die Sprachen sind die Wissenschaften der Narren. D'Alembert schämte sich, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu sein. Die Mathematiker, Chemiker u. s. w. werden nur von einer Handvoll Leuten verstanden, während die Schriftsteller und die Redner sich an alle Welt wenden.*) Unter dieser starken Pression muß der Geist wohl einen rednerischen und literarischen Anstrich bekommen und sich den Anforderungen, den Konvenienzen, dem Geschmack der Aufmerksamkeit und dem Bildungsgrade seines Publikums anbequemen. Der klassische Geist verdankt seine Entstehung der Gewohnheit, vor einem Salonpublikum zu sprechen und für ein solches zu denken und zu schreiben.

Dies gilt besonders und auf den ersten Blick für die Sprache und den Stil. Zwischen Amyot, Rabelais, Montaigne einerseits und Chateaubriand, Victor Hugo, Balzac anderseits entsteht und vergeht das klassische Französisch. Vom Anbeginne her hat es seinen Namen; es ist die Sprache der honnêtes gens und nicht für sie, sondern auch von ihnen gemacht und ihr Sekretär Vaugelas**) beschäftigt sich dreißig Jahre damit, die Entscheidungen des „guten Tones" zu verzeichnen.

---

*) Maury fügt mit seiner bekannten Brutalität bei: „Wir von der französischen Akademie betrachteten die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften als unsere Diener." Lavoisier, Fourcroy, Lagrange, Laplace, — schöne Diener das!

**) „Es ist besser, die Frauen und die Unstudirten zu befragen, als Jene, die im Griechischen und Lateinischen hochgelehrt sind." (Vaugelas.)

Daher reformiren sich Wörterbuch und Grammatik der Sprache in allen Theilen nach dem Muster des herrschenden klassischen Geistes. Vor Allem reducirt sich das Wörterbuch; man schließt die Mehrheit der gelehrten und technischen Worte von der Rede aus; desgleichen die allzulateinischen und allzugriechischen Ausdrücke und die Ausdrücke des Schulwesens, der Gewerbe, der Wissenschaften, der Wirthschaft; ferner alles, was auf eine spezielle Beschäftigung oder Profession Bezug hat und in der gewöhnlichen Konversation nicht zulässig ist. Man läßt viele ausdrucksvolle, malerische Worte weg: alle, die roh, ungebunden und naiv, lokal und provinziell, persönlich und neufabricirt sind; alle vertraulichen und sprichwörtlichen Redensarten *); zahlreiche vertrauliche Wendungen brüsker und freier Natur; alle gefährlichen und stehenden Metaphern; fast alle erdichteten und improvisirten Aeußerungen, die mit blitzartiger Klarheit unserer Einbildung die kolorirte, genaue, vollständige Form der Dinge zeigen, deren zu lebhafter Stoß jedoch den Wohlanstand der gesitteten Konversation verletzen würde. „Es bedarf nur eines schlechten Wortes", sagt Vaugelas, „um eine Person in einer Gesellschaft verächtlich zu machen." Noch unmittelbar vor Ausbruch der Revolution degradirt ein von Madame de Luxembourg gerügtes Wort den Betreffenden zum Range eines „gemeinen Menschen", denn die feine Sprache ist immer ein Bestandtheil der feinen Sitten. Infolge der fortwährenden Abreibung wird die Sprache mager und farblos; Vaugelas berechnet schon, daß man die Hälfte der Wörter und Phrasen Amyot's**) ausgemerzt hat. Eine Menge von trefflichen Ausdrücken gerathen in Vergessenheit, mit Ausnahme Voltaire's, eines eingefleischten Dämons, der in seinen anonymen und pseudonymen Schriften seiner Heftigkeit und seiner derben Begeisterung die Zügel schießen läßt, sowie Lafontaine's — eines isolirten

---

*) Eine der Ursachen des Sturzes des Marquis d'Argenson im 18. Jahrhundert, und der Ungnade, in der er stand, war der häufige Gebrauch solcher Redensarten.

**) „Obwohl wir die Hälfte seiner Wörter und Phrasen ausgemerzt haben, können wir nicht umhin, in der andern Hälfte fast alle Reichthümer zu finden, deren wir uns rühmen und mit denen wir Parade machen." (Vaugelas.) — Man vergleiche den Wortschatz einiger Schriftsteller des 17. Jahrhunderts mit demjenigen einiger des 18. und man wird über den Unterschied erstaunt sein.

Genies, das die alten Quellen wiederöffnet — und Labruyère's, eines kühnen Forschers, der eine neue Quelle öffnet. Allmälig gelangt man dazu, die Rede nur aus „allgemeinen Ausdrücken" zusammenzusetzen. Solche verwendet man sogar — nach Buffon's Recept — zur Bezeichnung fachlicher Dinge. Dies entspricht besser der Urbanität, welche verwischend, verdünnend wirkt, die brüsken und vertraulichen Accente vermeidet und welcher viele Ideen roh oder trivial erscheinen würden, wenn sie nicht halbverschleiert wären. Das ist bequemer für die träge Aufmerksamkeit; nur die allgemeinen Ausdrücke der Konversation sind geeignet, um in einem Nu die gangbaren und gemeinsamen Ideen wachzurufen; der Umstand, daß man dem Salon angehört, genügt, um sie zu verstehen. Spezielle Ausdrücke dagegen würden das Gedächtniß oder die Phantasie anstrengen. Wenn ich gelegentlich eines Gesprächs über Wilde oder über die alten Franken sagen würde „hache de guerre" (Kriegsaxt), werden mich sofort alle verstehen; sage ich aber „Tomahawk" oder „Franziska" (francisque, eine fränkische Streitaxt), so werden einige glauben, ich rede teutonisch oder irokesisch. In „L'optimiste" von Colin d'Harleville z. B. heißt es: „Die Scene stellt einen Hain mit wohlriechenden Bäumen vor"; es wäre gegen den klassischen Geist, zu sagen, was für Bäume, ob Linden, Weißdornen u. s. w., — es kann nur von Bäumen im allgemeinen die Rede sein. Je erhabener das Genre, desto stärker die Skrupel; jedes eigenthümliche Wort ist aus der Poesie verbannt, und stößt man auf eins, so ist es zu vermeiden oder durch ein anderes zu ersetzen oder zu umschreiben. Der Poet des achtzehnten Jahrhunderts hat zu seiner Verfügung nur ein Drittel des Wörterbuches, und schließlich wird die poetische Sprache so beschränkt sein, daß, wenn Jemand etwas zu sagen haben wird, er es nicht mehr wird in Versen sagen können.

Das Ausmerzen hat hinwiderum den Vortheil, daß es die Klarheit fördert. Das reducirte, gewählte Französisch drückt weniger Dinge aus, aber es drückt sie desto richtiger und angenehmer aus. „Urbanität" und „Genauigkeit" (urbanité und exactitude), diese zwei zugleich mit der Französischen Akademie entstandenen Worte sind ein Grundriß der Reform, deren Organ dieses Institut ist und die die Salons mit und neben dem letzteren dem Publikum aufzwingen. Zurück-

gezogene Großseigneurs und schöne Müßiggängerinnen finden ein Vergnügen darin, die Nüancen der Ausdrücke zu enträthseln, um daraus Maximen, Definitionen und Portraits zusammenzustellen. Mit wundervoller Gewissenhaftigkeit und unendlich zartem Takt befleißigen sich Schriftsteller und Weltleute, jedes Wort und jede Redensart abzuwiegen, um deren Sinn festzustellen, deren Kraft und Tragweite zu messen, deren Beziehungen, Gebrauch und Verbindungen zu bestimmen; diese Arbeit wird seit den ersten Akademikern — Vangelas, Chapelain und Conrart bis zum Ende des klassischen Zeitalters fortgesetzt durch die Bemühungen, das Beispiel, die Praxis und die Autorität der großen und kleinen Schriftsteller, die alle korrekt sind. Niemals haben Architekten, die gezwungen waren, zu ihren Bauten nur Pflastersteine von der öffentlichen Heerstraße zu verwenden, jeden einzelnen Stein mit seinen Dimensionen, seiner Schnittfläche, seiner Widerstandsfähigkeit, seinen Verbindungsstellen und seinem passenden Platze so genau gekannt. Hat man diese Kenntniß der Steine erworben, so handelt es sich dann darum, mit möglichst geringer Mühe und möglichst großer Solidität zu bauen; demgemäß reformirt sich die Grammatik gleichzeitig mit dem Wörterbuch. Sie gestattet nicht mehr, daß die Worte in der veränderlichen Ordnung der Eindrücke und Gemüthsbewegungen auf einander folgen, sondern ordnet sie streng und regelmäßig nach der unabänderlichen Reihenfolge der Ideen. Der Schriftsteller verliert das Recht, den seine Aufmerksamkeit zuerst und am lebhaftesten erregenden Gegenstand oder Zug an die Spitze zu stellen; der Rahmen ist fertig, die Plätze sind im voraus vertheilt. Jeder Redetheil hat seinen zugewiesenen Platz; man darf keinen weglassen oder anderswohin stellen. Jeder Redetheil muß am richtigen Orte stehen: zuerst das Subjekt mit seinen Anhängseln, dann das Zeitwort, ferner der Akkusativ, schließlich der Dativ. Der Satz ist also ein abgestuftes Gerüst, auf dem zuerst die Wesenheit, dann die Qualität, endlich die Art und Weise der Qualität Platz finden, gerade wie ein guter Architekt zuerst den Grundstein legt, dann das Gebäude baut, dann das Nebensächliche anbringt, mit Sparsamkeit und Klugheit verfahrend, um jeden Theil des Hauses zu einer Stütze für den folgenden Theil zu machen. Keine einzige Phrase erfordert die geringste

Aufmerksamkeit und in jedem Satze kann man Schritt für Schritt den Zusammenhang oder die Unzusammengehörigkeit der Theile erkennen. Nach Vaugelas ist keine Sprache „eine größere Feindin der Doppelsinnigkeit und Dunkelheit." Perioden, Absätze und Absatzreihen werden nach derselben Methode geordnet, wie einfache Sätze; diese Methode schafft den Stil, wie sie die Syntax geschaffen. In dem großen Gesammtgebäude gibt es einen — und nur einen — besondern Platz für jedes kleine Theilgebäude. Je weiter die Rede fortschreitet, desto mehr Plätze werden allmälig ausgefüllt; nichts darf vorauseilen, nichts nachhinken, keine Parasiten dürfen erscheinen und kein legitimes Glied darf seine Nachbarn verdrängen. Und alle durch ihre Stellung mit einander verbundenen Glieder müssen mit allen Kräften einem einzigen Objekte zusteuern. Wir haben es da zum erstenmale mit natürlichen, getrennten Gruppen, mit geschlossenen, vollständigen Ensembles zu thun, die nicht in einander übergreifen. Es ist nicht mehr erlaubt, auf's Geradewohl oder je nach Laune zu schreiben, Ideen haufenweise hinzuwerfen, sich durch Zwischensätze zu unterbrechen, die Citate und Aufzählungen endlos fortzuspinnen; ein Ziel ist gesteckt: eine Wahrheit soll erprobt, eine Definition bestimmt werden u. s. w., und da heißt es fortwährend marschiren und immer gerade. Anordnung, Reihenfolge, Fortschritt, mäßige Uebergänge, fortgesetzte Entwicklung, — dies sind die Merkmale dieses Stils. Das geht so weit, daß anfänglich die vertraulichen Briefe, die Romane, die Gesellschaftsscherze, sowie die galanten und komischen Theaterstücke eine methodische Beredsamkeit aufzuweisen haben. Im Hôtel de Rambouillet — bei Frau von Montausier — wird die erläuternde Periode mit derselben Breite und Steifheit gehandhabt, wie bei Descartes selbst. Eines der häufigsten Worte in den Schriften von Mademoiselle de Scudéry ist die Konjunktion „denn"; man legt eben seine Leidenschaft in wohlgesetzten Vernunftgründen dar. Salon-Artigkeiten verlängern sich zu Phrasen, die ebenso gezwungen sind, wie akademische Abhandlungen. Das fertige Instrument läßt erkennen, daß es gemacht ist, um zu erklären, zu erläutern, zu überreden und zu popularisiren; ein Jahrhundert später wird Condillac mit Recht sagen können, daß es an und für sich ein systematischer Zusammen- und Zersetzungsproceß, eine der

Arithmetik und Algebra analoge wissenschaftliche Methode ist. Jedenfalls hat es mindestens den unbestrittenen Vortheil, daß es — indem es von einigen Ausdrücken ausgeht — jeden Leser durch eine Reihe einfacher Kombinationen leicht und rasch zu den höchsten Kombinationen führt*). Daher ist 1789 die französische die erste aller Sprachen. Die Berliner Akademie schreibt einen Preis aus auf die Erklärung dieser Oberherrschaft. In ganz Europa spricht man französisch; die Diplomatie spricht nur französisch. Diese Sprache ist international, wie einst die lateinische, und es scheint, daß sie von nun an das auserwählte Organ der Vernunft sein wird.

Sie ist nur das Organ einer gewissen Art von Vernunft, der vernünftelnden Vernunft, jener, die mit möglichst geringer Vorbereitung und möglichst großer Bequemlichkeit denken will; jener, die sich mit der Kenntniß begnügt, ohne daran zu denken, sie zu vermehren oder zu erneuern; jener, die die Gesammtheit und Zusammengesetztheit der wirklichen Dinge nicht verstehen kann oder will. Infolge seines Purismus, seiner Mißachtung technischer Ausdrücke und lebhafter Redewendungen, sowie der ängstlichen Regelmäßigkeit seiner Entwicklungen ist der klassische Stil außer Stande, die unendlichen und mannigfachen Details der Erfahrung genau wiederzugeben. Er ist unfähig zum Ausdruck der physischen Aeußerlichkeiten der Dinge, der unmittelbaren Empfindung des Zuschauers, der tiefen und hohen Extreme der Leidenschaft, der wundervoll verwickelten und absolut persönlichen Physiognomie des lebenden Individuums, kurz, jenes merkwürdigen Ensembles von unzählbaren Zügen, die nicht den menschlichen Charakter im allgemeinen, sondern irgend einen speziellen menschlichen Charakter ausmachen, und die selbst ein Saint-Simon, ein Balzac, ein Shakespeare nicht schildern könnten, wenn nicht die umfangreiche Sprache, deren sie sich bedienen und die sie mit ihren Kühnheiten noch bereichern, den vielfachen Details ihrer Beobachtung Nüancen verleihen würde.**) Mit

*) „Unsere Nation, die von den Ausländern für so leichtfertig gehalten wird, ist, mit der Feder in der Hand, die weiseste von allen. Die Methode ist die vorherrschende Eigenschaft unserer Schriftsteller.“ (Voltaire.)

**) Milton's Werke enthalten etwa 8000 Worte. „Shakespeare“, sagt Max Müller, „bei dem die Mannigfaltigkeit des Ausdruckes wahrscheinlich größer ist

diesem Stil kann man weder die Bibel, noch Homer, weder Dante noch Shakespeare übersetzen; wer Hamlet's Monolog bei Voltaire liest, wird sehen, daß davon nur eine abstrakte Deklamation bleibt, etwa dasselbe, was seinem Orosman in der „Zaïre" vom Othello bleibt. Man vergleiche die Insel der Calypso bei Homer und bei Fénelon; die wilde Felseninsel, auf der „die Möven und andere langgeflügelte Seevögel nisten", wird in der schönen französischen Prosa zu einem „zur Augenweide" arrangirten Park. Die zeitgenössischen ausländischen Romantiker, die doch selbst dem klassischen Zeitalter angehören, z. B. Fielding, Swift, Defoë, Richardson, werden in Frankreich nur in verdünnter und zerschnittener Gestalt eingeführt, denn sie enthalten zu freie Wörter, zu starke Scenen; ihre Vertraulichkeiten, Derbheiten und Absonderlichkeiten würden Anstoß erregen; der Uebersetzer kürzt und mildert, und zuweilen entschuldigt er sich noch in der Vorrede für das, was er beibehält. In dieser Sprache gibt es nur Raum für einen winzigen Theil der Wahrheit und diesen macht die stetige Reinigung immer winziger. An sich selbst betrachtet, läuft der klassische Stil Gefahr, unwesentliche, geringfügige Gemeinplätze für Hauptsachen zu halten. Er plättet und verwebt sie, aber aus seiner logischen Radmaschine geht nur eine gebrechliche Dratharbeit hervor. Man kann die kunstvolle Eleganz loben, aber in der Praxis läßt sich das Werk wenig oder gar nicht oder doch nur mit Gefahr benützen.

Von diesen Merkmalen des Stils kann man auf jene des Geistes schließen, welchen er als Organ dient. Zwei hauptsächliche Operationen bilden die Arbeit des menschlichen Verstandes. Dieser empfängt von den Dingen, die er wahrnimmt, Eindrücke, die mehr oder minder genau, vollständig oder tief sind; wenn er sich von den Dingen abgewendet hat, analysirt er die Eindrücke und geht daran, die Ideen, welche

---

als bei jedem andern Schriftsteller in jeder Sprache, hat all' seine Stücke mit 15,000 Wörtern geschrieben." Es wäre interessant, ähnliche Daten über die so beschränkte Zahl Racine'scher Wörter zu erhalten. Das Wortverzeichniß von Mlle de Scudéry ist höchst beschränkt. Im schönsten Roman des 17. Jahrhunderts (Mme de Lafayette's „Prinzessin von Clèves" ist die Wortzahl auf ein Minimum reducirt. Das Wörterbuch der alten Französischen Akademie enthält 29,712, Estienne's „Thesaurus grec" 150,000 Wörter.

er aus ihnen zieht, einzutheilen, zu vertheilen und mehr oder weniger geschickt zum Ausdruck zu bringen. In der zweiten Operation herrscht der Klassiker vor; genöthigt, sich seinem Auditorium anzupassen — und dieses besteht aus Weltleuten, die zwar nicht fachgelehrt, aber kritisch sind —, muß er die Kunst, sich verständlich zu machen und sich Gehör zu verschaffen, d. h. die Kunst, zu komponiren und zu schreiben, auf die höchste Stufe der Vollkommenheit zu bringen trachten. Mit zartem Fleiß und großer Vorsicht führt er seine Leser eine Gedankentreppe hinan, die geradlinig ist und sanft ansteigt; er geht langsam hinauf, ohne eine einzige Stufe zu überspringen; er beginnt bei der untersten und führt die Leser gleichmäßigen Schrittes mit der Sicherheit eines Spaziergängers bis zur obersten. Unterbrechungen und Verirrungen kommen nicht vor; auf beiden Seiten befinden sich Geländer und jede Idee erhält in der folgenden eine Fortsetzung, wobei die Uebergänge so unmerklich sind, daß man unwillkürlich weiter schreitet, ohne sich aufzuhalten oder vom Wege abzuweichen, bis man bei der Schlußwahrheit ankommt, bei welcher man sich niedersetzen darf. Die ganze klassische Literatur trägt das Gepräge dieses Talents; es gibt kein Genre, wohin es nicht bringen und die Eigenschaften guter Rede tragen würde. Selbst in den an und für sich nur halb literarischen Gattungen herrscht es vor und macht sie ganz literarisch. Schriften, die ihrem Stoffe nach wissenschaftlich sind — historische Dokumente, philosophische Abhandlungen, doktrinäre Exposés, Predigten, Polemiken, Dissertationen, Erläuterungen, selbst Wörterbücher — werden in schöne Kunstwerke verwandelt. Von Descartes bis Condillac, von Bossuet bis Buffon und Voltaire, von Pascal bis Rousseau und Beaumarchais gilt dasselbe von fast allen Prosawerken, selbst von den Regierungsdepeschen, von der diplomatischen und der vertraulichen Korrespondenz und besonders auch von vielen vollkommenen Damenbriefen seit Madame de Sévigné bis auf Madame du Deffant. Dasselbe Talent dominirt in jenen Genres, die an sich literarisch sind, von ihm jedoch einen rednerischen Anstrich erhalten. Es zwingt den dramatischen Werken einen genauen Plan, eine regelmäßige Vertheilung*), berechnete Pro-

*) „In diesem Chaos des dramatischen Gedichts brachte Ihr berühmter Bruder die Vernunft auf die Scene, aber die von allem Pomp und allem Schmuck,

portionen, Abstriche und Bindungen auf, sowie eine Reihenfolge und einen Fortschritt, wie in einem Stück Rede; ja, sie duldet in Dramen nur vollkommene Reden. Jede einzelne Persönlichkeit ist ein vollendeter Redner; bei Racine, Corneille und selbst Molière sind Vertraute, Barbarenkönige, junge Kavaliere, Salonkoketten und Diener hohe Meister in der Redekunst. Alle Einleitungen sind geschickt gemacht, alle Beweisführungen wohlgesetzt, alle Debatten folgerichtig, alle Uebergänge fein, alle Schlußsätze überzeugend. Der Dialog gleicht mehr denn je einem oratorischen Zweikampf. Jede Erzählung jedes Porträt, jedes Geschäftsstück könnte in Gemeinschaft mit den Meisterwerken der antiken Tribüne in den Schulen als Muster verwendet werden. Diese ganze Tendenz geht so weit, daß das Individuum auf dem Gipfel des letzten Todeskampfes, wenn auch allein und zeugenlos, sein Delirium plaidirt und beredsam stirbt.

II.

Dieses Uebermaß deutet auf eine Lücke hin. Von den zwei Operationen, aus denen das menschliche Denken besteht, führt der Klassiker die zweite besser aus als die erste. Die zweite schadet faktisch der ersten; die Nothwendigkeit, stets gut zu reden, verhindert ihn, alles Nothwendige zu sagen. Bei ihm ist die Form schöner, als die Basis reichlich ist; der ursprüngliche Eindruck — also die lebendige Quelle — verliert in den regelmäßigen Kanälen, in die man ihn leitet, an Kraft, Tiefe und Lebhaftigkeit. Für die träumerische und schwärmerische Poesie ist kein Boden vorhanden; auch die Lyrik und Epik können kaum vegetiren.*) An diesen erhabenen Grenzen zwischen dem Wort einerseits und der Musik und Malerei

---

dessen unsere Sprache fähig ist, begleitete Vernunft." (Racine in seiner akademischen Ansprache an Th. Corneille.)

*) „Man muß gestehen, daß es einem Franzosen schwerer fällt, ein episches Gedicht zu schreiben, als jedem Andern. Dies rührt daher, daß die Franzosen weniger poetisch sind, als jede andere feingebildete Nation. Unter den Werken in Versen sind in Frankreich die Theaterstücke am beliebtesten, die in einem natürlichen, der Konversation sich nähernden Stil geschrieben sein müssen." (Voltaire.)

andrerseits kommt nichts auf. Niemals hört man den unwillkürlichen Ausruf der lebhaften Empfindung, das einsame Vertrauen der übervollen Seele*), die nur spricht um sich zu erleichtern. Wenn es sich, wie im dramatischen Gedicht, darum handelt, Personen zu schaffen, kann das klassische Modell nur eine Gattung liefern: Leute, die — sei es infolge ihrer Erziehung oder von Geburt an oder aus Nachahmung — stets gut sprechen, mit anderen Worten: Weltleute. Es gibt andere weder auf dem Theater, noch anderswo, von Corneille und Racine bis Marivaux und Beaumarchais. Diese Tendenz erstreckt sich bis auf die Thiere in den Lafontain'schen Fabeln, die Diener Molière's, die Perser Montesquieu's, die Babylonier, Indier und Mikromegas Voltaire's. Man darf auch nicht vergessen, daß diese Personen nur halb der Wirklichkeit entsprechen. In einem lebenden Charakter gibt es zweierlei Züge: die wenigen, die er mit allen Individuen seiner Klasse gemein hat und die jeder Zuschauer oder Leser leicht entziffern kann, zweitens die zahlreichen, die nur ihm eigen sind und zu deren Erkenntniß es schon einiger Anstrengung bedarf. Die klassische Kunst beschäftigt sich nur mit den ersteren und vernachlässigt, verwischt oder ordnet die zweite unter. Sie schafft keine wahren Individuen, sondern allgemeine Charaktere: einen König, eine Königin, junge Prinzen und Prinzessinnen, Vertraute, hohe Priester, Gardekapitäns, ausgestattet mit etwas Leidenschaft, mit allgemeinen Gewohnheiten und Neigungen, wie Liebe, Ehrgeiz, Treue oder Treulosigkeit, mit despotischer oder geschmeidiger Gemüthsanlage, mit angeborner Güte oder Bosheit. Die Ort- und Zeitumstände, die doch bei der individuellen Bildung der Menschen eine so hohe Rolle spielen, werden kaum angedeutet oder ganz übergangen. Man kann von der Tragödie sagen, daß die Scene überall und in jedem Jahrhundert, aber auch, daß sie nirgends und in gar keinem Jahrhundert spielt. Man scheint es mit irgend einem Palast oder Tempel zu thun zu haben, in den ein Uebereinkommen behufs Verwischung jedes historischen und individuellen Gepräges Kostüme und Manieren einführt, die weder in- noch

*) Ausgenommen sind Pascal's „Gedanken", einfache, flüchtig hingeworfene Notizen eines exaltirten, kranken Christen. In dem vollendeten Buche wären dieselben gewiß geändert worden.

ausländisch, weder antik, noch modern sind. In dieser abstrakten Welt nennt man sich „Sie", „Seigneur", „Madame" und der erhabene Stil gilt in demselben Maße für die verschiedenartigsten Personen. Es wäre dem Geiste des klassischen Theaters ein Gräuel, historische Rollen in historischtreuer Gewandung darzustellen. Und wenn hinwiderum Corneille oder Racine uns durch die Pracht oder Eleganz ihrer Verse hindurch zeitgenössische Gestalten erblicken lassen, so thun sie das unwillkürlich; sie wollten den Menschen nur an sich schildern, und wenn wir heute bei ihnen bald die Kavaliere, Duellanten, Eisenfresser, Politiker und Heldinnen der Fronde, bald die Höflinge, Fürsten, Bischöfe Ehrendamen und Edelfräuleins der regelrechten Monarchie erkennen, so rührt dies daher, daß ihr unwillkürlich in ihre Erfahrung getauchter Pinsel zufällig etwas Farbe fallen ließ auf das ideale, nüchterne Bild, das sie zu malen beabsichtigten. Sogar im Lustspiel, das doch vorzugsweise die herrschenden Sitten schildern soll, selbst bei dem so kühnen, freimüthigen Molière ist die Gestaltung unvollständig, die Individualität unterdrückt; die Gesichtszüge verwandeln sich oft in Theatermasken und die Personen hören — besonders wenn sie in Versen sprechen — oft auf zu leben, um die Stimmträger von Tiraden oder Abhandlungen zu werden. Zuweilen vergißt man, uns zu sagen, welchen Rang und Stand eine handelnde Person bekleidet, ob sie adelig oder bürgerlich, reich oder arm, aus der Provinz oder aus der Hauptstadt ist. Selten treten, wie bei Shakespeare, die physischen Eigenschaften zu Tage: das Temperament, der Nervenzustand, die Schroffheit oder Gelassenheit des Tones, die Magerkeit oder Korpulenz, die Bedächtigkeit oder Raschheit der Handbewegungen. Häufig nimmt man sich nicht die Mühe, Eigennamen für die Personen zu finden; man nennt sie Chrysale, Orgon, Damis, Dorante, Valerius. Der Name bezeichnet eine bloße Eigenschaft, z. B. die eines Vaters, eines jungen Mannes, eines Dieners, eines Zänkers, eines Galans und läßt sich wie ein Umhängemantel allen einigermaßen ähnlichen Taillen anpassen; er geht aus dem Kleiderkasten Molière's in den Régnard's, Lesage's, Destouches' und Marivaux' über.*) Es mangelt

*) Als Gegensatz diene die kleine Thatsache, daß Balzac tagelang den „Almanach der hunderttausend Adressen" zu studiren pflegte und ganze Nachmittage

den Personen an individuellem Gepräge; alle Details, Nebenumstände und Ergänzungen des Menschen liegen außerhalb des klassischen Rahmens. Um einiges davon anzubringen, bedurfte es des Genies Molière's, der Fülle seiner Auffassung, der Reichlichkeit seiner Beobachtung, der weitgehenden Freiheit seiner Feder. Und bei alledem läßt er diese Züge oft weg oder er führt deren nur eine geringe Zahl ein, denn er will die Handlung nicht dadurch hemmen, daß er allgemeinen Charakteren Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit verliehe. Je einfacher das Thema, desto klarer die Entwickelung; in dieser ganzen Literatur besteht die erste Pflicht des Autors darin, das beschränkte Thema, das er sich gewählt, klar zu entwickeln.

Nach alledem besitzt der klassische Geist einen originellen Fehler, der von seinen Vorzügen herrührt. Dieser Fehler trägt, so lange er in maßvollen Grenzen gehalten wird, zur Hervorbringung der reinsten Meisterwerke bei, wird aber im Laufe der Zeit immer schwerer und verwandelt sich schließlich in ein Laster; im 18. Jahrhundert ist man bereits außer Stande, die lebendige Wirklichkeit, das leibhaftige Individuum, wie es in der Natur nnd in der Geschichte existirt, zu schildern, d. h. als unbestimmtes Ensemble, als reiches Netz, als vollständigen Organismus von Charakteren und Eigenthümlichkeiten, welche über- oder nebeneinander stehen und genug verwickelt sind. Es mangelt dem Klassiker an der Fähigkeit, all' das in sich aufzunehmen und zu verarbeiten; er entfernt daraus, was er kann, bis nur mehr ein kurzer Auszug übrig bleibt, ein flüchtiger Rest, ein fast leerer Name, eine hohle Abstraktion. Die kleinen, von Voltaire wie im Vorbeigehen und als Contrebande hingeworfenen Skizzen — „Der Baron Thundertentrunk", „Mylord Whatthen", — die Nebenfiguren seiner Erzählungen, und 5—6 Porträts zweiten Ranges: Turcaret, Gil Blas, Marianne, „Manon Lescaut", „Der Neffe Rameau's", Die Hochzeit des Figaro"; endlich einige über's Knie gebrochene, leichte Sachen von Collé und Crébillon fils; — dies sind die einzigen Werke des 18. Jahrhunderts, in denen die Vertraulichkeit einen höheren Grad von Schwung zuläßt und die man mit denen der kleinen Meister der Malerei —

per Wagen Paris durchlief und alle Firmenschilder betrachtete, um Eigennamen für seine Helden zu entdecken.

Watteau, Fragonard, Saint-Aubin, Moreau, Lancret, Pater, Baudouin — vergleichen kann; diese wenigen Werke, die im offiziellen Salon mit Schwierigkeiten und mit Ueberraschung aufgenommen wurden, werden aber auch länger existiren, als die großen ernsten Gemälde, die unter der Langweile, die sie verursachen, früher oder später versauern müssen. Sonst ist der Schwung, der belebende Saft, überall versiegt und statt blühender Pflanzen begegnet man nur bunten Papierblumen. Die vielen ernsten Gedichte von der Voltaire'schen „Henriade" bis zu den Roucher'schen „Monaten" oder der Delille'schen „Einbildungskraft", — was sind sie anders, als mit Reimen geschmückte rethorische Stücke? Man durchblättere die zahllosen Trauer- und Lustspiele, deren Todtenschein Grimm und Collé ausstellten, selbst die guten Stücke Voltaire's und Crébillon's, später die der Mode-Autoren, du Belloy, Laharpe, Ducis, Marie Chénier; überall sind Beredsamkeit, Kunst, Situationen, schöne Verse vorhanden, aber es mangelt an Menschen. Die Personen sind bloß wohldressirte Marionetten und dienen in den meisten Fällen als die Trompeten, durch die der Autor dem Publikum seine Deklamationen zubläst. Griechen, Römer, Ritter des Mittelalters, Türken, Araber, Peruaner, Gueber, Byzantiner, — alle sind eine und dieselbe Tiraden-Maschine. Und das Publikum, dem es an historischen Gefühl mangelt, staunt darüber gar nicht; es gibt zu, daß der Mensch überall derselbe ist und bereitet den „Inkas" Marmontel's denselben guten Erfolg wie Florian's „Gonzalve" oder dessen „Novellen" oder irgendwelchen Bauern, Handwerkern, Negern, Brasilianern, Parsen oder Malabaren, die ihm ihre Darlegungen herleiern. Man sieht im Menschen überall und immer nur eine vernünftelnde Vernunft; dasselbe gilt nicht minder von Bernardin-de-Saint-Pierre's Paria wie von Diderot's Otahaitianern. Es gilt als ausgemacht, daß jeder Mensch nothwendigerweise wie ein Buch reden müsse.

Wie ungenügend ist aber auch die Geschichtschreibung! Abgesehen von Karl XII., den Voltaire, sein Zeitgenosse, mit Hilfe der Berichte von Augenzeugen wiederbelebt; abgesehen ferner von den lebhaften, kurzen Skizzen von Engländern, Franzosen, Spaniern, Italienern und Deutschen, die sich zerstreut finden in Voltaire's Erzählungen, ist nichts

Besonderes zu erwähnen. Welch' seltsame Lücke bei Hume, Gibbon, Robertson — die der französischen Schule angehören und sofort in Frankreich adoptirt werden, — in Dubos' und Mably's Forschungen über das Mittelalter, in Duclos' „Ludwig XI.", in Barthélemy's „Anacharsis", selbst in Voltaire's „Essay über die Sitten" und „Das Jahrhundert Ludwigs XIV.," selbst in Montesquieu's Schriften! Bildung, kritischer Sinn, gesunder Menschenverstand, genaue Darlegung von Dogmen und Einrichtungen, philosophische Ansichten über die Verkettung von Thatsachen und den allgemeinen Lauf der Dinge, — an alledem mangelt es nicht, wohl aber an Seelen. Bei den klassischen Autoren scheinen die Klimate, die Einrichtungen und die Civilisation, die den menschlichen Geist gänzlich umgestalten, einfache Aeußerlichkeiten, zufällige Hüllen zu sein, die kaum die Oberfläche berühren, geschweige denn bis auf den Grund dringen. Die enorme Differenz, die den Menschen zweier Jahrhunderte oder zweier Racen unterscheidet, entgeht ihnen.*) Der alte Grieche, der Christ der ersten Jahrhunderte, der erobernde Germane, der Feudalmensch, der mohammedanische Araber, der Deutsche, der Engländer aus der Reformationszeit, der Puritaner, — sie alle erscheinen in den Büchern der klassischen Zeit ungefähr wie auf den Stichen und Titelvignetten derselben, mit einigen Unterschieden in den Kostümen, aber mit denselben Körpern, Gesichtern und Zügen, verblaßt, entkräftet, decent, wohlanständig. Die sympatische Phantasie, vermittelst welcher der Schriftsteller sich in Andre hineindenkt und in sich selbst ein dem seinigen entgegengesetztes System von Gewohnheiten und Leidenschaften wiedergibt, fehlt im 18. Jahrhundert am meisten, und in der zweiten Hälfte desselben versiegt sie gänzlich, ausgenommen bei Diderot, der sie falsch und auf's Gerathewohl in Anwendung bringt. Man betrachte das Genre, in welchem sie den größten Spielraum hat — den Roman, — während derselben Periode in England und Frankreich, den Roman, jenen beweglichen Spiegel, der überallhin tragbar und der am geeignetsten

*) „Heute gibt es keine Franzosen, Deutschen, Spanier und Engländer mehr, was man auch darüber denke; es gibt nur noch Europäer, die alle denselben Geschmack, dieselben Leidenschaften, dieselben Sitten haben, weil keiner durch besondere Institutionen ein nationales Gepräge erhielt." (Rousseau.)

ist, alle Lebenslagen zu reflektiren. Wer die englischen Romane von Defoe, Richardson, Fielding, Smollet, Sterne und Goldsmith bis Miß Burney und Miß Austin liest, kennt das England des 18. Jahrhunderts mit seinen Geistlichen, Landedelleuten, Landwirthen, Gastwirthen, Matrosen, mit seinen Leuten aller hohen und niedrigen Klassen, und weiß, wie es mit den Vermögensverhältnissen, den Löhnen, den Einnahmen und Ausgaben, den Reisen, den Carrièren, der Küche und dem Keller beschaffen ist; man hat eine Reihe von ausführlichen, verläßlichen Biographien, ein vollständiges Bild der ganzen Gesellschaft in tausend Scenen, kurz, eine Unmasse von Stoff für den Geschichtsforscher. Wer dagegen die französischen Romane derselben Epoche liest — Crébillon fils, Laclos, Rousseau, Marmontel, Rétif de la Bretonne, Louvet, Mme de Staël, Mme de Genlis u. s. w., Mercier und Mme Cottin nicht zu vergessen —, kann sich fast gar keine Notizen machen; es fehlt an kleinen positiven, lehrreichen Thatsachen; Höflichkeiten, Artigkeiten, Galanterien, Scherze, Abhandlungen, — das ist alles. Man findet nichts über Geldverhältnisse, es ist keine Spur von Statistik, von Berichten über Heirathen, Prozesse, Güterverwaltung, die Lage der Pfarrer, der residenten Feudalherren und Priore, der Intendanten u. s. w. Alles, was die Provinz und das Dorf, die Bürgerschaft und den Handel, die Armee und den Klerus, die Justiz und die Polizei, die Industrie und die Hauswirthschaft betrifft, ist unklar oder falsch, und um etwas Brauchbares herauszubringen, muß man sich an den merkwürdigen Voltaire wenden, der, wenn er das klassische Gewand ablegt, sich frei gehen läßt. Die Literatur schweigt über die vitalsten Organe der Gesellschaft, über die Verhältnisse und Sitten, die zur Revolution führen werden, über die Feudalrechte und die herrschaftliche Gerichtsbarkeit, über die Organisation der Klöster, über die Provinz-Zollämter, über die Zünfte und das Meisterrecht, über Zehent und Frohndienst. Es scheint nur Salons und Gelehrte zu geben; alles übrige scheint nicht zu existiren und unterhalb der plaudernden guten Gesellschaft kommt Einem Frankreich leer vor. Bei dem Herannahen der Revolution wird die Ausmerzung noch weiter um sich greifen. Man lese die Klub- und die Parlamentsreden, die Berichte, die Gesetzesmotive, die Broschüren, sowie all' die durch zeit-

genössische interessante Ereignisse inspirirten Schriften; nirgends findet sich ein Gedanke eines menschlichen Wesens, wie wir es täglich vor Augen haben. Man stellt sich dieses als einfachen Automaten mit bekanntem Mechanismus vor. Den Schriftstellern dient es als Phrasenmaschine, den Politikern als Stimm-Apparat, an dem man nur eine beliebige Feder zu berühren braucht, um die gewünschte Antwort zu erhalten. Anstatt Thatsachen sehen wir nichts als Abstraktionen und endlose Reihen von Sätzen über Natur, Vernunft, Volk, Tyrannei, Freiheit, gerade als wären es ebensoviele aufgeblasene, aneinanderstoßende Luftballons in höheren Regionen. Wenn man nicht wüßte, daß all' dies schreckliche praktische Resultate haben wird, könnte man es für ein logisches Spiel halten und an Schulübungen, akademische Paraden und ideologische Kombinationen denken. In der That, es ist die Ideologie, das letzte Produkt des Jahrhunderts, die dem klassischen Geist den letzten Schliff und die höchste Vollendung verleiht.

III.

Bei jeder Forschung mit vollem Vertrauen und ohne Rückhalt und Vorsicht die Methode der Mathematiker zu befolgen; einige sehr einfache und allgemeine Begriffe auszuziehen, zu umschreiben und zu isoliren; dieselben sodann, von der Erfahrung gänzlich absehend, zu vergleichen, zu vereinigen und aus dem so erhaltenen Resultat durch bloßes Raisonnement alle Konsequenzen zu ziehen: — — dies ist der natürliche Vorgang des klassischen Geistes und derselbe ist diesem so angeboren, daß man ihm in beiden Jahrhunderten begegnet, bei Descartes, Malebranche*) und den Verfechtern der reinen Ideen geradeso

*) „Um die Wahrheit zu erfahren, genügt es, den klaren Ideen, die Jedermann in sich selbst findet, Aufmerksamkeit zu schenken." (Malebranche.) — „Die langen Ketten von einfachen und leichten Beweisen, deren sich die Geometer zu bedienen pflegen, um die schwierigsten Probleme zu lösen, haben mich auf den Gedanken gebracht, daß alle Dinge, die in's Bereich der menschlichen Kenntniß fallen können, in ähnlicher Weise zusammenhängen." (Descartes.) — Im 17. Jahrhundert konstruirt man a priori mit Ideen, im 18. mit Empfindungen, in beiden aber befolgt man denselben Vorgang, der von den Mathematikern herrührt und u. A. auch in Spinoza's „Ethik" vorherrscht.

wie bei den Verfechtern der Empfindung, des physischen Bedürfnisses, des primitiven Instinkts, Condillac, Rousseau, Helvétius, später Condorcet, Volney, Cabanis und Destutt de Tracy. Die letzteren haben leicht behaupten, sie seien Anhänger Baco's und Gegner der „angebornen Ideen;" wenn sie auch einen von dem der Cartesianer verschiedenen Ausgangspunkt haben, wandeln sie doch dieselben Pfade und lassen nach kurzem Schwanken die Erfahrung ebenso im Stiche wie die Cartesianer. In dieser enormen, moralischen und socialen Welt, von diesem Menschenbaume mit den zahllosen Wurzeln und Zweigen lösen sie bloß die sichtbare Rinde los; weiter unter die Oberfläche können sie nicht dringen, ihre Hände sind zu schwach. Ja, sie ahnen nicht einmal, daß es noch etwas mehr gibt; der klassische Geist hat einen kurzen Flug, eine beschränkte Auffassungskraft. Für sie bildet die Rinde schon den ganzen Baum und wenn sie damit fertig sind, verlassen sie den Stamm auf Nimmerwiedersehen. Aus Mangel an Esprit und aus literarischer Eigenliebe lassen sie das charakteristische Detail, die lebendige Thatsache, das umständliche Beispiel, das bedeutsame, beweisgiltige, vollständige Muster weg. Bei Condillac, de Tracy oder Cabanis ist man niemals auf dem festen Boden solider persönlicher Beobachtung, sondern immer in der Luft, in der leeren Region reiner Allgemeinheiten. Condillac erklärt, die Vorgänge der Arithmetik seien auf die Seelenkunde anwendbar und man könne die Elemente unsres Denkens durch eine der Regel de tri analoge Operation enträthseln. Der Abbé Siéyès hegt dieselbe tiefe Verachtung für die Geschichte, die schon Descartes und Malebranche gehegt hatten, und sagt wörtlich: „Die Politik ist eine Wissenschaft, die ich vollendet zu haben glaube" und zwar auf einen Schlag, mit einer Anstrengung des Kopfes, etwa auf die Art, wie Cartesius die analitische Geometrie ersann.*) De Tracy, der Montesquieu erläutern will, findet, daß der große Historiker sich zu sehr an die Geschichte gehalten habe, und überarbeitet das Werk, indem er statt der existirenden Gesellschaft diejenige, wie sie sein soll, setzt. Niemals sind mit einem so geringen Auszug

---

*) Anderswo sagt Siéyès: „Die angeblichen historischen Wahrheiten taugen nicht mehr als die angeblichen religiösen Wahrheiten.

aus der menschlichen Natur so regelmäßige und imposante Gebäude hergestellt worden. Mit der Empfindung belebt Condillac eine Statue; dann sucht er durch eine Reihe reiner Raisonnements die Effekte der vermuthlichen Empfindung nach und nach im Geruch, im Geschmack, im Gehör, im Gesicht und im Tastsinn, und stellt Stück für Stück eine ganze menschliche Seele her. Mittels eines Vertrages begründet Rousseau einen Staat und von dieser einzigen Grundlage leitet er die Verfassung, die Regierung und die Gesetze jeder anständigen Gesellschaft ab. Condorcet erklärt, daß diese Methode „der letzte Schritt zur Vollendung der Philosophie ist, ein Schritt, der gleichsam die ewige Grenze bildet zwischen dem menschlichen Geschlecht und den alten Irrthümern der Kindheit desselben. Indem man diese Methode auf die Moral, die Politik, die Volkswirthschaft anwendet, erzielt man in den Moralwissenschaften einen fast ebenso sicheren Gang, wie in den Naturwissenschaften. Durch sie hat man die Menschenrechte entdecken können." Diese hat man, wie in der Mathematik, von einer einzigen Hauptdefinition abgeleitet, und gleich den mathematischen Hauptwahrheiten ist diese Definition eine evidente, täglich wahrnehmbare, von allen bestätigte Thatsache.

Die klassische Schule wird, die Revolution und das Kaiserreich überdauernd, in die Restauration hineinragen *), und zwar mit der Tragödie, deren Schwester sie ist, und mit dem klassischen Geist, der deren gemeinschaftlicher Vater ist; sie bildet eine souveräne Macht, die ebenso gefährlich wie nützlich, ebenso verheerend wie schöpferisch, ebenso wahrheits= wie irrthumverbreitend ist, und deren Strenge, Beschränktheit und Uniformität ebenso erstaunlich sind, wie die lange Dauer ihrer Herrschaft und die Allgemeinheit ihres Einflusses.

*) Chénier zeigt, daß 1808 der klassische Geist noch auf allen Gebieten der Literatur herrschte. Cabanis starb erst 1818, Volney 1820, de Tracy und Siéyès 1836, Daunou 1848. Saphary und Valette lehrten noch 1845 an zwei Pariser Lyceen die Philosophie Condillac's.

Drittes Kapitel.

Vereinigung beider Elemente.

I. Ansprüche und Charakter der Doktrin. Hohe Rolle der Vernunft in der Beherrschung der menschlichen Dinge, während diese Rolle bisher von der Tradition gespielt wurde. — II. Entstehung, Beschaffenheit und Werth des erblichen Vorurtheils in Bezug auf Sitten, Religion und Staat. — III. Die klassische Vernunft kann sich nicht auf diesen Standpunkt stellen und geht an die Zerstörung der Tradition. — IV. Erstes Stadium in diesem Zerstörungswerk: Voltaire, Montesquieu, die Deïsten und die Reformatoren. — V. Zweites Stadium: Rückkehr zur Natur. Diderot, von Holbach und die Materialisten. Die materialistische Theorie. — VI. Rousseau und die Spiritualisten. Die Naturanlage des Menschen ist eine gute. Die Civilisation ist verfehlt. Eigenthum und Gesellschaft sind ungerecht organisirt. — VII. Die verlorenen Posten der philosophischen Partei: Naigeon, Sylvain Maréchal, Mably, Morelly. Gänzliches Aufgeben der Tradition und der von ihr abgeleiteten Einrichtungen.

I.

Aus der Verarbeitung der wissenschaftlichen Kenntnisse durch den klassischen Geist entsteht eine Doktrin, die eine Offenbarung zu sein scheint und als solche die Herrschaft in den menschlichen Dingen beansprucht. Gegen 1789 gibt man zu, im „Jahrhundert der Aufklärung", im „Zeitalter der Vernunft" zu leben und erkennt an, daß das Menschengeschlecht vorher in seiner Kindheit war, nun aber „majorenn" geworden sei. Endlich ist die Wahrheit an den Tag gekommen und zum erstenmale beginnt sie auf Erden zu regieren. Das Recht der Wahrheit hiezu ist gewaltig, denn sie ist eben die Wahrheit; sie darf allen befehlen, denn naturgemäß ist sie allgemein. Infolge dieser zwei Glaubensartikel gleicht die Philosophie des 18. Jahrhunderts einer Religion, dem Puritanismus des 17. oder dem Mohamedanismus des 7. Jahrhunderts. Sie besitzt denselben Glaubensschwung, denselben Hoffnungseifer, denselben Enthusiasmus, denselben propagandistischen Geist, dieselbe Herrschsucht, dieselbe Strenge, dieselbe Toleranz, denselben Ehrgeiz, den Menschen umzubilden und das ganze menschliche Leben nach vorgefaßten Typen zu reguliren. Die neue Doktrin wird ebenfalls ihre Gelehrten, ihre Dogmen, ihren populären Katechismus, ihre Fanatiker, Inquisitoren und Märtyrer haben. Sie wird sich

ebenso laut wie ihre Vorgängerinnen als legitime Souveränin geberden, der die Diktatur selbstredend gehört und gegen die jede Auflehnung thöricht oder verbrecherisch ist. Sie differirt von ihren Vorgängerinnen nur dadurch, daß sie sich im Namen der Vernunft aufdrängt, nicht mehr im Namen Gottes.

Die Autorität der Vernunft war in der That neu; bis dahin hatte die Vernunft in den menschlichen Handlungen und Meinungen nur eine geringe, untergeordnete Rolle gespielt. Die Anregungen und Anleitungen kamen von anderswo; Glaube und Gehorsam waren erblich: man war Christ und Unterthan, weil man als Christ und Unterthan geboren wurde. In der Vernunftphilosophie, deren Reich nun beginnt, gibt es anerkannte Gewalten, Gesetze und Religionen; in diesem Gebäude trägt ein Stein den andern und ein Stockwerk stützt sich auf's andre. Welcher Art ist aber der gemeinsame Kitt und wo befindet sich der Grundstein? Alle bürgerlichen Regeln, denen die Heirathen, die Testamente, die Erbfolge, die Verträge, das Eigenthum u. s. w. unterworfen sind, — wer autorisirt sie, diese oft bizarren und widersprechenden Regeln? Vor allem die undenkliche Gewohnheit, die je nach der Provinz, den Eigenschaften und der Lage des Individuums und nach anderen Umständen verschieden ist; ferner der Wille des Königs, der die Gewohnheit gemacht oder sanktionirt hat. Was aber berechtigt diesen Willen, diese Oberhoheit des Fürsten? Zuerst ein Besitzthum von 800 Jahren, ein erbliches Recht, welches jenem gleicht, das Jedermann auf sein Eigenthum hat; ein Besitzrecht, das in einer Familie feststeht und vom Aeltesten auf den Aeltesten übergeht, seit dem ersten Gründer des Staates bis auf seinen letzten lebenden Nachfolger; schließlich die Religion, welche den Menschen befiehlt, sich den bestehenden Mächten zu unterwerfen. Was aber autorisirt diese Religion? Vorerst eine Tradition von 1800 Jahren; eine endlose Reihe von früheren und übereinstimmenden Zeugenschaften; anfänglich auch die Anwesenheit und die Lehren Christi; von allem Anfange an aber auch die Gebote und das Wort Gottes. Solcherart rechtfertigt in der ganzen socialen und moralischen Ordnung die Vergangenheit die Gegenwart; das hohe Alter der Institutionen gilt als Rechtstitel für diese, und wenn man unterhalb all' dieser durch

das Alter consolidirten Schichten in den Tiefen der Erde das Urgestein sucht, findet man es im göttlichen Willen. Während des ganzen 17. Jahrhunderts ist diese Theorie noch auf dem Grunde aller Seelen in Form einer eingewurzelten Gewohnheit und eines angebornen Respekts; man unterzieht sie keiner Prüfung, sondern betrachtet sie, wie man das lebende Herz des menschlichen Organismus betrachtet; in dem Momente, da man Hand anlegen will, weicht man zurück, denn man hat das unklare Gefühl, daß es, wenn man es berührte, vielleicht zu schlagen aufhören würde. Die Unabhängigsten, Cartesius an der Spitze, würden dagegen protestiren, mit jenen schwärmerischen Spekulanten verwechselt zu werden, die nicht die übliche, bereits geebnete Bahn verfolgen, sondern auf's Geradewohl durch dick und dünn „über Berge und Abgründe hinweg" drauflosIaufen. Nicht nur, daß sie, wenn sie ihre Glaubensartikel dem methodischen Zweifel unterziehen, „die Wahrheiten des Glaubens" ausnehmen und als Heiligthum separat legen, sondern die Dogmen, welche sie entfernt zu haben glauben, bleiben auch in ihrem Geiste wirksam und latent, und machen, ohne daß sie es recht merken, aus ihrer Philosophie eine Vorbereitung zum Christenthum oder eine Bestätigung desselben. Im ganzen genommen läßt sich sagen, daß im 17. Säculum der Glaube, die Ausübung desselben, die religiösen und politischen Einrichtungen die Grund-Ideen liefern. Ob es die Vernunft gesteht oder nicht, sie ist nur ein Subalternbeamter, ein Redner, ein Bearbeiter, dessen sich die Religion und die Monarchie in ihrem eigenen Interesse bedienen. Mit Ausnahme Lafontaine's — der in dieser wie in jeder anderen Beziehung einzig dasteht — entlehnen die größten und unabhängigsten Denker, wie Pascal, Cartesius, Bossuet, Labruyère, dem bestehenden Regiment ihre Begriffe über Natur, Menschen, Gesellschaft, Recht, Regierung. Solange die Vernunft sich auf dieses Amt beschränkt, versieht sie die Funktionen eines Staatsrathes, eines außerordentlichen Predigers, den seine Vorgesetzten auf Missionsreisen in philosophische und literarische Gebiete entsenden. Weit entfernt, zu zerstören, stellt sie her, und bis zur „Regentschaft" besteht ihre Hauptbeschäftigung darin, gute Christen und treue Unterthanen zu machen.

Aber die Rollen werden verwechselt: die Tradition steigt vom

ersten Rang auf den zweiten hinab und die Vernunft bezieht den ersten, nachdem sie den zweiten geräumt. Einerseits bringen es die Uebertreibungen und Missethaten der Religion und der Monarchie unter Ludwig XIV., sowie deren Lockerheit und Mangelhaftigkeit unter Ludwig XV. dahin, daß die Basis erblicher Verehrung und kindlichen Gehorsams, welche Monarchie und Religion stützten und vor zu genauen Untersuchungen und Zweifeln schützten, Stück für Stück einstürzt; daher nimmt die Autorität der Tradition unmerklich ab und verschwindet. Anderseits konstruirt die Wissenschaft mit Hilfe ihrer vielfachen, großartigen Entdeckungen stückweise die Grundlagen des allgemeinen Vertrauens und der Unterwürfigkeit, welche sie — die Wissenschaft — vom Range einer interessanten Kuriosität zu dem einer öffentlichen Macht erheben; daher nimmt die Autorität der Vernunft zu und besetzt alle Räume. Und es kommt ein Moment, da die neue Autorität die alte gänzlich verdrängt haben wird; dann müssen die Grund-Ideen der Tradition der erobernden Vernunft weichen. Der Forscher dringt in das verbotene Heiligthum. Statt sich einer Ansicht „zuzuneigen", untersucht man die Wahrheit; Religion, Staat, Gesetz, Gewohnheit, kurz alle Organe des moralischen und des praktischen Lebens werden von nun an der Analyse unterworfen, um je nach den Vorschriften der neuen Lehre beibehalten, geändert oder durch neue ersetzt zu werden.

II.

Wäre die neue Doktrin vollständig und die Vernunft mit Hilfe der kritisch gewordenen Geschichte im Stande gewesen, den beseitigten Rivalen zu verstehen, wäre alles vortrefflich gewesen. Denn in einem solchen Falle hätte sie in der Tradition nicht eine Usurpatorin, die man vertreiben müsse, erblickt, sondern eine ältere Schwester, der man ihr Theil lassen müsse. Das erbliche Vorurtheil ist eine Art Vernunft, die sich selbst nicht kennt; es hat dieselbe Berechtigung wie die Vernunft selbst, kann sie aber nicht geltend machen und bringt, anstatt der richtigen, falsche Ansprüche vor. Um seine vergrabenen Archive aufzufinden, bedürfte es Forschungen, die es anzustellen unfähig ist;

nichtsdestoweniger existiren die Archive und heute zieht die Geschichte dieselben an's Tageslicht. Wenn man die Tradition genau betrachtet, so findet man, daß ihre Quelle, gleich der der Wissenschaft, in einer langen Reihe von Erfahrungen besteht; nach einer Menge von schwankenden Versuchen sind die Menschen dahin gelangt, zu fühlen, daß eine bestimmte Art, zu leben oder zu denken, sich allein für ihre Lage eigne und am nützlichsten und praktischsten sei; das Regiment oder das Dogma, das uns heute als willkürliches Uebereinkommen erscheint, war einst eine anerkannte Maßregel zum öffentlichen Heile, und häufig ist es das noch heute; wenigstens ist es noch heute in seinen großen Zügen unentbehrlich und man kann mit Bestimmtheit behaupten, daß in einer Gesellschaft, in der die Hauptvorurtheile plötzlich verschwinden würden, der Mensch — des kostbaren Vermächtnisses, das ihm die Weisheit der Jahrhunderte hinterlassen, beraubt — plötzlich in einen wilden Zustand zurückfallen und wieder werden würde, was er einst war: ein unruhiger, hungriger, nomadisirender, verfolgter Wolf. Es gab eine Zeit, da es an dieser Erbschaft mangelte und noch jetzt mangelt es ganzen Völkerstämmen daran. Kein Menschenfleisch zu essen, die unnützen oder unbequemen Greise nicht zu tödten, Kinder nicht auszusetzen, zu verkaufen oder zu tödten, der Monogamie zu huldigen, die Blutschande und andere unnatürliche Laster zu verabscheuen, ein separates Grundstück als anerkannter Herr zu besitzen, die höhere Stimme der Scham, der Menschlichkeit, der Ehre, des Gewissens zu beachten, — all' diese einst unbekannten und langsam zustande gekommenen Dinge bilden die Civilisation der Seelen; und dadurch, daß wir sie vertrauensvoll annehmen, verlieren sie nicht nur nichts an ihrer Heiligkeit, sondern gewinnen sogar noch hieran, denn wenn man sie einer Prüfung unterzieht und historisch beleuchtet, erkennt man sie als die geheime Kraft, die aus einer Viehherde eine menschliche Gesellschaft gemacht hat. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß ein Gebrauch, je allgemeiner und älter er ist, auf desto tieferen physiologischen, hygiënischen, polizeilichen Motiven beruht. Bald war es nöthig, eine heroische oder eine denkende Race rein zu erhalten, indem man solche Mischungen verhinderte, durch die das Kastenblut mit schlechten Elementen verunreinigt worden wäre. Bald mußte man sich dem Klima

anpassen, das eine Pflanzenkost erforderte, oder dem Racentemperament, dem starke Getränke schädlich waren.*) Bald handelte es sich darum, den militärischen Kommandanten, dem die Bande gehorchen sollte, oder den Civilchef, der die Domäne in Stand halten, ihre Ausbeutung leiten und die Familie aufrecht halten sollte, im voraus zu bestimmen. Daher rührt im ersten Falle die Kasteneintheilung, im zweiten das Verbot des Genusses von geistigen Getränken oder von Fleisch, im dritten die Einrichtung der Primogenitur. Wenn es giltige Gründe zur Rechtfertigung der Gewohnheiten gibt, gibt es deren höhere zur Rechtfertigung der Religion. Man betrachte diese, aber nicht im allgemeinen und nach unklaren Begriffen, sondern praktisch, bei ihrer Entstehung, in ihren Büchern, indem wir eine der jetzt die Erde regierenden als Beispiel nehmen, das Christenthum, den Brahmanismus, den Islam oder den Buddhismus. In gewissen kritischen Momenten der Geschichte haben einige Menschen ihr enges, kleinliches Alltagsleben verlassen und das unendliche Weltall mit einem Gesammtblick umfaßt; ihnen hat sich das erhabene Antlitz der ewigen Natur entschleiert und in ihrer edlen Rührung hat es ihnen geschienen, als sähen sie deren Prinzip; jedenfalls haben sie einige Züge desselben gesehen. Und infolge eines merkwürdigen Zusammentreffens waren es gerade jene Züge, welche allein von den Zeitgenossen verstanden werden konnten. Der Gesichtspunkt jener Menschen war der einzige, auf den sich die abgestuften Menschenracen unter ihnen stellen konnten. Für Millionen von Menschen, für Hunderte von Generationen gab es keinen andern Zutritt zu den göttlichen Dingen. Jene Menschen haben das richtige — heroische oder sanfte, begeisterte oder beruhigende — Wort gesprochen, das einzige Wort, das Geist und Herz verstehen wollten, das einzige, welches tiefgefühlten Bedürfnissen, angehäuften Bestrebungen, erblichen Eigenschaften, einem ganzen geistigen und moralischen Bau — bald dem der Hindus oder der Mongolen, bald dem der Semiten oder der Europäer, bald dem der Lateiner, der Germanen oder der Slaven —

---

*) Auf diesem Grundsatz beruht ein Gesetz auf den Sandwich-Inseln, wonach es verboten ist, den Eingeborenen Spirituosen zu verkaufen, während man sie den Europäern ja verkaufen darf. (De Varigny.)

entspricht. Die Vielseitigkeit dieses Wortes macht dasselbe nur noch werthvoller, denn dadurch läßt es sich verschiedenen Verhältnissen anpassen und gewinnt an Vortheilen.

Dieses Wort ist kein leerer Wahn, keine nackte Formel. Ein so großartiges Gefühl, ein so umfassender, durchdringender Scharfsinn, ein Gedanke, durch welchen der die Enormität und Tiefe der Dinge begreifende Mensch die gewöhnlichen Schranken seines sterblichen Zustandes soweit überschreitet, — gleicht einer Erleuchtung, die sich leicht in eine Vision verwandelt, von der Ekstase nie weit entfernt ist, sich nur durch Symbole ausdrücken kann und göttliche Gestalten heraufbeschwört.*) Die Religion ist naturgemäß ein vom Glauben begleitetes, metaphysisches Gedicht. Als solches ist es wirksam und beliebt, denn wenn wir von einer verschwindend kleinen Elite absehen, ist eine reine Idee blos ein leeres Wort, und wenn die Wahrheit sichtbar werden will, muß sie eine leibliche Gestalt annehmen. Sie bedarf einer Verehrung, eines Sagenkreises, Ceremonien, um zum Volke sprechen zu können, zu den Frauen, Kindern und Einfältigen, zu jedem dem praktischen Leben angehörigen Menschen, zum menschlichen Geiste selbst, dessen Ideen sich unwillkürlich in Bilder verwandeln. Dank dieser greifbaren Form kann die Religion mit schwerem Gewichte auf das Gewissen einwirken, dem natürlichen Egoismus die Spitze bieten, die thörichten Eingebungen der rohen Leidenschaften zurückhalten, den Willen zur Selbstverleugnung und Demuth hinziehen, den Menschen sich selbst entreißen, um ihn zum Dienste der Wahrheit oder zum Dienste Anderer zu veranlassen, Einsiedler und Märtyrer erzeugen, barmherzige Schwestern und Missionäre aussenden. So ist denn in jeder Gesellschaft die Religion ein zugleich kunstvolles und natürliches Organ. Einerseits brauchen die Menschen sie, um das Unendliche zu denken und gut zu leben; wenn sie ihnen entzogen würde, entstände in ihrer Seele eine große schmerzliche Leere und sie würden einander viel Unrecht zufügen. Andrerseits würde man vergeblich versuchen, sie ihnen zu entreißen; wer sich an sie heranwagen würde, könnte nur

*) Siehe besonders in der brahminischen Literatur die großen metaphysischen Gedichte und die „Puranas“.

die Hülle ergreifen und würde nach blutigem Kampfe zurückgeschlagen werden; der Keim liegt zu tief, als daß man ihn ausrotten könnte.

Wenn wir endlich, nach der Religion und der Gewohnheit, den Staat betrachten, d. h. die bewaffnete Macht, die die physische Kraft und die moralische Autorität besitzt, — so finden wir auch hierfür eine edle Quelle. In Europa wenigstens — von Rußland bis Portugal, von Norwegen bis Italien — ist er ursprünglich und wesentlich eine militärische Einrichtung, in welcher der Heldenmuth sich zum Schutzherrn des Rechtes gemacht hat. Hier und da findet sich im Chaos gemischter Racen und verfallender Gesellschaften ein Mann, der durch seinen Einfluß eine Bande Getreuer um sich versammelt, die Fremdlinge vertreibt, die Räuber bezwingt, die Sicherheit und den Ackerbau wieder herstellt, ein Vaterland begründet und sein Amt als erblicher Gerechtigkeitspfleger und geborener General wie ein Besitzthum auf seine Nachkommen überträgt. Durch die Permanenz dieser Wahl ist ein bedeutendes öffentliches Amt weiteren Bewerbungen entzogen, bleibt in Einer Familie und wird von sicheren Händen verwaltet; von nun an besitzt die Nation einen lebenden Mittelpunkt und jedes Recht findet einen sichtbaren Beschützer. Wenn der Fürst sich innerhalb seiner Attribute bewegt, wenn er von der Willkür abgehalten wird, wenn er nicht in einen Egoisten ausartet, so gibt er dem Lande eine der besten Regierungen, die man sich denken kann; diese Regierungsform wäre nicht nur die stabilste und fähigste, und nicht nur am besten geeignet, 20—30 Millionen Menschen zusammenzuhalten, sondern auch die schönste, weil die Ergebenheit den Befehl auf den Gehorsam veredelt und weil — infolge einer Ergänzung der militärischen Tradition — die Treue und die Ehre den Chef an seine Pflicht und den Soldaten an den Chef binden würden. Dies sind die sehr berechtigten Ansprüche des erblichen Vorurtheils, welches, wie man sieht, gleich dem Instinkt eine blinde Form der Vernunft ist. Noch legitimer wird es durch den Umstand, daß die Vernunft selbst, wenn sie wirksam werden will, die Form der Tradition annehmen muß, denn keine Lehre kann thätig eingreifen, bevor sie blind geworden. Um in praktische Uebung zu kommen, um die Seelen beherrschen zu können, muß sie sich dem Geiste als fertiger Glaubensartikel mittheilen, als angenommene Gewohnheit,

als bestehende Ansicht, als häusliche Ueberlieferung, und sie muß von den bewegten Höhen des Verstandes herabsteigen, um sich in den unbeweglichen Niederungen des Willens anzusiedeln. Erst dann wird sie zu einem Bestandtheil des Charakters und zur socialen Kraft. Gleichzeitig aber hört sie auf kritisch zu sein und klar zu sehen; sie duldet keine Zweifel und Widersprüche, keine Beschränkungen und Nüancen mehr und kennt ihre eigenen Beweise nicht mehr oder mißversteht dieselben. Wir glauben heute an die Unendlichkeit des Fortschritts, wie man einst an den Sündenfall glaubte; wir empfangen noch immer unsere Meinungen von oben „fertig zubereitet“ und die Akademie der Wissenschaften nimmt in vielen Hinsichten die Stelle der alten Konzile ein. Immer werden — ausgenommen bei einigen Fachgelehrten — Glaube und Gehorsam unüberlegt sein, und vergeblich würde es die Vernunft verdrießen, daß das Vorurtheil die Welt regiert, denn wenn sie selbst sie regieren will, muß sie sich ebenfalls in ein Vorurtheil verwandeln.

III.

Unglücklicherweise war die Vernunft im 18. Jahrhundert klassisch und es mangelte ihr an der Fähigkeit und an anderen Hilfsmitteln, um die Tradition zu verstehen. Vor allem verachtete man die Geschichte; die Gelehrsamkeit stieß durch ihre Langeweile und Plumpheit ab; man wollte nichts wissen von den gelehrten Kompilationen, den großen Textsammlungen, der langsamen Arbeit der Kritik. Voltaire machte sich über die Benediktiner lustig. Um seinen „Geist der Gesetze“ in günstige Aufnahme zu bringen, machte Montesquieu Witze über die Gesetze. Um seine „Geschichte des ostindischen Handels“ zu empfehlen und zu verbreiten, ließ Raynal derselben Diderot's Deklamationen beiheften. Der Abt Barthélemy mußte die Wahrheit der griechischen Sitten — in seinem „Anacharsis“ — mit seinem literarischen Firniß überstreichen. Die Wissenschaft war genöthigt, epigrammatisch oder oratorisch zu sein; rohe oder technische Details hätten einem Publikum von Weltleuten mißfallen. Der „schöne Stil“ fälschte die kleinen bedeutsamen Fakta, welche den alten Charakteren ihr eigenes Wesen und ihr originales Relief verleihen, oder er ließ sie ganz weg.

Und wenn man sie selbst mitgetheilt hätte, würde man ihren Sinn und ihre Tragweite nicht verstanden haben; die sympathische Einbildungskraft fehlte; man wußte nicht aus sich selbst herauszugehen, sich auf entfernte Standpunkte zu stellen, sich den seltsamen Zustand des menschlichen Geistes in jenen entscheidenden Momenten vorzustellen, wo er mit großer Furchtbarkeit ein lebensfähiges Geschöpf, eine zur Herrschaft bestimmte Religion, einen dauerhaften Staat zustande bringt. Der Mensch hat keine anderen Vorstellungen als die auf seiner Erfahrung beruhenden; und in welchem Winkel ihres Erfahrungsschatzes hätten diese Leute Material zur Schätzung der Schmerzen der Niederkunft finden sollen? Wie hätten diese disciplinirten, liebenswürdigen Geister die Gefühle von Aposteln, Mönchen, barbarischen oder feudalen Staatengründern und ihrer Umgebung verstehen, wie sich die trostlosen Seelen mit ihren mystischen Träumen, die wildrohen, heftigen Köpfe mit ihrem Instinkt und ihrem Götzendienst, welche halbschwärmerische Gedanken und statt eines Willens unwiderstehliche Triebe hatten, vorstellen sollen? Die vernünftelnde Vernunft begriff derlei Gestalten nicht, und um dieselben in ihren Rahmen zu bringen, mußte man sie verändern; so veränderte Ducis den Shakespeare'schen Macbeth, Voltaire den Mohamed des Korans. Da man nun die Seelen nicht sah, verkannte man auch die Institutionen; man ahnte nicht, daß die Wahrheit sich nur durch die Legende hatte ausdrücken, daß die Gerechtigkeit sich nur durch die Gewalt hatte festsetzen können, daß die Religion die priesterliche, der Staat die militärische Form hatte annehmen müssen, und daß das gothische Gebäude ebensogut seine Architektur, seine Verhältnisse, sein Gleichgewicht, seine Solidität, seine Nützlichkeit und sogar seine Schönheit besitzt, wie jedes andere. Und da man die Vergangenheit mißverstand, verkannte man auch die Gegenwart. Man hatte keine richtige Idee vom Bauer, vom Arbeiter, vom Provinzbürger und selbst vom kleinen Landedelmann; man sah sie nur aus der Ferne, daher halbverblaßt und vom sentimentalen Nebel und der philosophischen Theorie ganz umgestaltet. Zwei- bis dreitausend literarisch gebildete Weltmänner bildeten den Kreis der „honnêtes gens“ und gingen aus diesem Kreise nicht heraus. Wenn sie von ihrem Schlosse aus oder auf Reisen das Volk zuweilen

erblickten, so geschah es nur halb und flüchtig, zweifellos mit Mitleid, aber ohne dessen trübe Gedanken und dunkle Instinkte zu errathen, oder sich dessen primitiven Geistesbau, die Seltenheit und Zähigkeit seiner Ideen, die Beschränktheit seines täglichen mechanischen Lebens vorzustellen, ohne zu bedenken, wie sehr es von physischer Arbeit und von Sorgen um's tägliche Brod niedergedrückt, wie sehr es sich in einem engen Horizont bewegt, der sich über Kirchen, Ceremonien, Priester, geheimen Groll, eingewurzeltes Mißtrauen, auf Phantasie beruhende Gläubigkeit nicht hinauserstreckt; ohne zu wissen, daß das Volk unfähig ist, das abstrakte Recht und die politischen Ereignisse zu begreifen, daß die öffentlichen Vorgänge sich in seinen Gehirnen in Gespenstergeschichten oder Ammenmärchen verwandeln, daß es blindwüthig wie ein Stier und epidemisch wahnsinnig wie eine Schafherde sein kann, und daß es all' die anderen Charakterzüge besitzt, die während der Revolution zu Tage traten. Mehr als 20 Millionen Menschen hatten den geistigen Zustand des Mittelalters kaum überschritten, daher mußten die Hauptlinien des socialen Gebäudes, das vom Volke bewohnt werden sollte, dem Mittelalter entlehnt sein. Man mußte es reinigen, gesund machen, Fenster anbringen, Wände niederreißen, aber die Grundlagen, den Haupttrakt und die allgemeine Anordnung beibehalten; andernfalls wären die Einwohner, nachdem sie es demolirt und zehn Jahre gleich Wilden im Freien kampirt hätten, gezwungen gewesen, es nach demselben Plan wieder aufzubauen. In den ungebildeten Seelen, die sich noch nicht bis zur Reflexion aufgeschwungen haben, knüpft sich der Glaube nur an sichtbare Symbole und der Gehorsam wird nur durch physischen Zwang erzielt; der Pfarrer macht die Religion, der Gensdarm den Staat. Ein einziger Schriftsteller, Montesquieu, der bestunterrichtete, weiseste und gleichmäßigste aller Geister des Jahrhunderts, entdeckte diese Wahrheiten, weil er zu gleicher Zeit Gelehrter, Historiker, Beobachter und Rechtslehrer war. Aber er sprach wie ein Orakel in Sentenzen und Räthseln; jedesmal wenn er auf sein Land und seine Zeit zu reden kam, lief er davon, als stünde er auf brennenden Kohlen. Daher blieb er zwar geachtet, aber isolirt und seine Berühmtheit ging nicht in Einfluß über. Die klassische Vernunft verschmähte es, sich soweit einzulassen, um den alten und

den modernen Menschen mühsam zu studiren; sie hielt es für kürzer und bequemer, ihrer ursprünglichen Neigung zu folgen, dem wirklichen Menschen gegenüber die Augen zu schließen, sich in ihrem üblichen Gedankenkreise zu bewegen, aus diesem den Begriff vom Menschen im allgemeinen herauszunehmen und darauf in die Luft hinein zu bauen. Infolge dieser natürlichen und unabänderlichen Verblendung hört sie auf, die alten lebendigen Wurzeln der zeitgenössischen Einrichtungen zu sehen, und da sie sie nicht sieht, leugnet sie deren Existenz. Für sie wird das erbliche Vorurtheil zum reinen Vorurtheil; die Tradition hat keine Rechtsansprüche mehr, ihre Herrschaft ist eine Usurpation. Von nun an zieht die Vernunft gegen ihre Vorgängerin gewaffnet in's Feld', um ihr die Herrschaft über die Seelen zu entreißen und um an die Stelle des Reiches der Lüge das der Wahrheit zu setzen.

IV.

Auf dieser großen Expedition gibt es zwei Haltestellen. Einige bleiben aus Furcht oder Klugheit auf halbem Wege stehen; die Anderen gehen aus Leidenschaft oder Logik bis an's Ende. Ein erster Feldzug entreißt dem Feinde die äußeren Vertheidigungen und die Grenzfestungen; es ist Voltaire, der die philosophische Armee anführt. Um das erbliche Vorurtheil zu bekämpfen, stellt man demselben andere entgegen, deren Herrschaft ebenso ausgedehnt und deren Autorität nicht minder anerkannt ist. Montesquieu sieht Frankreich mit den Augen eines Persers und Voltaire reist nach England, um die Engländer — eine damals unbekannte Race — zu beschreiben. Angesichts der herrschenden Dogmen und Kulten entwickelt man, sei es mit offener oder mit versteckter Ironie, die Dogmen und Kulten der verschiedenen christlichen Religionen — der anglikanischen, quäkerischen, presbyterianischen, socinianischen —, die der antiken oder entlegenen Völker — der Griechen, Römer, Egypter, Mohamedaner, Guebern, Brahminen, Chinesen u. s. w. — Angesichts der bestehenden positiven Gesetze und Gebräuche legt man mit erkennbaren Absichten die anderen Verfassungen und Sitten dar: den Despotismus; die konstitutionelle Monarchie; die Republik; die dem Staate unterworfene Kirche; die vom Staate losgelöste Kirche;

das Kastenwesen; die Vielweiberei; die Entwicklung, die Verschiedenheit, die Widersprüche und den Antagonismus der Grundsitten, die von Jahrhundert zu Jahrhundert durch die Tradition geheiligt worden sind und alle zusammen in ganz legitimer Weise „das öffentliche Recht“ bilden. Von diesem Moment an ist der Reiz gebrochen. Die antiken Einrichtungen verlieren ihr Prestige der Göttlichkeit; sie sind nur mehr Werke von Menschenhand, Resultate von Zeit und Ort, Früchte eines Uebereinkommens und einer Konvenienz. Der Skepticismus dringt in alle Poren ein; dem Christenthum gegenüber wird er sofort zur absoluten Feindseligkeit und begibt sich auf das Gebiet langer erbitterter Polemiken, denn als „Staatsreligion“ hat das Christenthum die Oberhand, maßregelt die Gedankenfreiheit, läßt die Bücher verbrennen, deren Verfasser verbannen, in's Gefängniß werfen oder sonstwie beunruhigen und erscheint überall als natürlicher und offizieller Widersacher. Außerdem aber verdammt es als asketische Religion nicht nur die heitern, losen Sitten, die die neue Philosophie duldet, sondern auch die natürlichen Neigungen, die dieselbe als berechtigt anerkennt, sowie die von ihr gemachten glänzenden Versprechungen irdischen Glücks. Herz und Geist verbinden sich daher gegen das Christenthum. Die Originaltexte in der Hand, verfolgt Voltaire dieses vom Anfang bis zum Ende seiner Geschichte, von den ersten biblischen Erzählungen bis zu den letzten päpstlichen Bullen, mit unerbittlicher Animosität und Verve, als Kritiker, Historiker, Geograph, Logiker und Moralist; er durchforscht die Quellen, widerspricht den Zeugen, macht alle schwachen Stellen lächerlich, in denen der empörte Instinkt gegen sein mystisches Gefängniß ankämpft oder in denen nachträgliche Zusätze das ursprüngliche Gebäude verunstaltet haben. Aber er respektirt dessen erste Grundlage und dasselbe thun die größten Schriftsteller des Jahrhunderts. Hinter den positiven Religionen, die falsch sind, birgt sich die natürliche Religion, die wahr ist; diese ist der authentische und einfache Urtext, dessen umgeänderte und erweiterte Uebersetzungen die anderen sind. Wenn man das nachträgliche Beiwerk entfernt, bleibt das Original übrig: der Deismus, der Auszug, dem alle Kopien abgeguckt sind. Aehnliches gilt von den bürgerlichen und den politischen Gesetzen. Wie unzusammenhängend muß die Architektur des alten

gothischen Hauses in Frankreich sein, wo soviele Einrichtungen ihre Nützlichkeit überleben, wo die Privilegien nicht mehr durch Gegenleistungen gerechtfertigt sind, und wo die Rechte sich in Mißbräuche verwandelt haben! Wie schlecht paßt diese Architektur für ein modernes Volk! Wozu sollen in einem einigen und ungetheilten Staate all' die feudalen Scheidewände, welche die Klassen, Zünfte und Provinzen trennen? Ein Bischof, der eine halbe Provinz beherrscht; ein Domkapitel, welches 12,000 Leibeigene besitzt; ein Salon-Abbé, der von einem Kloster, das er nie gesehen, eine gute Rente bezieht; ein Seigneur, der eine große Pension erhält, damit er in den Vorzimmern figurire; ein Richter, der das Recht, Justiz zu üben, erkauft; ein Oberst, der sofort nach dem Austritt aus der Schule das Kommando eines Regiments übernimmt; ein Pariser Kaufmann, der dadurch, daß er auf ein Jahr ein Haus in Hochburgund gemiethet, das Eigenthumsrecht auf seine Person und seine Güter verliert; — welch' lebende Widersprüche! Derlei gibt es in ganz Europa. Das Günstigste, was man von einem gesitteten Volk sagen kann, ist, daß dessen Gesetze, Gewohnheiten und Gebräuche „zur Hälfte aus Mißbräuchen, zur Hälfte aus erträglichen Uebungen" bestehen. Aber hinter diesen positiven Gesetzgebungen, die alle einander und sich selbst untereinander widersprechen, birgt sich ein zwischen den Zeilen zu lesendes, in den Sitten angewendetes, in die Herzen geprägtes natürliches Gesetz. „Man zeige mir ein Land, in dem es für ehrbar gilt, mich der Früchte meiner Arbeit zu berauben, Versprechungen zu verletzen, in böswilliger Absicht zu lügen, zu tödten, zu verleumden, zu fesseln, gegen Wohlthäter undankbar zu sein, Vater und Mutter zu schlagen, wenn sie ihren Kindern zu essen geben. . . . . Was Recht und Unrecht ist, gilt dafür in der ganzen Welt"; selbst in der schlechtesten Gesellschaft wird sich die Stärke in manchen Hinsichten immer zur Verfügung des Rechtes halten, gerade wie selbst in der schlechtesten Religion das seltsamste Dogma einigermaßen einen überlegenen Architekten bekundet.

Wir sehen also, daß die Religionen und Gesellschaften, wenn sie genau zersetzt werden, am Grunde des Schmelztiegels einen Rest von Wahrheit oder von Gerechtigkeit hinterlassen, einen geringen, aber kostbaren Bodensatz, eine Art Goldstange, die von der Tradition aufbe-

wahrt, von der Vernunft gereinigt wird, und aus welcher, wenn von allen Schlacken gereinigt, ausgearbeitet und zu allen möglichen Zwecken verwendet, ganz allein alle Schnüre des gesellschaftlichen Netzes und das ganze Wesen der Religion hergestellt werden sollten.

V.

Hier beginnt die zweite philosophische Expedition, die aus zwei Armeen besteht: die eine ist die der Encyklopädisten, deren einige skeptisch sind wie d'Alembert, während die anderen — wie Diderot und Lamarck — halbpantheistisch oder — wie d'Holbach, Lamettrie, Helvetius, Condorcet, Lalande und Volney — offene Atheisten und trockene Materialisten sind; all' diese sind von einander verschieden und unabhängig, jedoch einig darin, daß die Tradition als Feind zu behandeln sei. Die lange Dauer der Feindseligkeiten hat zur Folge, daß dieselben immer erbitterter werden; man will alles nehmen, den Feind zu Paaren treiben und ihn aus allen Stellungen verjagen. Man will nicht anerkennen, daß die Vernunft und die Tradition ganz einträchtig und gemeinsam eine und dieselbe Citadelle vertheidigen könnten; man meint, daß, wenn die eine anmarschirt, die andere abmarschiren müsse, und gegen das Vorurtheil erhebt sich von nun an ein Vorurtheil. In Wahrheit will „Voltaire, der Patriarch", seinen belohnenden und strafenden Gott nicht aufgeben; „wenn Ihr einen Weiler regieren wollt, müßt Ihr ihm eine Religion geben", sagt er. In Anbetracht seiner großen Verdienste darf man ihm diesen Rest von Aberglauben zugute halten; doch betrachten wir als Männer das Gespenst, das er mit den Augen eines Kindes betrachtet. Wir acceptiren dasselbe durch Glauben, der Glaube aber ist immer verdächtig, denn er geht aus Ignoranz, Furcht und Phantasie — lauter trügerische Mächte — hervor. Er war anfänglich blos der Fetisch von Wilden und hat trotz alles Läuterns, Reinigens und Erweiterns diesen Ursprung nicht verleugnen können. Seine Geschichte gleicht dem eines erblichen Traumes, der zuerst in einem rohen, aufgeregten Gehirne entstand, sich aber von Generation zu Generation fortsetzt und noch im gesunden, gebildeten Gehirne fortdauert. Voltaire wünscht, daß dieser Traum wahr sei, da

er meint, daß ein Uhrwerk einen Uhrmacher voraussetzen lasse und daß die schöne Weltordnung nicht anders zu erklären sei. Man müßte erst beweisen, daß die Welt wirklich einem Uhrwerk gleiche, und man sollte erst untersuchen, ob die unvollständige Ordnung, die in derselben herrscht, sich nicht einfacher und der Erfahrung angemessener durch eine ewige Materie mit ewigem Umlauf erklären lasse. Aus beweglichen und sich bewegenden Partikeln, deren verschiedene Gattungen verschiedene Gleichgewichte haben, entstehen die Mineralien, die leblose Substanz, Marmor, Luft, Wasser, Kohle, Kalk. Daraus mache ich Humus; in denselben „säe ich Erbsen, Bohnen, Kohl hinein"; diese Pflanzen nähren sich vom Humus „und ich nähre mich von den Pflanzen." Bei jeder meiner Mahlzeiten wird in mir und durch mich eine unbelebte Materie lebendig. „Ich verwandle sie in Fleisch, also in thierischen Stoff, und mache sie empfindungsfähig. Schon vorher steckte in ihr eine latente, unvollständige Empfindung, die nun vollständig wird und offen zu Tage tritt. Die Organisation ist die Ursache, das Leben und die Empfindung sind die Wirkungen; ich bedarf keiner geistigen Monade zur Erklärung der Wirkungen, nachdem ich die Ursache kenne. „Betrachten Sie dieses Ei; damit wirft man alle theologischen Schulen und alle Tempel der Erde über den Haufen. Was stellt es vor? Eine unempfindliche Masse, bevor der Keim dazu tritt. Und wenn der Keim dazu tritt, ist es noch immer eine unempfindliche Masse, eine träge Flüssigkeit." Fügt man Wärme bei, steckt man das Ganze in einen Backofen und läßt die Dinge ihren Gang gehen, so erhält man ein Huhn, mit anderen Worten: die Operation hat „Leben, Empfindung, Gedächtniß, Gewissen, Leidenschaften, Gedanken" hervorgebracht. Was man „Seele" nennt, ist der nervöse Mittelpunkt, in den alle empfindenden Fäden auslaufen. Die dabei stattfindenden Schwingungen erzeugen Empfindungen; eine wiedererwachende Empfindung ist eine Erinnerung; aus Empfindungen, Erinnerungen und Zeichen bestehen alle unsre Ideen. Die Intelligenz ordnet also nicht die Materie, sondern die sich ordnende Materie erzeugt die Intelligenz. Verweisen wir daher die Intelligenz an ihren Platz: in den organisirten Körper; trennen wir sie nicht von demselben, um sie in den Himmel zu erheben und auf einen chimärischen Thron zu setzen. Denn dieser an-

spruchsvolle Gast wird, einmal in unsern Geist eingeführt, schließlich das natürliche Spiel unserer Gefühle aus dem Rahmen bringen und als ungeheurer Schmarotzer unser ganzes Mark an sich saugen.*) Es liegt im Interesse jedes vernünftigen Menschen, sich von diesem Parasiten zu befreien, jeden Aberglauben zu entfernen und „jede Furcht vor unsichtbaren Mächten" zu unterdrücken. Erst dann läßt sich eine Moral gründen, lassen sich die Naturgesetze ergründen. Diese brauchen wir, da der Himmel nichts ist als ein luftleerer Raum, nicht in „von oben" kommenden Befehlen oder Geboten zu suchen. Blicken wir hinab auf die Erde und betrachten wir den Menschen selbst, wie er sich in den Augen des Naturforschers zeigt: als organischer Körper, als empfindendes Thier mit seinen Bedürfnissen, Gelüsten und Trieben. Sie sind nicht nur unzerstörbar, sondern auch berechtigt. Oeffnen wir das Gefängniß, in welchem das Vorurtheil sie gefangen hält; gewähren wir ihnen freien Spielraum; gestatten wir ihnen, sich nach Belieben zu entfalten; — und alles wird gut enden. Nach Diderot ist die Ehe auf Lebensdauer ein Mißbrauch; „die Tyrannei des Menschen hat den Besitz der Frau in Eigenthum verwandelt." Die Scham und die Kleidung sind „eine Erfindung und ein Uebereinkommen"; nur in Ländern, in denen das Gesetz den Instinkt legitimirt, kann Glück herrschen, können Sitten existiren; z. B. in Otahaiti, wo die Ehe nur einen Monat, einen Tag oder gar nur eine Viertelstunde dauert, wo man einander nach Belieben nimmt und verläßt, wo es ein Gebot der Gastfreundschaft ist, daß der Hausherr seinen Gästen des Abends Frau und Töchter zur Verfügung stellt, wo der Sohn die Mutter aus Höflichkeit heirathet, wo die geschlechtliche Mischung ein öffentlich gefeiertes, religiöses Fest ist. Und so zieht der Logiker Schlüsse, die Einem fünf oder sechs Seiten hindurch einen tüchtigen Schrecken einjagen können; er gesteht selbst, daß es nicht rathsam sei, seine Lehren „Kindern zu predigen, aber auch nicht Erwachsenen." Bei Diderot haben diese Paradoxe wenigstens Milderungsgründe für sich; wenn er

*) „Ein Misanthrop, der sich vorgenommen hätte, die Menschheit unglücklich zu machen, könnte nichts Besseres ersinnen als den Glauben an ein unbegreifliches Wesen, mit dem man nicht ein noch aus weiß und dem man mehr Wichtigkeit beimißt als dem eigenen Leben." (Diderot.)

nämlich die modernen Sitten schildert, so thut er es als Moralist. Er kennt nicht nur alle Tasten des menschlichen Klaviers, sondern er weist jeder Taste ihren Platz zu. Er liebt die schönen und reinen Klänge, er begeistert sich für die edlen Harmonien, er ist ebenso gemüth- wie geistvoll. Noch mehr: wenn es sich um die Erforschung der primitiven Impulse handelt, bewahrt er neben der Eigenliebe, der Sympathie, dem Mitleid, dem Wohlwollen, der Wohlthätigkeit, sowie allen edlen Herzensregungen, denen sich Andere ohne Berechnung und Hintergedanken hingeben, hohe und unabhängige Stellungen. Aber neben Diderot gibt es Andere, die, kalt und bornirt, die Moral à la Hobbes nach der mathematischen Methode der Ideologen konstruiren.*) Sie bedürfen nur einer einzigen Triebkraft — der einfachsten und greifbarsten, die ganz primitiv und physiologisch, fast mechanisch ist —: die natürliche Neigung des Thieres, den Schmerz zu fliehen und das Vergnügen zu suchen. „Der Schmerz und das Vergnügen", sagt Helvétius, „sind die einzigen Triebfedern der moralischen Welt, und das Gefühl der Selbstliebe ist die einzige Basis, auf die sich eine nützliche Moral gründen läßt. . . . . Könnte ein anderes Motiv, als persönliches Interesse, Jemanden zu großmüthigen Handlungen veranlassen? Es wäre dem Menschen ebenso unmöglich, das Gute um des Guten willen zu lieben, als das Böse um des Bösen willen." Seine Jünger sagen: „Die Prinzipien des Naturgesetzes reduciren sich auf einen einzigen Hauptgrundsatz: die Selbstbeachtung. Sich zu schonen, glücklich zu werden, — darin besteht der Instinkt, das Recht und die Pflicht. Die Natur sagt: „O, Ihr, die Ihr infolge des Impulses, den ich euch gebe, bestrebt seid, jeden Moment eures Lebens glücklich zu sein, — widersetzt euch nicht meinem gebieterischen Gesetze; arbeitet an eurem Glücke, genießet ohne Furcht, seid glücklich." Aber um glücklich zu sein, traget zum Glücke Anderer bei; wollt Ihr, daß sie euch nützlich seien, seid ihnen ebenfalls nützlich; euer wohlverstandenes Interesse gebietet euch, ihnen zu dienen. „Von der Geburt bis zum Tode bedarf

*) „Das Naturgesetz besteht gänzlich aus Thatsachen, deren Kundgebung sich in den Sinnen fortwährend wiederholen und eine Wissenschaft bilden kann, die ebenso genau und verläßlich ist, wie die Geometrie und Mathematik." (Volney.)

jeder Mensch der Menschen. . . . Lebet daher für sie, damit sie für euch leben. . . . Seiet gut, weil die Güte alle Herzen fesselt; seiet sanft, weil die Sanftmuth Zuneigung erzeugt; seiet bescheiden, weil der Stolz den von sich eingenommenen Leuten mißfällt. . . . Seiet Bürger, weil das Vaterland für eure Sicherheit und euer Wohlergehen nothwendig ist. Vertheidigt euer Land, weil dasselbe euch glücklich macht und weil es euer Besitzthum enthält." Die Tugend ist also nichts anderes als langlebiger Egoismus; der Mensch hat keinen andern Grund, Gutes zu thun, als die Furcht, sich zu schaden, und wenn er aufopfernd ist, ist er es in seinem eigenen Interesse. Auf diesem Pfade geht man schnell und weit. Sobald für Jedermann die Regel aufgestellt wird, glücklich zu sein, will Jedermann es augenblicklich und in seiner Weise sein. Die Heerde stürzt mit ungezügeltem Appetit vorwärts und wirft vor allem die Schutzschranken um, umsoeher, als man ihr bewiesen hat, daß jede Schranke schädlich ist und von schlauen, übelwollenden Hirten errichtet wurde, um die Heerde besser melken und scheren zu können. „Eine Gesellschaft ist ein Krieg des Monarchen gegen Alle und jedes Mitgliedes gegen die übrigen. . . . Wir sehen auf Erden nur ungerechte, unfähige, durch Luxus verweichlichte, durch Schmeichelei verdorbene, durch Ausschweifung und Straflosigkeit verlotterte, talent-, sitten- und tugendlose Fürsten. . . . Der Mensch ist böse, nicht weil er böse ist, sondern weil man ihn böse gemacht hat." Folgendes findet sich bei Diderot: „Will man die kurze Geschichte fast unseres ganzen Elends kennen? Hier ist sie: Es gab einen natürlichen Menschen; in dessen Inneres führte man einen künstlichen Menschen ein. Hierauf entbrannte zwischen beiden ein Bürgerkrieg und dieser dauert bis zum Tode. . . . Wenn Ihr sein Tyrann sein wollt, vergiftet ihn nach Möglichkeit mit einer der Natur widersprechenden Moral, legt ihm Fesseln aller Arten an, hemmt seine Bewegungen mit tausend Hindernissen, schreckt ihn mit Phantomen. . . . Wollt Ihr ihn aber glücklich machen, so mischt euch nicht in seine Angelegenheiten. . . . Und seiet für immer überzeugt, daß, wenn diese weisen Gesetzgeber euch so geknetet und verkünstelt haben, dies nicht in eurem Interesse geschah, sondern in dem ihrigen. Dafür zeugen alle politischen, bürgerlichen und religiösen Einrichtungen; wer sie genau

untersucht, wird finden, daß sich die Menschheit von Jahrhundert zu Jahrhundert dem Joche beugt, das eine Handvoll Schurken sich ihm aufzuerlegen erlaubt. . . . Mißtrauet denen, die Ordnung machen wollen; „Ordnung machen" heißt immer: sich zum Herrn der Anderen machen und sie geniren." Die Leidenschaften werden dem ein Ende bereiten, und wenn die Heerde schließlich aus vollem Munde wird essen wollen, wird sie vor allem Sorge tragen, unter ihren Hufen die gekrönten und infulirten Thiere zu zertreten, die sie zu ihrem eigenen Vortheil in die Hürde stellen.*)

VI.

„Rückkehr zur Natur", d. h. „Abschaffung der Gesellschaft", — so lautet das Kriegsgeschrei des ganzen encyclopädischen Bataillons. Dasselbe Kriegsgeschrei erhebt sich aber auch von andrer Seite: das Bataillon der Socialisten, Rousseau an der Spitze, kommt nun an die Reihe, um die bestehende Ordnung anzugreifen; die Unterminirung desselben ist zwar von geringerem Umfange, aber desto wirksamer, und die von ihm angewendete Zerstörungsmaschine ist ebenfalls ein neuer Begriff von der menschlichen Natur. Diesen Begriff hat Rousseau gänzlich seinem eigenen Herzen entnommen.**) Er war ein seltsamer, hochfliegender, origineller Mensch, der aber von Kindheit auf einen Keim von Narrheit in sich trug und am Ende ganz zum Narren

*) „Da das Bedürfniß die einzige Rechtfertigung für's Eigenthum ist, folgt daraus, daß, sobald das Bedürfniß befriedigt ist, der Mensch aufhört, Eigenthümer zu sein. . . . . Die thierische Konstitution bedingt zwei Hauptbedürfnisse: Ernährung und Entleerung. . . . . Können die Menschen sich von ihresgleichen nähren? Ja, denn alle Geschöpfe haben das Recht, sich von jedem zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse geeigneten Stoff zu nähren. . . . . Naturmensch, folge deinen Wünschen, höre auf deine Bedürfnisse; laß' dich nur von ihnen leiten und beherrschen. Fühlst du beim Anblick eines reizenden Gegenstandes in deinen Adern ein geheimes Feuer, so nimm' jenen hin, er gehört dir, deine Liebkosungen sind unschuldig, deine Küsse rein. Die Liebe allein berechtigt zum Genuß, wie der Hunger zum Besitzthum berechtigt." (Brissot, 1780.)

**) Rousseau sagt wörtlich: „Wo könnte ein Maler oder Lobredner der heutzutage so entstellten und verleumdeten Natur deren Modell anderswo finden als im eigenen Herzen?"

wurde; ein bewundernswerther, aber nicht genug ausgeglichener Geist, dessen Empfindungen, Gemüthsbewegungen und Bilder zu stark waren; er war zu gleicher Zeit blind und scharfsichtig, ein echter und ein kranker Dichter, der nicht die Dinge, sondern seine Träume sah, in einem Roman lebte und unter dem Alp, den er sich geschmiedet, starb; er war unfähig, sich zu beherrschen und sich zu leiten; er hielt seine Entschlüsse für Thaten, seine Anwandlungen für Entschlüsse, und die Rolle, die er spielte, für den Charakter, den er zu haben glaubte. Alles in allem stand er in großem Mißverhältniß zum üblichen Lauf der Welt; er verletzte, verwundete und beschmutzte sich an allen Ecken und Enden des Weges. Nachdem er Extravaganzen, Schurkereien und Verbrechen begangen hatte, bewahrte er immer bis zum Ende seine zarte, tiefe Empfindlichkeit, seine Menschlichkeit, seine Zärtlichkeit, seine Thränen, seine Liebe, seinen Gerechtigkeitssinn, sein religiöses Gefühl, seine Begeisterung. Diese Eigenschaften gleichen ebensovielen Wurzeln, in denen edler Saft gährt, während Stamm und Zweige unter der Ungunst des Klimas hinwelken, mißgestaltet werden und zu Grunde gehen. Wie läßt sich ein solcher Widerspruch erklären und wie erklärt Rousseau selbst ihn? Kritiker und Psychologen würden hier nur einen seltsamen Fall erblicken, die Wirkung eines außergewöhnlichen, unharmonischen Geistesbaues à la Hamlet, Chatterton, René, Werther, — geeignet für die Poesie, nicht aber für's Leben. Rousseau verallgemeinert: Bis zur Manie von sich eingenommen und in der Welt nichts als sich selbst sehend, beurtheilt er die Menschen nach sich und „schildert sie, wie er über sich denkt." Dabei findet übrigens auch die Eigenliebe Nahrung; es behagt Einem, sich als Typus der Menschheit zu betrachten und man steigt in der eignen Achtung, wenn man, über sich selbst „beichtend", fürs ganze Menschengeschlecht zu beichten glaubt. Rousseau beruft alle Generationen mit der Trompete des Jüngsten Gerichts zusammen und stellt sich kühn vor sie hin: „Wer wagt es, zu sagen, er sei besser als dieser Mann?"*) Aller Schmutz, der ihm

*) „Ich kenne meine großen Fehler und fühle all' meine Laster. Trotzdem werde ich mit der Ueberzeugung sterben, daß keiner von allen Menschen, die ich zeitlebens gekannt, besser war als ich..... Sie achten mich nach meinen Schriften; Sie würden mich noch mehr achten, wäre Ihnen meine Lebensgeschichte bekannt,

anhaftet, kommt von außen; seine Gemeinheiten und Laster sind den Umständen zuzuschreiben: „Wäre ich einem bessern Meister in die Hände gerathen, so wäre ich ein guter Christ, Familienvater, Freund, Arbeiter, kurz ein guter Mensch in jeder Hinsicht geworden." Somit fällt alle Schuld auf die Gesellschaft. In ähnlicher Weise glaubt er, daß die Menschen im allgemeinen guter Natur sind. „Die ersten Regungen des Menschen sind stets rechtlich. Das Grundprinzip jeder Moral ist: der Mensch ist von Natur ein gutes Wesen und liebt die Gerechtigkeit und die Ordnung. Mein ‚Emil' insbesondere ist nichts als eine Abhandlung über die ursprüngliche Güte des Menschen und soll zeigen, daß die seiner Wesenheit fremden Laster und Fehler von außen kommen und ihn unmerklich ändern .... Die Natur hat die Menschen gut und glücklich gemacht, die Gesellschaft macht ihn schlecht und elend." Befreiet ihn durch das Denken von seinen künstlichen Gewohnheiten, seinen überflüssigen Bedürfnissen, seinen falschen Vorurtheilen; entfernet die Systeme; haltet Einkehr in euer eignes Herz; beachtet die Stimme des Gefühls; lasset euch vom Lichte des Instinkts und des Gewissens leiten; thuet all' dies und Ihr werdet den alten Adam wiederfinden, der wie eine Statue aus unzerstörbarem Marmor in einen Sumpf gefallen und seither unter einer Kruste von Schimmel und Schlamm verschwunden war, der aber, von seiner schmutzigen Hülle befreit, sein Piedestal wieder in der ganzen Reinheit seiner Weiße besteigen kann.

Um diese Central-Idee herum baut sich die Reform der spiritualistischen Lehre auf. Ein so edles Wesen wie der Mensch kann nicht eine bloße Vereinigung von Organen sein; in ihm steckt etwas mehr als die Materie; die Eindrücke, die er von den Sinnen empfängt, stehen nicht allein da. „Ich bin nicht nur ein empfindendes und leidendes, sondern auch ein thätiges und verständiges Wesen, und was auch die Philosophie dazu sagen möge, ich möchte denn doch auf die Ehre des Denkens Anspruch machen." Noch mehr: dieses denkende

noch mehr aber, könnten Sie in mein Herz blicken. Es hat niemals ein besseres, zärtlicheres, gerechteres gegeben. .... Mein ganzes Unglück habe ich nur meinen Tugenden zuzuschreiben. .... Wer sich nicht für mich begeistert, ist meiner nicht würdig." (Rousseau, „Bekenntnisse".)

Prinzip ist, im Menschen wenigstens, höherer Art. „Man zeige mir auf Erden ein anderes Thier, das Feuer machen und die Sonne bewundern kann. Wie! Ich, der ich alle Wesen und ihre Beziehungen beobachten und kennen kann; ich, der ich fühlen kann, was Ordnung, Tugend und Schönheit sind; ich, der ich das Universum betrachten kann; — ich sollte mich einem Thiere vergleichen?“ Der Mensch ist frei und fähig zwischen zwei Handlungen zu wählen, daher Schöpfer seiner Handlungen. Er ist somit eine originale Grundursache, „eine immaterielle Substanz“, die vom Körper unabhängig ist, eine Seele, die vom Leib beeinträchtigt wird und die den Leib überleben kann. Diese im Fleisch gefangene, unsterbliche Seele hat eine Stimme: das Gewissen. „Gewissen! göttlicher Trieb, unsterbliche, himmlische Stimme, sicherer Führer eines unwissenden, beschränkten aber verständigen und freien Wesens, unfehlbarer Richter über Gutes und Böses, du machst den Menschen zum Ebenbild Gottes und durch dich wird er zum höhern Wesen.“ Neben der Eigenliebe, mittels welcher wir alles uns unterordnen, gibt es eine Ordnungsliebe, mittels welcher wir uns dem Ganzen unterordnen. Neben dem Egoismus, mittels dessen wir unser Glück selbst auf Kosten des Glückes Andrer suchen, gibt es eine Sympathie, mittels welcher wir das Glück Andrer selbst auf Kosten unsres eignen Glückes suchen. Der persönliche Genuß genügt uns nicht; wir bedürfen auch des Gewissensfriedens und der Herzensergüsse. Siehe da den Menschen, wie Gott ihn schuf und beabsichtigte, ohne jeden Fehler in seinem Bau. Die geringfügigeren Glieder leisten ebenso Dienste wie die bedeutenderen; alle sind nothwendig, passend, am Platze; nicht blos das Herz, das Gewissen, die Vernunft und die Eigenschaften, mittels welcher wir über dem Thiere stehen, sondern auch die Neigungen, die uns mit diesem gemeinsam sind: der Vertheidigungs- und der Gesprächstrieb, das Bedürfniß nach physischer Bewegung, die Geschlechtslust und die übrigen primitiven Anregungen, die man am Kinde, am Wilden, am ungebildeten Menschen beobachtet. An und für sich ist keiner dieser Triebe lasterhaft oder schädlich, keiner — selbst die Selbstliebe nicht — zu stark, keiner tritt außer seiner Zeit auf. Würden wir nicht interveniren, würden wir ihnen keinen Zwang anthun, würden wir all' diese frischen Quellen nach Herzens-

luft fließen lassen, statt sie in unsre schmutzigen, künstlichen Kanäle zu bannen, so würden sie niemals schäumen und sich nie trüben. Wir staunen über ihre Brandung und ihre Schmutzigkeit; wir vergessen dabei, daß sie ursprünglich sanft und rein dahinflossen. Der Fehler liegt an uns, an der Beschaffenheit der Gesellschaft, an den eingerosteten, steifen Kanälen, mittelst deren wir sie krümmen, sie vom Wege abbringen, sie verfaulen oder in die Höhe springen lassen. „Gerade eure Regierungen tragen die Schuld an den Uebeln, die Ihr durch sie wollt beseitigen lassen .... Eiserne Scepter! Unsinnige Gesetze! euch werfen wir vor, eure Pflicht auf Erden nicht erfüllt zu haben!" Entfernt diese von der Tyrannei und der Routine erdachten Hemmnisse, und die befreite Natur wird sofort ihren graden und gesunden Gang wieder annehmen, der Mensch wird ohne Anstrengung wieder glücklich und tugendhaft werden.

Nach diesem Grundsatz wird der Angriff geführt, und zwar mit heftiger Feindseligkeit. Hatte man die herrschenden Einrichtungen bisher als hemmend und unvernünftig bezeichnet, so klagt man sie jetzt auch an, ungerecht und verderblich zu sein. Hatten bisher nur die Vernunft und die Gelüste sich empört, so werden jetzt auch das Gewissen und der Stolz revoltirt. Nach Voltaire und Montesquieu konnte man nur hoffen, daß das Uebel sich ein wenig verringern werde; nach Diderot und d'Holbach unterschied man am Firmament nur ein glänzendes Dorado oder ein bequemes Cythera. Nach Rousseau aber winkt uns unmittelbar ein nahes Paradies, in dem wir ohne weiteres den zum Glück unentbehrlichen Seelenadel finden werden. Wir haben dazu ein Recht; Natur und Vorsehung berechtigen uns dazu; es ist unser Erbtheil. Aber eine willkürliche Einrichtung hält uns davon zurück und bildet nicht nur unser Unglück, sondern auch den Grund unsrer Fehler. Man kann sich also denken, mit welchem Zorn und welchem Schwung wir uns auf dieses Hemmniß stürzen werden! Man merkt das am heftigen Ton, am bittern Stil, an der dunkeln Beredsamkeit der neuen Doktrin. Es handelt sich nicht mehr um Scherze und Possenreißereien, sondern der Ernst macht seine Rechte geltend. Man ist entrüstet und die mächtige Stimme, die sich erhebt, dringt über die Salons hinaus in die leidende, rohe Menge, an die

sich noch Niemand gewendet hat, deren dunkle Gefühle zum erstenmale einen Dolmetsch finden und deren Zerstörungslust bald dem Rufe des Herolds folgen wird. Rousseau ist Volksmann, nicht Weltmann. Im Salon genirt er sich; er versteht es nicht, zu plaudern und liebenswürdig zu sein; hübsche Worte fallen ihm erst nachträglich ein; er schweigt verdrießlich oder sagt Albernheiten und will seine Ungeschicklichkeiten durch flegelhafte Einfälle oder pedantische Phrasen gutmachen.*) Die Eleganz mißfällt ihm, der Luxus belästigt ihn, die Höflichkeit erscheint ihm als Lüge, die Konversation als Geschwätz, der bon ton als Grimasse, die Heiterkeit als konventionell, der Geist als Parade, die Wissenschaft als Charlatanismus, die Philosophie als Affektation, die Sitten als Fäulniß. Alles ist künstlich, falsch und ungesund,**) von der Schminke, der Toilette und der Frauenschönheit bis zur Salonluft und den Tafelgerichten; dasselbe gilt vom Gefühl wie vom Vergnügen, von der Literatur wie von der Musik, von der Regierung wie von der Religion. Diese Civilisation, die sich ihres Glanzes rühmt, gleicht der Geschäftigkeit aufgeregter, serviler Affen, die einander verderben, um mit Hilfe des Raffinements bei der Unbehaglichkeit und Langweile anzukommen. Daher ist die menschliche Kultur an sich schlecht und ihre Resultate sind Auswüchse oder Gifte.

---

*) „Ich verstehe nicht, wie man es wagen kann, in einem Zirkel zu sprechen..... Ich beeile mich, Worte ohne Gedanken prompt zu stammeln und bin ganz glücklich, wenn ich damit gar nichts gesagt habe. .... Ich würde wie jeder Andere die Gesellschaft lieben, wenn ich mich nicht in derselben zeigen müßte, und zwar nicht bloß zu meinem Nachtheile, sondern ganz anders als ich bin." (Rousseau.)

**) „Ich war der Salons, der Wasserspiele, der Haine, der Gärten und ihrer Besitzer so überdrüssig, und ich war so überhäuft mit Broschüren, Klavierspiel, L'Hombre, Knoten, dummen Witzen, faden Zierereien, Märchenerzählern und großen Soupers, daß ich — wenn ich mir eine einfache, armselige Hecke, einen Dornbusch, eine Wiese oder eine Scheune betrachtete, oder wenn ich, ein Dorf durchwandernd, den Geruch einer guten Omelette einathmete — alle Schminken, Toiletten und Parfums zum Teufel wünschte, mich nach Hausmannskost und gewöhnlichem Wein sehnte und die Herren, die mir zur Zeit des Abendessens zu diniren und zur Zeit des Schlafens zu soupiren gaben, gerne durchgeprügelt hätte, besonders die Lakaien, welche jeden meiner Bissen mit den Augen verschlangen und mir — bei sonstiger Verdurstungsgefahr — den künstlichen Wein ihres Herrn zehnmal so theuer verkauften als mir jeder Schänkwirth besseren verkauft." (Rousseau.)

Wozu sollen die Wissenschaften? Sie sind ungewiß, unnütz, dienen nur als Futter für Streitsüchtige und Müßiggänger. „Wer würde sein Leben mit fruchtlosen Gedanken verbringen, wenn Jedermann nur die Menschenpflichten und Naturbedürfnisse berücksichtigen würde und daher nur für's Vaterland, für die Unglücklichen und für seine Freunde Zeit hätte?" Wozu sollen die schönen Künste? Sie sind nur eine öffentliche Schmeichelei für die herrschenden Leidenschaften. „Je angenehmer und vollkommener das Lustspiel, desto verderblicher die Wirkung" und das Theater — Molière nicht ausgenommen — ist eine Schule böser Sitten, „weil es perfide Seelen reizt, die Offenheit anständiger Leute als ‚Dummheit' lächerlich zu machen." Das Trauerspiel, das man „moralisch" nennt, verschwendet in falschen Ergüssen das bischen Tugend, das uns noch geblieben. „Wenn Jemand erdichtete schöne Handlungen bewundert hat, was kann man von ihm weiter verlangen? Hat er nicht durch die Huldigung, die er der Tugend dargebracht, seine ganze Pflicht gegen dieselbe gethan? Was sollte er noch thun? Sie vielleicht selbst üben? Er hat ja keine Rolle zu spielen, er ist ja kein Schauspieler." Die Wissenschaften, die schönen Künste, die Luxuskünste, die Philosophie, die Literatur, — all' dies dient nur zur Verweichlichung und Zerstreuung der Seele, all' dies existirt nur für einen kleinen Schwarm glänzender, lärmender Insekten, die auf dem Wipfel des Gesellschaftsbaumes herumsummen und den Saft des ganzen Stammes aufsaugen. Was die Wissenschaften betrifft, so ist nur Eine nothwendig: die unsrer Pflichten, und um diese zu lehren, genügt das innere Gefühl ohne Feinheiten und Studien. Von den Künsten sollten nur jene geduldet werden, die mit unsren dringendsten Bedürfnissen zusammenhängen, also jene, die uns Nahrung verschaffen, uns mit Obdach versehen, uns Kleidung und Waffen liefern. Unter den verschiedenen Lebensweisen gibt es nur Eine richtige: die ländliche, ohne Zuthaten, ohne Aufsehen, im Familienkreise, mit der Landwirthschaft beschäftigt, vom Bodenertrage lebend, die Nachbarn als gleichgestellt, und die Diener als Freunde behandelnd. Was die Klassen anbelangt, gibt es nur Eine achtbare: die der arbeitenden Menschen, besonders der mit ihren Händen arbeitenden, also der Handwerker und Ackerbauer; sie sind die Einzigen, die sich wahr=

haft nützlich machen und die — da sie sich durch ihre Stellung dem Naturzustand nähern — unter einer rauhen Hülle die Wärme, Güte und Geradheit der primitiven Instinkte bewahren. Man nenne also diese Eleganz, diesen Luxus, dieses feine Benehmen, diese literarische Delikatesse, diese philosophische Ausschweifung, die das Vorurtheil als Blüthe des menschlichen Lebens bewundert, beim rechten Namen! sie sind nur der Schimmel desselben. Man nenne auch den Schwarm, der sich davon nährt, d. h. die unthätige Aristokratie, die ganze feine Welt, die befehlenden und repräsentirenden Privilegirten, die schwätzenden und genießenden Salon-Müßiggänger, die sich für die Elite der Menschheit halten, beim wahren Namen: sie sind nur deren Schmarotzer. Schimmel und Schmarotzer ziehen einander an und der Baum wird sich erst wohlbefinden, wenn er von beiden befreit ist.

Wenn die Civilisation schlecht ist, ist die Gesellschaft *) noch schlechter, denn sie kann nicht ohne Zerstörung der ursprünglich vorhandenen Gleichheit existiren und ihre beiden hauptsächlichsten Einrichtungen — Eigenthum und Regierung — sind Usurpationen. „Der Erste, der ein Grundstück ummauerte und es sich beifallen ließ, zu sagen: ‚Es gehört mir‘ und der Leute fand, die ihm das glaubten, war der wahre Begründer der bürgerlichen Gesellschaft. Wie viele Verbrechen, Kriege, Morde, Schrecknisse, wie viel Elend hätte dem Menschengeschlecht erspart werden können, wäre Jemand aufgetreten, der die Umzäunung niedergerissen und seinen Genossen zugerufen hätte: „Hütet euch, diesen Betrüger anzuhören; Ihr seid verloren, wenn Ihr vergeßt, daß die Früchte Allen gehören, der Boden aber Niemandem.““ — Der erste Besitz war ein Diebstahl, mittels dessen das Individuum der Gemeinde einen Theil des öffentlichen Eigenthums raubte. Der Dieb konnte sein Attentat weder durch Fleiß, noch durch Mühe, noch durch den Mehrwerth rechtfertigen, den er dem Boden verliehen. „Er hatte leicht sagen: ‚Ich habe diese Mauer erbaut, ich habe dieses Grundstück durch meine Arbeit erworben.‘ Man könnte ihm erwidern: „Wer hat dir den Auftrag ertheilt? Mit welchem Rechte verlangst du Bezahlung für eine Arbeit,

*) „Die Gesellschaft ist für die menschliche Race naturgemäß, wie die Altersschwäche für das Individuum. Die Völker bedürfen der Künste, Gesetze und Regierungen, wie die Greise der Krücken.“ (Rousseau.)

mit der wir dich nicht betraut? Weißt du nicht, daß eine Menge deiner Brüder Mangel leidet an dem, was du zuviel hast? Es bedurfte einer ausdrücklichen, einstimmigen Ermächtigung des Menschengeschlechts, um dir alles, was über deine Mittel hinausgeht, auf allgemeine Kosten zuzusprechen.'" Hierin läßt sich der persönliche Ton, der Groll des armen, erbitterten Plebejers erkennen, der bei seinem Eintritt in die Welt alle Plätze besetzt fand und sich nicht fortzubringen wußte; der in seinen Bekenntnissen den Tag bezeichnet, von dem ab er nicht mehr zu hungern braucht; der in Ermanglung von etwas Besserem mit einer Dienstmagd lebt und seine fünf Kinder in's Hospital schickt; der nach und nach Diener, Beamter, Vagabund, Lehrer und Abschreiber ist; der fortwährend auf der Lauer steht und nie in Verlegenheit ist, wenn es sich um die Erhaltung seiner Unabhängigkeit handelt; der über den Unterschied zwischen seinen äußeren Verhältnissen und seiner Seele empört ist; der dem Neid nur durch Verächtlichkeit entgeht; der endlich gegen die Reichen und Glücklichen der Welt einen alten Groll hegt, „als ob sie es auf seine Kosten wären und als ob ihr angebliches Glück ein Raub an dem seinigen wäre."

Das Eigenthum ist nicht nur infolge seines Ursprungs ungerecht, sondern zieht auch — durch eine zweite Ungerechtigkeit — die Macht an sich und seine Schädlichkeit dehnt sich bei der Parteilichkeit des Gesetzes krebsartig aus. „Sind nicht alle Vortheile der Gesellschaft für die Mächtigen und Reichen vorhanden? Nehmen dieselben nicht alle lukrativen Stellen ein? Und handelt die öffentliche Gewalt nicht gänzlich zu ihren Gunsten? Ein angesehener Mann darf seine Gläubiger bestehlen und andre Schurkereien begehen, ohne bestraft zu werden. Die Stockstreiche, die er austheilt, die Morde, deren er sich schuldig macht, sind Dinge, die man vertuscht und nach sechs Monaten vergißt. Bestiehlt man aber denselben Mann, so wird sofort die ganze Polizei in Bewegung gesetzt, und wehe den Unschuldigen, die er verdächtigt! Geht er an einen gefährlichen Ort, so begleitet man ihn. Bricht die Achse seines Wagens, so eilt man ihm zu Hilfe. Wird vor seiner Thüre gelärmt, so braucht er nur ein Wort zu sagen und es wird still. Belästigt ihn die Menge, so gibt er blos einen Wink und die Sache ist erledigt. Kreuzt ein Kärrner seinen Weg, so sind

seine Leute bereit, ihn niederzuschlagen, und eher würden sie fünfzig Fußgänger zermalmen, als daß einer seiner Lastträger sollte aufgehalten werden. All' diese Zuvorkommenheiten kosten ihn keinen Pfennig; sie sind ein Recht des reichen Mannes. Wie anders das Bild des Armen! Jemehr die Menschheit ihm schuldet, destomehr verweigert ihm die Gesellschaft. Alle Thüren sind ihm verschlossen, selbst wenn er das Recht hat, sie öffnen zu lassen; und wenn ihm manchmal Gerechtigkeit widerfährt, so kostet ihn das mehr Mühe, als einen Andern die Erlangung einer Gnade. Wenn es sich um Frohndienste und Rekrutirungen handelt, gibt man ihm den Vorzug. Außer seiner eignen Last trägt er auch jene, von der sich sein reicher Nachbar zu befreien das Privilegium hat. Und passirt ihm das geringste Unglück, so entfernt sich alle Welt von ihm. Wenn sein armseliger Karren umstürzt, darf er sich noch glücklich schätzen, wenn er den Mißhandlungen der Leute eines etwa vorbeikommenden jungen Herzogs entgeht. Mit Einem Worte: jede unentgeltliche Hilfe verläßt ihn, wenn er ihrer bedarf, gerade weil er nicht in der Lage ist, dafür zu bezahlen. Hat er aber Ehrgefühl, eine hübsche Tochter und einen mächtigen Nachbar, so halte ich ihn absolut für einen verlorenen Mann. Der sociale Vertrag zwischen beiden Ständen läßt sich in kurzem folgendermaßen resumiren: ‚Du bedarfst meiner, denn ich bin reich und du bist arm; schließen wir daher ein Uebereinkommen: ich werde gestatten, daß du die Ehre habest, mir zu dienen, wogegen du mir für die Mühe, die ich mir nehme, dir zu befehlen, das wenige, das dir geblieben, geben wirst.'" Hieraus entnehmen wir Geist, Zweck und Wirkung der politischen Gesellschaft. Nach Rousseau war diese anfänglich ein ungerechter Vertrag zwischen dem geschickten Reichen und dem betrogenen Schwachen, ein Vertrag, der dem Schwachen neue Fesseln schmiedete und die Usurpirung des Bodens als „legitimes Eigenthum" hinstellte. Heute ist dieser Vertrag noch ungerechter, denn er gestattet, daß „Greise von Kindern befehligt, Weise von Dummen geleitet werden und daß eine Handvoll Leute im Ueberfluß schwimmt, während es der hungernden Menge am Nöthigsten mangelt." Es liegt in der Natur der Ungleichheit, sich zu vermehren; daher ist das Ansehen des einen Theils ebensosehr gestiegen wie die Abhängigkeit des andern, bis schließ=

lich die erbliche und fortgesetzte Unterjochung des Volkes ebenso als göttliches Recht anerkannt wurde, wie der erbliche und fortgesetzte Despotismus des Königs.

So stehen die Dinge jetzt, und wenn sie sich ändern, so geschieht es zu ihrem Nachtheil. „Denn die ganze Beschäftigung der Könige oder ihrer Stellvertreter erstreckt sich nur auf zwei Ziele: ihre Herrschaft nach außen auszudehnen und dieselbe im Innern so absolut als möglich zu machen.“ Wenn sie ein andres Ziel vorschützen, so ist das eben nur ein Vorwand. „Die Worte ‚öffentliches Wohl, Unterthanenglück, Nationalruhm‘, die in den Edikten so gravitätisch angewendet werden, kündigen stets verderbliche Verordnungen an, und das Volk seufzt im vorhinein, wenn seine Herren von ihrer ‚väterlichen Sorgfalt‘ sprechen.“ Aber bei diesem fatalen Punkte angelangt, „ist der Vertrag der Regierung aufgelöst; der Despot ist nur solange Herr, als er der stärkere Theil ist; kann man ihn einmal vertreiben, so steht ihm der Gewalt gegenüber kein Ausweg offen.“ Denn zwischen Herren und Sklaven gibt es keine Zustimmung und kein Rechtsverhältniß, und ohne Zustimmung kann es kein Recht geben. „Die Abmachung: ‚Ich schließe mit dir einen Vertrag, der ganz zu deinen Lasten und ganz zu meinem Nutzen ist und den ich einhalten werde, solange es mir beliebt und den du einhalten wirst, solange es mir beliebt,‘ diese Abmachung bleibt unsinnig, komme sie nun zwischen zwei einzelnen Menschen oder zwischen einem Menschen und einem Volke zustande.“ Mögen Narren diesen Vertrag eingehen; weil sie Narren sind, haben sie nicht die Macht, Verträge zu schließen und ihre Unterschrift ist daher ungiltig. Mögen Besiegte, denen man das Messer an die Kehle setzt, solche Bedingungen annehmen; weil sie dazu gezwungen worden, haben ihre Versprechungen keinen Werth. Und können Narren und Besiegte vor tausend Jahren im Namen aller folgenden Generationen Verträge abgeschlossen haben? Man kann wohl für Minderjährige, aber nicht für Erwachsene Verpflichtungen eingehen, und wenn der Minderjährige erwachsen ist, gehört er sich selbst an. Nun denn, wir sind endlich majorenn geworden und wir brauchen nur die Ansprüche der sich für legitim ausgebenden Autorität mit vernünftigen Augen zu untersuchen, um dieselben auf ihren eigentlichen

Werth zurückzuführen. Wir finden dann, daß sie nichts für sich hat, als die Macht. Aber „eine Pistole in den Händen eines Banditen ist ebenfalls eine Macht", ohne daß der Angefallene in seinem Gewissen die Nothwendigkeit fühlen müßte, dem Banditen seine Börse zu geben; wenn er sie ihm dennoch gibt, so weicht er nur der Gewalt, und sobald er nur seine Pistole erwischen kann, wird er sich beeilen, ihm die Börse wieder abzunehmen.

VII.

Halten wir hier inne; es ist nicht der Mühe werth, den verlorenen Posten der Partei — Naigeon, Sylvain Maréchal, Mably, Morelly — zu folgen, den Fanatikern, die den Atheismus als zwingendes Dogma und vornehmste Pflicht erklären, den Socialisten, die behufs Unterdrückung der Selbstsucht die Gütergemeinschaft einführen wollen und die eine Republik gründen, in welcher Jedermann, der „das abscheuliche Eigenthum" wird wieder herstellen wollen, als Feind der Menschheit, als „wüthender Narr" behandelt und auf Lebenszeit eingekerkert werden wird. Es genüge uns, die Armeekorps und die großen Belagerungen studirt zu haben. Obwohl mit verschiedenen Maschinen und mit entgegengesetzten Taktiken geführt, haben die verschiedenen Angriffe dieselbe Wirkung erzielt: alle Institutionen sind durch und durch untergraben worden; die herrschende Philosophie hat die Gewohnheit, die Religion und den Staat um alles Ansehen gebracht. Man gibt zu, daß die Tradition nicht nur an und für sich falsch, sondern auch, daß sie in ihrem Wirken schädlich ist, daß sie zum Irrthum die Ungerechtigkeit gesellt und zur Unterdrückung des Menschen führt. Die Tradition ist also von nun an in den Bann gethan. Man geht daran, die „infame" Lehre und ihre Anhänger zu vernichten. Sie bildet das Hauptübel der Menschheit; diese würde sich nach Ausrottung desselben ganz wohl befinden. Condorcet sagt: „Es wird eine Zeit kommen, da die Sonne auf Erden nur mehr freie Menschen, die nur die Vernunft als Herrin anerkennen werden, bescheinen wird; eine Zeit, da die Tyrannen und ihre Sklaven, die Priester und ihre dummen oder heuchlerischen Werkzeuge nur mehr in der Geschichte

oder auf der Bühne zu finden sein werden und man sich mit ihnen nur beschäftigen wird, um ihre Opfer zu beklagen, um sich über die Schrecknisse ihrer inquisitorischen Wachsamkeit zu unterhalten und um die ersten Keime des Aberglaubens und der Tyrannei — falls sich solche jemals wieder zu zeigen wagen sollten — erkennen und unter dem Gewicht der Vernunft ersticken zu können." Das Millennium ist im Anzuge, muß aber erst von der Vernunft konstruirt werden. So verdankt man denn alles der heilsamen Autorität der Vernunft: sowohl die Zerstörung der alten als die Begründung der neuen Ordnung der Dinge.

Viertes Kapitel.

Die zukünftige Gesellschaft.

I. Mathematische Methode. Definition des abstrakten Menschen. Der Gesellschaftsvertrag. Unabhängigkeit und Gleichheit der Kontrahenten. — II. Die ersten Folgen. Die Anwendung dieser Theorie ist leicht. — III. Unzulänglichkeit und Schwachheit der Vernunft im Menschen; Unzulänglichkeit und Seltenheit derselben in der Menschheit; untergeordnete Rolle derselben im menschlichen Betragen. Rohe und gefährliche Mächte. Wesen und Nutzen der Regierung. — IV. Die weiteren Folgen. Der Staat wird despotisch. Centralisation der Verwaltung. Utopisches Regierungssystem der Oekonomisten. Der Staat als spartanisches Kloster. — V. Vollständiger Triumph und letzte Ausschreitungen der klassischen Vernunft, die zur Monomanie wird und deren Werk nicht lebensfähig ist; Gründe hiefür.

I.

In den Augen der Stubengesetzgeber ist der entscheidende Moment gekommen. Von nun an wird es zweierlei Weltgeschichten geben: eine über die Vergangenheit, eine über die Zukunft; früher die Geschichte des Menschen, dem es an Vernunft noch mangelte, jetzt die des vernünftigen Menschen. Endlich soll das Reich des Rechtes anbrechen. Nichts von allem, was die Vergangenheit begründet und vererbt hat, ist legitim. Aus den natürlichen Menschen hat die Vergangenheit künstliche gemacht: Geistliche, Laien, Adelige, Gemeine, Könige, Unterthanen, Eigenthümer, Proletarier, Unwissende, Gelehrte, Bauern, Bürger,

Herren, Sklaven, — lauter künstliche Eigenschaften, mit denen man nicht zu rechnen braucht, weil sie ihre Entstehung Gewaltthätigkeiten und Betrügereien verdanken. Entkleiden wir den Menschen dieser künstlichen Ueberzüge, betrachten wir ihn an und für sich — als gleichmäßig unter allen Umständen und Verhältnissen, in allen Ländern und Jahrhunderten — und suchen wir zu erfahren, welche Art von Association ihm am besten zusagt.

Wie es der klassische Geist und die herrschende Ideologie erfordern, errichtet man ein politisches System nach mathematischem Muster.*) Man isolirt einen einfachen, ganz allgemeinen, der Beobachtung leicht zugänglichen und wohlbekannten Grundgedanken, den der unaufmerksamste und unwissendste Schuljunge verstehen kann. Man läßt alle Unterschiede, die einen Menschen vom andern trennen, weg und behält nur jene Züge bei, die er mit allen gemein hat. Dieser Rest bildet den „Menschen im allgemeinen", mit anderen Worten: „ein empfindendes, vernünftiges Wesen, das als solches den Schmerz vermeidet und das Vergnügen sucht" und daher „dem Glücke, d. h. einem Zustand zustrebt, in dem man mehr Vergnügen als Schmerz empfindet", oder noch besser: „ein empfindendes Wesen, das im Stande ist, vernünftig zu urtheilen und moralische Begriffe zu bilden."**) Der Erstbeste kann einen solchen Gedanken auf den ersten Blick mit seiner Erfahrung bestätigen. So ist die sociale Einheit beschaffen; vereinigen wir mehrere solcher Einheiten, hundert, tausend, eine Million, sechsundzwanzig Millionen und wir haben — das französische Volk. Man denke sich, daß die Menschen zu einundzwanzig Jahren geboren werden, ohne Eltern, ohne Vergangenheit, ohne Tradition, ohne Verpflichtungen, ohne Vaterland, und daß sie sich zum erstenmale versammeln, um zum erstenmale unter sich Verträge zu schließen. In diesem Momente und in diesem Zustande sind alle gleich, denn wir haben die äußerlichen

*) „Die Anwendung der mathematischen Methoden auf neue Gegenstände hat den politischen und moralischen Wissenschaften neue Bahnen eröffnet." (Condorcet.) — Man vergleiche in Rousseau's „Gesellschaftsvertrag" die mathematische Berechnung des auf jeden Einzelnen entfallenden Bruchtheiles von Souveränetät.

**) „Von dieser einzigen Wahrheit haben die Publicisten die Menschenrechte ableiten können." (Condorcet.)

und unechten Eigenschaften, durch die alle von einander differirten, in unserer Definition entfernt. Alle sind frei, denn wir haben in unserer Definition die ungerechten Unterjochungen beseitigt, zu denen die rohe Gewalt und das erbliche Vorurtheil sie zwangen. Da nun alle gleich sind, so gibt es keinen Grund, warum sie gewisse Vortheile vertragsmäßig dem Einen eher einräumen sollten, als den Anderen. Daher werden vor dem Gesetze alle gleich sein; keine Person, Familie oder Klasse wird Vorrechte haben; Niemand wird ein Recht beanspruchen können, das den Anderen versagt ist; Niemand wird Lasten tragen müssen, von denen die Anderen befreit sind. Da andererseits alle frei sind, so tritt jeder Einzelne mit seinem eigenen Willen in die Gruppe von Willen ein, welche die neue Gesellschaft bilden; es ist nöthig, daß er an den gemeinsamen Entschlüssen theilnehme. Er hat sich nur unter dieser Bedingung verpflichtet; er braucht die Gesetze nur zu halten, weil er geholfen, sie zu machen, und er braucht den Obrigkeiten nur zu gehorchen, weil er geholfen, sie zu wählen. Auf dem Grunde jeder legitimen Autorität muß man seine Einwilligung oder seine Stimme erkennen und die höchsten öffentlichen Gewalten sind genöthigt, im niedrigsten Bürger ein Stück Souverain anzuerkennen. Niemand kann diesen Theil seiner Souveränetät veräußern oder verlieren, da derselbe von seiner Person unzertrennlich ist; wenn er die Ausübung auch auf Andere überträgt, so bleibt ihm doch das Eigenthumsrecht. Freiheit, Gleichheit und Souveränetät des Volkes, — das sind die ersten Artikel des Gesellschaftsvertrages. Man hat dieselben von einer Grunddefinition abgeleitet und von ihnen wird man die anderen Bürgerrechte ableiten, die großen Züge der Verfassung, die vornehmsten politischen und bürgerlichen Gesetze, kurz, die Ordnung, die Form und den Geist des neuen Staates.

II.

Hieraus sind zweierlei Konsequenzen zu ziehen. Erstens ist die solchergestalt eingerichtete Gesellschaft die einzige gerechte, denn sie ist, im Gegensatze zu jeder andern, nicht das Werk einer blinden Tradition, sondern eines zwischen Gleichen geschlossenen, genau geprüften und

in voller Freiheit von Allen gebilligten Vertrages.*) Da dieser aus erwiesenen Theoremen besteht, hat er das Gewicht der Geometrie für sich und wie die Geometrie besteht er zu allen Zeiten, bei allen Völkern und allerorten zu Recht. Wer ihm entgegentritt, ist ein Feind des Menschengeschlechts und muß niedergehalten werden, sei es nun die Regierung, die Aristokratie oder der Klerus. Die Empörung gegen einen solchen Feind ist nur eine rechtmäßige Vertheidigung; wenn wir uns seinen Händen entwinden, so nehmen wir uns nur, was von rechtswegen uns gehört und was er unrechtmäßig zurückbehält. Die zweite Konsequenz ist, daß sich der sociale Kodex, wenn einmal promulgirt, ohne Dunkelheit und Widerstand praktisch anwenden läßt, denn er ist eine Art moralischer Geometrie, die, noch einfacher als die mathematische Geometrie, auf die ersten Elemente reducirt ist, auf dem klarsten und populärsten Begriff beruht und in vier Schritten zu den Hauptwahrheiten führt. Um diese Wahrheiten zu verstehen und anzuwenden, bedarf man keines Vorstudiums und keiner tiefen Betrachtungen; dazu genügt gesunder Menschenverstand. Das Vorurtheil und das Interesse allein könnten ihre Klarheit trüben; einem gesunden Kopf und einem graden Herzen jedoch kann es an dieser Klarheit niemals mangeln. Man erkläre einem Arbeiter oder Bauer die Menschenrechte und er wird sofort ein guter Politiker werden; man bringe den Kindern den Katechismus des Bürgers bei und sie werden beim Verlassen der Schule ihre Pflichten und Rechte ebensogut kennen wie die vier Rechnungsarten. Die Hoffnung öffnet ihre Flügel zu leb-

*) Rousseau bewunderte noch Montesquieu, obzwar er seine Vorbehalte machte; seither aber hat sich die Theorie bis zur Verwerfung jedes historischen Rechtes entwickelt. „Damals", sagt Condorcet, „sah man sich genöthigt, auf diese schlaue und falsche Politik zu verzichten, welche — vergessend, daß die Menschen von Natur gleiche Rechte haben — bald die Ausdehnung der ihnen zu gewährenden Rechte, nach der Größe ihres Bodengebietes, der klimatischen Temperatur, dem Nationalcharakter, dem Volkswohlstand, dem Grad der Vollkommenheit von Industrie und Handel bemessen wollte, bald wieder dieselben Rechte unter mehrere Menschenklassen ungleich vertheilen und dadurch entgegengesetzte Interessen schaffen wollte, um zwischen denselben nachher ein Gleichgewicht herzustellen, das diese Institutionen allein nothwendig gemacht haben und das nicht einmal die gefährlichen Einflüsse mildert."

haftem Flattern; alle Hindernisse scheinen beseitigt. Man gibt zu, daß die Theorie an sich und durch eigene Kraft die Praxis erzeugt und daß es für den Menschen genügt, den Gesellschaftsvertrag zu dekretiren oder anzunehmen, um gleichzeitig die Fähigkeit, ihn zu verstehen, und den Willen, ihn auszuführen, zu erwerben. Solch' wunderbares, im ersten Augenblick unerklärliches, hoffendes Vertrauen läßt auf einen Begriff vom Menschen schließen, den wir nicht mehr haben. Man hielt ihn in der That für vernünftig und selbst für gut. Vernünftig, d. h. befähigt, einem klaren Prinzip beizustimmen, einer Reihenfolge von Vernunftgründen zu folgen und die Schlußfolgerung zu verstehen, um daraus bei Gelegenheit die daraus zu ziehenden Konsequenzen selbst ziehen zu können, — so denkt man sich damals den Menschen; die damaligen Schriftsteller beurtheilen ihn nach sich; für sie ist der menschliche Geist der klassische Geist, also der ihrige, der seit 150 Jahren in der Literatur, in der Philosophie, in der Wissenschaft, in der Erziehung, in der Konversation herrscht, und zwar infolge der Tradition, der Gewohnheit und des guten Geschmacks. Man duldet keinen andern Geist, man denkt an keinen andern, und wenn es einem fremden gelingt, Zutritt zu erhalten, geschieht es nur unter der Bedingung, daß er den oratorischen Dialekt anwende, den die vernünftelnde Vernunft all' ihren Gästen aufzwingt, so verschieden diese von ihr und von einander auch sein mögen, seien es nun Griechen, Engländer, Barbaren oder Bauern oder Wilde. Bei Buffon analysirt der seine ersten Lebensstunden schildernde erste Mensch seine Gefühle, Empfindungen und Beweggründe in ebenso feiner Sprache, wie Condillac selbst. Der Otahaitianer Otou bei Diderot, der halbwilde Hindu und der alte Pflanzer von Ile-de-France bei Bernardin de Saint-Pierre, die Dorfpfarrer, Gärtner und Taschenspieler Rousseau's, — alle sind vollendete Redner und Moralisten. Bei Marmontel und Florian, in der ganzen der Revolution vorhergehenden oder dieselbe begleitenden kleinen Literatur und auf dem tragischen und komischen Theater besitzen die Personen — seien es auch ungebildete Landleute, tätowirte Barbaren, nackte Wilde — das Talent, sich auszudrücken, zu raisonniren, eine abstrakte Rede mit Verständniß und Aufmerksamkeit zu verfolgen und von selbst oder unter Anleitung eines Führers die gradlinige Reihe

der allgemeinen Gedanken aufzubauen. Im 18. Jahrhundert ist die Vernunft überall zu finden und nichts auf der Welt hat Giltigkeit außer ihr. Eine so allgemeine Geistesform muß ihnen natürlich scheinen; es geht ihnen wie Jenen, die nur Eine Sprache und zwar stets geläufig sprechen, bis sie schließlich nicht mehr begreifen, daß man eine andere Sprache sprechen könne und daß es Taube und Stumme gebe. Die Theorie berechtigt ihr Vorurtheil. Nach der neuen Ideologie kann jeder Geist jede Wahrheit erreichen; erreicht ein Geist sie nicht, so liegt der Fehler an uns, die wir ihn schlecht vorbereitet haben, und wenn wir uns die Mühe nehmen wollen, ihn zu leiten, so wird er zum Ziele gelangen, denn er hat Sinne wie wir, und die in Erinnerung gebrachten, vereinten, durch Zeichen dargestellten Empfindungen genügen, um „nicht nur all' unsere Ideen, sondern auch all' unsere Fähigkeiten" zu bilden. Eine genaue und fortgesetzte Verkettung knüpft die verwickeltesten Wissenschaften an unsere einfachsten Begriffe; vom niedrigsten bis zum höchsten Grade kann man eine Leiter aufstellen, und wenn der Schüler auf dem Wege stehen bleibt, so geschieht es, weil wir zwischen zwei Sprossen einen zu großen Zwischenraum gelassen; hätten wir kein Mittelglied vergessen, so wäre er bis zur Spitze gestiegen.

Zu dieser hohen Idee von des Menschen Begabung gesellt sich eine nicht geringere Meinung von seinem Herzen. Rousseau erklärt ihn für gut und die feine Welt hat diesen Glauben mit allen Uebertreibungen der Mode und mit der ganzen Salon-Sentimentalität angenommen. Man ist überzeugt, daß der Mensch — besonders der Mann aus dem Volke — empfindsamer, zärtlicher Natur ist, daß er von Wohlthaten gerührt wird und sich dafür dankbar zeigt, daß jedes Zeichen der Antheilnahme sein Gemüth bewegt und daß er jeder Delikatesse fähig sei. Auf einem Stahlstich sieht man in einer verfallenen Hütte zwei Kinder von fünf und drei Jahren am Bette der kranken Großmutter, diese aufmerksam bedienend; die nach Hause kommenden Eltern fühlen sich beim Anblicke „dieser rührenden Scene so glücklich im Besitze dieser guten Kinder, daß sie ~~an~~ ihre Armuth vergessen." Der Raum verbietet uns, in der Literatur des Endes des Jahrhunderts — von Marmontel bis Bernardin de Saint-Pierre, von Florian

bis Berquin und Bitaubé — die unaufhörlichen Wiederholungen dieser süßen Fadessen zu verfolgen. Die Illusion ergreift sogar die Staatsmänner. „Sire“, sagt Turgot, indem er dem König einen politischen Erziehungsplan vorlegt, „ich garantire Ihnen, daß Ihre Nation in zehn Jahren nicht mehr zu erkennen sein wird. An Aufklärung, an guten Sitten, an Eifer im Dienste Ew. Majestät und des Vaterlandes wird sie alle anderen Völker übertreffen. Die jetzt zehnjährigen Kinder werden alsdann für den Staat vorbereitete, ihr Land liebende, die Autorität nicht aus Furcht, sondern aus Vernunftgründen respektirende, für ihre Mitbürger hilfsbereite, die Justiz achtende und anerkennende Männer sein.“ Im Januar 1789*) machte de Bouillé Necker auf die große Gefahr, die in den unausbleiblichen Bewegungen des Dritten Standes liege, aufmerksam; Necker antwortete kalt und die Augen gen Himmel richtend, „man müsse auf die moralischen Tugenden der Menschen rechnen.“ Wenn man sich die Begründung einer menschlichen Gesellschaft vorstellen wollte, dachte man sich eine halbländliche, halbtheatralische Scene nach Art jener, die man damals auf den Titelblättern illustrirter Bücher moralischen und politischen Inhalts sah. Halbnackte oder mit Thierhäuten bekleidete Menschen versammeln sich unter einer großen Eiche; ein ehrwürdiger Greis erhebt sich und schlägt ihnen, „die Sprache der Natur und der Vernunft sprechend“, vor, sich zu vereinigen. Er erklärt ihnen, welche Verpflichtungen sie dadurch eingehen; er zeigt, wie das Privatinteresse mit den öffentlichen Interessen harmonirt; schließlich macht er ihnen die Schönheiten der Tugend begreiflich. Sofort bricht die Versammlung in ein Freudengeschrei aus, man umarmt sich, man drängt sich an den Greis heran und wählt ihn zum Magistrat; man führt einen Tanz auf und — die Glückseligkeit auf Erden ist fertig. Wir übertreiben nicht; die Manifeste der Nationalversammlung an die Nation werden in ähnlichem Stile gehalten sein, jahrelang wird die Regierung das Volk anreden, als wäre es ein Gessner'scher Schäfer. Man wird die Bauern bitten,

---

*) „Man bildete sich ein, daß die Civilisation und die Aufklärung alle Leidenschaften ertödtet, alle Charaktere geglättet hatten. Es schien, als ob die Ausübung der Moral leicht geworden und das Gleichgewicht der socialen Ordnung so wohlbestellt sei, daß nichts dasselbe stören könnte.“ (De Barante.)

die Schlösser nicht mehr niederzubrennen, weil es „den guten König schmerzt"; man wird sie auffordern, den König „durch ihre Tugenden zu überraschen, damit er für die seinigen früher belohnt werde." Noch inmitten der ärgsten Pöbelaufstände werden die Weisen der Zeit glauben, daß sie inmitten einer Ekloge leben und daß sie die heulende Meute thierischen Zornes und ausgelassener Gelüste mit einer Flöten-Arie in den Stall zurückführen können.

III.

Es ist traurig, daß Jemand, der in einem Schafstall eingeschlafen ist, beim Erwachen seine Schafe in Wölfe umgewandelt findet. Solche Fälle kommen vor: man nennt sie Revolutionen. Die „Vernunft" ist keine angeborne, andauernde Naturgabe, sondern eine langsam erworbene, schwächliche Zusammensetzung. Die Physiologie lehrt, daß sie ein Zustand unsichern Gleichgewichts ist, welcher von dem ebenso unsichern Zustand des Gehirns, der Nerven, des Blutes und des Magens abhängt. Man lasse tausend hungrige Weiber und betrunkene Männer zusammenkommen, schreien, warten, sich durch die gegenseitige Ansteckung ihrer wachsenden Erregung erhitzen, und nach einigen Stunden sind sie in eine Rotte gefährlicher Narren verwandelt. Man wird das 1789 erfahren, mehr als Einem lieb sein dürfte. Nun höre man, was die Psychologie sagt. Die allereinfachste geistige Operation, eine Wahrnehmung der Sinne, eine Erinnerung, eine Benennung, ein gewöhnliches Urtheil, all' dies ist das Resultat einer verwickelten Mechanik, das gemeinsame Werk von Millionen von Rädern*), die wie in einem Uhrwerk unbewußt gehen und sich drehen, jedes für sich, jedes durch eigene Kraft getrieben, jedes durch Ergänzungen und Gegeneinflüsse in Ordnung erhalten. Wenn der Zeiger die Zeit beiläufig richtig angibt, so ist dies der Erfolg eines wundervollen, um nicht zu sagen wunderbaren Zusammentreffens, und die vor unserer Thüre auf der Lauer stehenden Hallucinationen, Fieberträume und Wahnsinne sind

---

*) Man schätzt die Zahl der Gehirnzellen (Rindenschicht) auf 1,200,000,000, die der sie zusammenhaltenden Fasern auf 4,000,000,000.

stets bereit, ihren Einzug zu halten. Deutlicher gesprochen: der Mensch ist von Natur ein Narr, wie der Körper von Natur krank ist; die Gesundheit unseres Geistes, wie die unserer Glieder, ist nur ein häufig vorkommender schöner Zufall. Wenn solches das Schicksal des rohen Gewebes, der ordinären Leinwand, der ziemlich soliden, groben Fäden unseres Verstandes ist, — welchen Zufälligkeiten muß die feine Stickerei, das zarte, verwickelte Netz allgemeiner Gedanken — mit anderen Worten: die eigentliche Vernunft — ausgesetzt sein! Ist es nicht leicht möglich, daß diese Ideen — die aus delikatem Garn langsam gewebt und mit einem langwierigen Apparat von Zeichen, mit der Rathlosigkeit und Unruhe des Stolzes, der Begeisterung und der dogmatischen Starrsinnigkeit verknüpft sind — selbst im besten Kopfe den Dingen schlecht entsprechen? Zeugniß dessen der Grad, bis zu dem man sich in die Idylle hineinlebt. Und wenn es mit den höhern Geistern, den Philosophen und Politikern, so bewandt ist, wie erst mit der Menge, dem Volke, den halb- oder ganzwilden Gehirnen? Ist die Vernunft im Menschen lahm, so ist sie in der Menschheit selten. Allgemeine Gedanken und Urtheilsfähigkeit findet man nur bei Wenigen. Um das Verständniß für abstrakte Worte und fortgesetzte Ableitungen zu erlangen, bedarf man besonderer Vorbereitung, langer Uebung und — wenn es sich um Politik handelt — des kalten Blutes, mittels dessen man im Stande ist, sich aus sich selbst hinauszudenken und mit Hilfe der Reflexion seine Interessen als unparteiischer Zuseher zu betrachten. Mangelt es an einer dieser Bedingungen, so kann von Vernunft, besonders von politischer, keine Rede sein. Bei dem von Kindheit auf an physische Arbeit gewöhnten Manne fehlt nicht nur das Netz höherer Begriffe, sondern die innern Werkzeuge, die zu ihrer Bildung erforderlich wären, sind gar nicht vorhanden. Wer an freie Luft und leibliche Bewegung gewöhnt ist, wird nicht im Stande sein, seine Aufmerksamkeit zusammenzuhalten, wenn er im Zimmer sitzt. Er hört die allgemeinen Phrasen mechanisch an, ohne daß sich in seinem Gehirne die erwarteten geistigen Kombinationen bilden könnten, und er schläft ein, wenn nicht eine laute Stimme die Instinkte des Fleisches und Blutes in ihm erweckt: die persönlichen Gelüste, die schlummernden feindseligen Empfindungen, welche, von einer äußerlichen Disciplin

in Schranken gehalten, stets bereit sind, diese zu brechen. Bei dem Halbgebildeten — wenn er sich auch für gebildet hält und Zeitungen liest — sind die Grundsätze fast immer unverhältnißmäßige Gäste; sie überschreiten sein Fassungsvermögen; wenn er auch die Dogmen hersagen kann, so ist er doch außer Stande, deren Tragweite zu bemessen, deren Grenzen und Beschränkungen zu begreifen und er wendet die Grundsätze selbst falsch an. Die Grundsätze sind Laboratorien-Präparate, die im Studirzimmer und in den Händen des Chemikers unschuldig bleiben, aber unter den Füßen von Straßenpassanten furchtbar werden. Bald wird man dies nur zu gut bemerken; bald werden an allen Ecken und Enden Explosionen stattfinden; bald wird im Namen der Souveränetät des Volkes jede Gemeinde und jede Zusammenrottung sich für die Nation halten und demgemäß handeln; bald wird die Vernunft, in den Händen ihrer neuen Ausleger, die Emeute in den Straßen und die Bauernaufstände permanent einrichten.

Die Philosophen haben sich eben mit Bezug auf die Vernunft doppelt geirrt. Nicht nur ist die Vernunft dem Menschen nicht angeboren und in der Menschheit nicht allgemein, sondern ihr Einfluß auf das Benehmen des Menschen und der Menschheit ist auch gering. Wenn wir von einigen kühlen, klaren Geistern — Fontenelle, Hume, Gibbon — absehen, in denen die Vernunft vorherrschen kann, weil sie keine Rivalen hat, so ist sie weit entfernt, die erste Rolle zu spielen; diese gebührt anderen Mächten, die mit uns geboren werden und als Urbewohner die Wohnung beibehalten. In dieser Wohnung bleibt der Vernunft stets nur ein schmaler Raum und ihr Amt daselbst ist zumeist untergeordnet. Sie ist wohl oder übel nur ein bequemer Subalternbeamter, ein fortwährend angestifteter Hausadvokat, den die Eigenthümer zur Führung ihrer Prozesse verwenden, und wenn sie ihr öffentlich den Vorrang lassen, geschieht es des Anstandes halber. Sie ernennen sie zwar zur legitimen Souveränin, räumen ihr aber nur eine vorübergehende Autorität ein und sind unter ihrer nominellen Herrschaft Herren im Hause. Die Meister und Herren des Menschen und der Vernunft sind: das physische Temperament, die leiblichen Bedürfnisse, der thierische Trieb, das erbliche Vorurtheil, die Einbildungskraft und die vorherrschende Leidenschaft im allgemeinen, und das per-

sönliche, respektive das Familien-, Kasten-, Partei-Interesse im besondern. Es ist ein schwerer Irrthum, zu glauben, daß die Menschen von Natur gut, großmüthig, sympathisch oder wenigstens sanft, umgänglich und willig sind, sich den gesellschaftlichen Interessen oder denen Anderer zu unterordnen. Die meisten und die stärksten würden, sich selbst überlassen, nur Verwüstungen anrichten. Erstens: wenn es auch nicht ausgemacht ist, daß der Mensch dem Blute nach ein Vetter des Affen sei, so ist es doch sicher, daß er seinem Baue nach ein dem Affen sehr ähnliches Thier ist; er ist mit Augenzähnen versehen, blutgierig und fleischfressend — früher war er auch Menschenfresser — und daher Jäger und Krieger. Er enthält einen Kern von Rohheit, Wildheit, heftigen, zerstörungslustigen Trieben und, wenn er Franzose ist, auch ein gut Stück Heiterkeit, Lachlust und das seltsamste Bedürfniß, zu seinen Verheerungen Grimassen zu schneiden und Possen zu reißen. Man wird ihn bei der Arbeit sehen. Zweitens: Vom Anbeginne an hat ihn seine Lage nackt und arm auf einen undankbaren Boden versetzt, auf dem die Subsistenz schwierig und auf dem er, wenn er nicht verhungern will, gezwungen ist, zu sparen. Daher rührt eine Sucht, zu erwerben, anzuhäufen, zu besitzen, eine Gefräßigkeit und Habgier, die am größten ist in der an die Scholle gefesselten Klasse, die seit sechzig Generationen fastet, um die anderen Klassen zu nähren, und deren Hände sich fortwährend ausstrecken, um den Boden zu ergreifen, dem sie das Getreide abringen. Man wird diese Klasse bei der Arbeit sehen. Drittens: Die feinere geistige Organisation des Menschen hat aus ihm ein sinnendes Wesen gemacht, in dem sich die überhandnehmenden Träume von selbst zu ungeheueren Chimären entwickeln, um seine Befürchtungen, Hoffnungen und Wünsche über alle Maßen zu vergrößern. Daher rührt ein Uebermaß von Empfindsamkeit, plötzlichen Anfällen von Gemüthsbewegung, ansteckenden Verzückungen, unwiderstehlichen Leidenschaftsströmen, Gläubigkeits- und Mißtrauens-Epidemien, kurz, der Enthusiasmus und die Panik, besonders wenn es sich um Franzosen handelt, die ja so leicht erregbar, so mittheilsam, so leicht außer Fassung gebracht sind, so rasch fremde Einflüsse auf sich wirken lassen und denen es an dem natürlichen Ballast mangelt, welchen das phlegmatische Temperament und die einsame Gedan-

kenverdichtung ihren germanischen oder lateinischen Nachbarn aufbürden. Man wird all' diese Eigenschaften bei der Arbeit sehen. In ruhigen Zeiten bemerken wir diese rohen Mächte im Menschen nicht; weil sie eingedämmt sind, erscheinen sie uns nicht mehr gefährlich. Man hält sie für besänftigt oder ertödtet; man glaubt, daß die aufgezwungene Disciplin zur Natur geworden sei und daß sie — gewohnt, zwischen Dämmen dahinzufließen — in ihrem Bette bleiben werden. In Wahrheit aber bleiben sie darin nur, weil sie nicht anders können, wie jede rohe Macht, wie ein Strom oder ein Fluß; der Damm zwingt sie durch seinen Widerstand zur Mäßigung. Gegen ihre Ausschreitungen und Verheerungen hat man eine der ihrigen gleiche Gewalt aufstellen müssen, die ebenso despotisch ist, wie sie, ebenso streng, wie sie drohend sind, jedenfalls aber zwingend und hemmend; anfänglich war es ein Bandenchef, später ein Armee-Befehlshaber, in allen Fällen ein erwählter oder erblicher Gensdarm, der mit wachsamen Augen und rohen Händen und durch Gewaltthaten Furcht einflößt, und mit Hilfe dieser Furcht den Frieden aufrechthält. Um seine Streiche zu leiten und einzuschränken, wendet man verschiedene Mechanismen an: eine vorläufige Verfassung, Theilung der Gewalten, Gesetze, Gerichtshöfe, gesetzliche Formen; aber am Ende sieht doch aus dem ganzen Räderwerk der wirksame Gensdarm hervor, der gegen uns — d. h. gegen den Wilden, den Räuber und den Narren, die in uns, sei es nun gefesselt oder schlummernd, latent sind — bewaffnet ist.

In der neuen Theorie hinwiederum ist es der Gensdarm, gegen den sich alle Grundsätze sträuben, gegen den man allerlei Vorsichtsmaßregeln ergreift, gegen den allseitiges Mißtrauen erwacht. Im Namen der Souveränetät des Volkes entzieht man der Regierung jedwede Autorität, jedwedes Vorrecht, jedwede Initiative, jedwede Dauer und Stärke. Das Volk ist sein eigner Souverän und die Regierung ist nur sein Bevollmächtigter, ja sogar nur sein Bedienter. Zwischen Volk und Regierung wird kein unbestimmter, dauerhafter Vertrag geschlossen, „der nur mit gegenseitiger Zustimmung oder infolge Bruches seitens einer oder beider Parteien gelöst werden könnte." „Es ist gegen die Natur des Staatskörpers, daß der Souverän sich ein Gesetz auferlege, das er niemals soll brechen können." Es gibt keine geheiligte

und unverletzliche Verfassung, „die ein Volk an einmal festgestellte Verfassungsformen fesseln könnte“. . . . . Das Recht, dieselben ändern zu können, ist die erste Garantie für alle anderen Rechte. . . . . Es gibt kein bindendes Grundgesetz — und es kann keins geben — für den Volkskörper, selbst den Gesellschaftsvertrag nicht ausgenommen.“ Wenn ein Fürst, eine Versammlung, eine Obrigkeit sich die Vertreter einer Nation nennen, so ist das lauter Lüge und Anmaßung. „Die Souveränetät kann — aus demselben Grunde, weshalb sie nicht veräußert werden kann — nicht vertreten werden. . . . . Sobald ein Volk sich vertreten läßt, ist es nicht mehr frei, hat es zu existiren aufgehört..... Die englische Nation glaubt frei zu sein, ist es aber nicht immer, sondern nur während der Parlamentswahlen; sobald die Deputirten gewählt sind, ist sie Sklavin, ist sie nichts. . . . . Die Abgeordneten des Volkes sind nicht seine Vertreter, sie können es nicht sein; sie sind nur seine Beauftragten und können nichts definitiv beschließen. Ein Gesetz hat nur dann Giltigkeit, wenn es durch das Volk in Person ratificirt wird. . . . . Es genügt nicht, daß das versammelte Volk die Staatsverfassung einmal festgestellt habe, indem es eine Anzahl von Gesetzen sanktionirte; es bedarf auch permanenter und periodischer Versammlungen, die durch nichts aufgelöst oder vertagt werden können, so daß das Volk am bestimmten Tage durch das Gesetz von selbst berufen werde, ohne daß eine andere formelle Berufung nöthig würde.... In dem Momente, da das Volk auf solche Weise versammelt ist, hört die Macht der Regierung auf, die exekutive Gewalt ist suspendirt,“ die Gesellschaft beginnt von neuem und die ihrer ursprünglichen Unabhängigkeit wiedergegebenen Bürger revidiren auf eine bestimmte Periode nach Belieben den provisorischen Vertrag, den sie nur auf eine bestimmte Periode abgeschlossen hatten. „Diese Versammlungen, deren Zweck die Aufrechthaltung des Gesellschaftsvertrages ist, sollten stets mit zwei Fragen eröffnet werden, die nicht zu vermeiden sind und über die separat abzustimmten ist. Erstens: Beliebt es dem Souverän, die gegenwärtige Regierungsform beizubehalten? Zweitens: Beliebt es dem Volke, die Verwaltung in den gegenwärtig damit betrauten Händen zu belassen?“ Der Vorgang durch welchen ein Volk sich seinen Chefs unterwirft, ist bloß eine Kommission, ein Amt,

in welchem die Chefs als einfache Beamte des Souveräns in des letzteren Namen die Macht ausüben, zu deren Trägern er sie gemacht hat und die er nach Belieben zurücknehmen, beschränken oder ändern kann." Er reservirt sich nicht nur allein „die gesetzgebende Macht, welche ihm gehört und nur ihm gehören kann", sondern er überträgt auch die ausübende Macht nach Belieben und widerruft sie nach Belieben; die sie Ausübenden sind seine Beamten, „die er nach Belieben einsetzen und entlassen kann", und die ihm gegenüber keinerlei Rechte haben. „Sie haben nicht Verträge mit ihm zu schließen, ihm keine Bedingungen zu stellen, ihn zu keiner Verpflichtung zu zwingen, sondern nur zu gehorchen. Man sage nicht, daß unter solchen Umständen kein stolzer und wohlerzogener Mann bei uns wird ein Amt bekleiden wollen und daß unsere Chefs Lakaien-Charaktere werden haben müssen. Wir stellen es ihnen nicht frei, ein Amt anzunehmen oder abzulehnen; wir zwingen ihnen das Amt auf. „In jeder demokratischen Gesellschaft ist die Magistratur keine Sinekure, sondern eine schwere Last, die man, will man gerecht sein, nicht einem Besonderen im Vorzug gegen Andere aufbürden kann." Wir packen unsere Obrigkeit beim Kragen und setzen sie auf ihre Sitze. Sie müssen dem Staat wohl oder übel Frohndienste leisten und sind ärger daran als ein Taglöhner oder ein Diener, denn der erstere arbeitet zu abgemachten Bedingungen und der letztere hat, wenn er davongejagt wird, auf einen Wochenlohn Anspruch. Sobald die Regierung aus dieser demüthigen Stellung herausgeht, usurpirt sie, und die Verfassungen werden erklären, daß in solchen Fällen die Empörung nicht nur das heiligste Recht, sondern auch die erste Pflicht ist. In dieser Hinsicht bestätigt die Erfahrung die Theorie, und das von der Menge ausgelegte Dogma „Souveränetät des Volkes" wird die vollständigste Anarchie zur Folge haben, was so lange dauern wird, bis dasselbe Dogma, von den Chefs ausgelegt, den vollständigsten Despotismus zur Folge haben wird.

IV.

Denn die Theorie hat zwei Seiten, und während sie auf der einen zur fortgesetzten Abschaffung der Regierung führt, führt sie

anderseits zur unbegrenzten Diktatur des Staates. Der neue Vertrag ist kein historischer Pakt wie die Deklaration der Menschenrechte in England (1688) oder wie die holländische Föderation von 1579; diese Verträge wurden zwischen lebenden, wirklichen Menschen geschlossen, bestätigten vorhandene Situationen und fertige Gruppen und dienten dazu, frühere Rechte anzuerkennen, genau festzustellen, zu ergänzen und zu gewährleisten. Vor Abschluß des Gesellschaftsvertrages dagegen gibt es kein wahrhaftes Recht, denn ein solches kann eben erst nach Abschluß jenes Vertrages entstehen. Und dieser Vertrag ist der einzig giltige, weil er der einzige ist, der zwischen ganz gleichen und ganz freien, abstrakten Wesen abgeschlossen wird, die Alle gewissermaßen mathematische Einheiten sind, denselben Werth haben, dieselbe Rolle spielen und deren Harmonie keinerlei Ungleichheit oder Zwang stört. Sobald der Gesellschaftsvertrag abgeschlossen ist, werden alle anderen Verträge ungiltig. Weder Familie, noch Eigenthum, noch Kirche, noch irgend eine andre alte Einrichtung kann im neuen Staate Anspruch auf Raum machen; der Ort, auf dem wir den neuen Staat errichten, muß eigentlich ganz leer sein; wenn wir dennoch darauf einen Theil der alten Bauten stehen lassen, so geschieht es im Namen und zum Nutzen des neuen Staates, dem der ganze Boden gehört. Anderseits ist der Gesellschaftsvertrag auch nicht — nach der amerikanischen Doktrin — eine gegenseitige Versicherungskompagnie, eine den übrigen ähnliche, in ihrem Zweck begrenzte, in ihrer Wirksamkeit und Gewalt beschränkte Gesellschaft, in der die Individuen den besten Theil ihres Vermögens und ihrer Personen für sich behalten, sich besteuern, um Armeen, Polizeien, Gerichtshöfe, Straßen und Schulen, kurz, den ganzen Apparat der hauptsächlichsten Sicherheits- und Nützlichkeits-Einrichtungen aufzubringen, während sie die übrigen lokalen und allgemeinen, geistigen und materiellen Dienstleistungen der Privat-Initiative und den freiwilligen Vereinen, die sich je nach Bedürfniß und Gelegenheit bilden werden, reserviren. Unser neuer Staat ist keine bloße Nützlichkeitsmaschine, kein bequemes Handwerkzeug, dessen sich der Arbeiter bedient, ohne auf die separate Verwendung seiner Hände oder auf die gleichzeitige Handhabung andrer Instrumente zu verzichten. Will unser Staat — das Produkt und der Vertreter der

Vernunft — die letztere zur Herrschaft bringen, darf er sich nichts entgehen lassen. In dieser Hinsicht führt das alte Regiment zum neuen und die bestehende Praxis macht die Geister im vorhinein der neuen Theorie geneigt. Schon längst hat infolge der Verwaltungs-Centralisation der Staat in alles d'reinzureden. „Dieses Reich", sagte Law zu d'Argenson, „wird von dreißig Intendanten ohne Parlamente, ohne Ständeversammlungen und ohne Statthalter regiert. Von diesen dreißig Leuten hängt das Wohl und Wehe, die Unfruchtbarkeit oder Fruchtbarkeit der Provinzen ab." In der That, der König, der Souverän, der allgemeine Vater und Vormund, leitet durch seine Delegirten die lokalen Geschäfte und bringt durch seine geheimen Verhaftsbefehle und durch seine Gunstbezeugungen auch in's Privatleben ein. Ein solches System ist das bequemste Mittel, die Reformen mit einem einzigen Schlage einzuführen; daher sind die Oekonomisten nicht nur weit entfernt, dasselbe einschränken zu wollen, sondern sie wollen es auch noch erweitern; statt die Centralgewalt einzudämmen, denken sie daran, die wenigen ihr entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen. „Bei einer Regierung", sagen Quesnay und seine Anhänger, „ist das System der Gegengewalten unheilvoll; die Spekulationen, aus denen das System der Gegengewichte hervorging, sind chimärisch ..... Wenn der Staat seine Pflichten nur gut versteht, darf man ihm alles übrige überlassen ..... Der Staat muß nach den Grundregeln der Ordnung regieren; thut er es, so lasse man ihn allmächtig sein." Beim Herannahen der Revolution erscheint dieselbe Doktrin wieder, wenn auch unter andrem Namen. Der „Gesellschaftsvertrag" setzt an die Stelle der königlichen die nationale Souveränetät, und die letztere ist noch absoluter als die erstere; im demokratischen Kloster, das Rousseau nach spartanischem und römischem Muster baut, ist das Individuum nichts, der Staat alles.

„Die Klauseln des Gesellschaftsvertrags sind auf eine reducirt, nämlich: das gänzliche Aufgehen jedes Gesellschafters mit all' seinen Rechten in die Gemeinde." Jedermann ohne Ausnahme gibt sich ohne Reserve mit all' seinen Kräften und Gütern hin; nichts, was er früher war oder hatte, hat oder ist er mehr, und was er von nun an haben oder sein wird, fällt ihm nur im Auftrage des Gesellschaftskörpers zu,

der der allgemeine Eigenthümer und Herr ist. Der Staat muß alle, die Privaten gar keine Rechte haben; andernfalls würde es zwischen ihm und ihnen Streitigkeiten absetzen, welche, „da es keinen gemeinschaftlichen Vorgesetzten gibt, der sie entscheiden könnte", nie enden würden. Bringt aber Jeder sich selbst vollständig zum Opfer, „so ist die Harmonie ebenso vollständig wie möglich"; wer auf sich und auf alles andre verzichtet, hat nichts mehr zu fordern.

Ziehen wir die Konsequenzen dieser Prämissen. Vor allem bin ich Eigenthümer meines Vermögens nur aus zweiter Hand und aus Duldung, denn ich habe es durch den Gesellschaftsvertrag veräußert; „es bildet nun einen Theil des öffentlichen Vermögens", und wenn ich dennoch die Nutznießung habe, so ist es der Fall infolge einer Erlaubniß des Staates, dessen „Depositär" ich werde. Und man sage nicht, daß diese Gnade eine Wiedererstattung sei; „indem die Gesellschaft die Güter der Privaten annimmt, ist sie weit entfernt, sie derselben zu berauben; sie setzt nur an die Stelle der Anmaßung das wahre Recht, an die Stelle des Genusses den Besitz." Vor dem Gesellschaftsvertrag war ich wohl auch Besitzer, aber nur de facto, nicht de jure, ja, wenn mein Vermögen groß war, sogar ungerechterweise, denn „jeder Mensch hat naturgemäß ein Recht auf alles, was er braucht", und wenn ich mehr als das besaß, so bestahl ich meine Mitbürger. Ich bin daher des Staates Schuldner, nicht er der meinige, und er gibt mir nicht mein Vermögen zurück, sondern zwingt mir das seinige auf. Daraus folgt, daß er an sein Geschenk Bedingungen knüpfen, den davon zu machenden Gebrauch einschränken, das Erb- und Schenkungsrecht regeln kann. „Die Natur will, daß das Besitzrecht sich nicht über den Tod hinaus erstrecke; ist Jemand gestorben, so gehört sein Vermögen nicht mehr ihm. Wenn man ihm nun dennoch Bedingungen angibt, unter denen er darüber verfügen kann, so ist das nicht, wie es den Anschein hat, eine Aenderung seines Rechtes, sondern thatsächlich eine Erweiterung desselben." In jedem Falle ist mein Rechtstitel als Resultat des Gesellschaftsvertrages ebenso prekär wie dieser selbst und ein neues Uebereinkommen kann ihn einschränken oder aufheben. „Der Souverän kann sich nach dem Gesetze des Vermögens aller bemächtigen, gerade wie dies im lykurgischen

Sparta geschah.“ In unsrem weltlichen Kloster ist alles, was jeder Mönch besitzt, ein vom Kloster widerrufliches Geschenk.

Ferner ist dieses Kloster ein Seminar. Ich habe nicht das Recht, meine Kinder zu Hause nach Gutdünken zu erziehen. „Ebensowenig wie man die Vernunft allein über die Pflichten eines Menschen entscheiden läßt, sollte man der Einsicht und den Vorurtheilen der Väter die Erziehung der Kinder umsoweniger überlassen, als dieselbe für den Staat noch wichtiger ist denn für die Väter ..... Wenn die öffentliche Gewalt dadurch, daß sie diese wichtige Funktion übernimmt, d. h. die Pflichten der Väter erfüllt, — die Rechte der letzteren erwirbt, so haben die Väter umsoweniger Ursache, sich darüber zu beklagen, als sie ja in dieser Hinsicht nur den Namen wechseln; gemeinschaftlich werden sie als ‚Bürger‘ über ihre Kinder dieselbe Autorität ausüben, die sie als ‚Väter‘ getrennt ausgeübt hätten.“ Mit anderen Worten: Sie werden nicht mehr Väter, sondern Schulinspektoren sein; das bleibt sich gleich und kann keinen Beschwerdegrund abgeben. Gerade so war es in Sparta; dort gehorchten die Kinder allen gleichmäßig. „Die öffentliche Erziehung nach von der Regierung vorzuschreibenden Regeln und unter der Anleitung von durch den Souverän einzusetzenden Behörden ist eines der Hauptprinzipien der legitimen oder nationalen Regierung.“ „Die öffentliche Erziehung verleiht den Seelen die nationale Form. Auf die Dauer werden die Völker sein, was die Regierungen aus ihnen machen: Krieger, Bürger, Kanaillen, ganz nach Belieben ..... Wer einen Begriff von öffentlicher Erziehung bekommen will, lese Plato's ‚Republik‘. Gut sind jene socialen Einrichtungen, die den Charakter des Menschen am besten ändern, seine absolute Existenz in eine relative verwandeln und das ‚Ich‘ in eine gemeinschaftliche Einheit umgestalten können, so daß sich jeder Private nicht mehr für ein Ganzes, sondern für einen Theil halte. Das Kind soll von dem Momente an, da es die Augen öffnet, bis zu seinem Tode nichts als das Vaterland sehen. Man muß es daran gewöhnen, sich stets nur in seinen Beziehungen zum Staatskörper zu betrachten.“ So wurde es im lykurgischen Sparta gehalten. „Da alle verfassungsmäßig gleich sind, müßten sie zusammen und gleichmäßig erzogen werden.“ Mindestens müssen sie alle an den öffentlichen Uebungen,

Wettrennen, Kraftspielen theilnehmen, „um sich an die Regel, die Gleichheit, die Brüderlichkeit, den Wetteifer zu gewöhnen", um zu lernen, „unter den Augen ihrer Mitbürger zu leben und die öffentliche Anerkennung zu suchen." Durch jene Spiele werden sie zeitlich zu Demokraten, denn, da die Preise nicht nach dem Belieben Einzelner, sondern nach dem Beifalle der Menge vertheilt werden, gewöhnen sie sich daran, die legitime Souveränin — die Entscheidung des versammelten Volkes — als solche anzuerkennen. Es wird stets das vornehmste Interesse des Staates sein, sich solche Willen zu erziehen, mittelst deren er dauerhaft wird, solche Stimmen vorzubereiten, durch die er aufrechterhalten wird, die ihm feindlichen Leidenschaften aus den Gemüthern zu entfernen und sie durch ihm günstige zu ersetzen, seinen künftigen Bürgern die Gefühle und Vorurtheile beizubringen, deren er bedürfen wird. Wenn er sich nicht an die Kinder hält, wird er sich auch nicht an die Erwachsenen halten können. In einem Kloster werden die Novizen eine klösterliche Erziehung erhalten müssen; sonst wird es, wenn sie erwachsen sein werden, kein Kloster mehr geben.

Endlich hat unser weltliches Kloster seine Religion, eine weltliche Religion. Bekenne ich eine andre, so geschieht es mit des Klosters gnädiger Zustimmung und unter Beschränkungen. Naturgemäß ist unser Kloster gegen andre Vereinigungen feindselig gestimmt; sie sind seine Rivalen, geniren es, nehmen den Willen seiner Mitglieder in Beschlag und fälschen deren Stimmen. „Um den Ausdruck des allgemeinen Willens zu erhalten, ist es wichtig, daß es im Staate keine Theilgesellschaft gebe und daß jeder Bürger nur nach sich selber votire . . . . . Alles, was die sociale Einheit stört, taugt nichts", und es wäre für den Staat besser, gäbe es keine Kirche. Jede Kirche ist verdächtig und wenn ich Christ bin, wird mein Glaube mit scheelen Augen angesehen. Nach dem neuen Gesetzgeber „ist nichts dem socialen Geist so entgegengesetzt wie das Christenthum und eine Gesellschaft wahrer Christen wäre keine menschliche Gesellschaft mehr, denn das ‚Reich Christi ist nicht von dieser Welt'." Der Christ kann sich nicht für den neuen Staat begeistern, weil er in seinem Gewissen gebunden ist, die Tyrannen zu unterstützen, weil sein Gesetz „nur Dienstbarkeit und

Abhängigkeit predigt, weil er zum Sklaven bestimmt ist", und aus einem Sklaven wird man nie einen Bürger machen. Die Worte „Republik" und „christlich" schließen einander aus. Wenn mir nun die künftige Republik erlaubt, Christ zu sein, so gilt dabei die stillschweigende Bedingung, daß meine Lehre auf meinen Geist beschränkt bleibe und nicht auch mein Herz ergreife. Bin ich Katholik — und die meisten Franzosen sind es —, so bin ich noch schlechter daran, denn der Gesellschaftsvertrag duldet keine unduldsame Religion und eine die anderen Sekten verwerfende Sekte ist ein öffentlicher Feind; wer zu sagen wagt, die Kirche sei allein seligmachend, sollte aus dem Staate verjagt werden. Bin ich hingegen Freidenker, Positivist oder Skeptiker, so komme ich nicht besser heraus. „Es gibt eine bürgerliche Religion, ein Glaubensbekenntniß, dessen Artikel vom Souverän zu bestimmen sind, nicht gerade wie Religionsdogmen, sondern als Geselligkeitsgefühle, ohne die man unmöglich ein guter Bürger oder ein treuer Unterthan sein kann. Diese Artikel sind: Die Existenz einer mächtigen, verständigen, wohlthätigen, vorhersehenden, fürsorgenden Gottheit; ein jenseitiges Leben; das Glück der Gerechten und die Züchtigung der Bösen; die Heiligkeit des Gesellschaftsvertrages und der Gesetze. Ohne, daß man Jemanden zwingen könnte, an diese Dinge zu glauben, würde man Jeden, der nicht daran glaubt, aus dem Staate verbannen müssen, nicht weil er nicht fromm ist, sondern weil er ungesellig und unfähig ist, die Gesetze, die Gerechtigkeit zu lieben und sein Leben im Nothfalle seiner Pflicht zum Opfer zu bringen." Man hüte sich, dieses Glaubensbekenntniß als leere Ceremonie aufzufassen, — eine neue Inquisition wird dessen Aufrichtigkeit überwachen. „Wenn Jemand, der sich zu diesen Dogmen öffentlich bekannt hat, sich dann benimmt, als würde er sie nicht glauben, so werde er mit dem Tode bestraft; er hat das größte aller Verbrechen begangen: er hat vor dem Gesetz gelogen." Man sieht deutlich, wir haben es mit einem Kloster zu thun.

V.

All' diese Artikel sind nothgedrungene Folgen des Gesellschaftsvertrages. Sobald ich mich einer Körperschaft einverleibe und nichts für mich reservire, verzichte ich schon hiedurch auf meine Güter, meine Kinder, meine Kirche, meine Meinungen. Ich höre auf, Besitzer, Vater, Christ, Denker zu sein; der Staat versieht diese Funktionen für mich. An die Stelle meines Willens tritt der öffentliche Wille, d. h. de jure die wechselnde Willkür einer gezählten Mehrheit, de facto die strenge Willkür der die öffentliche Gewalt in Händen habenden Versammlung, Partei oder Person. In dieser Hinsicht wird die Verblendung alle Grenzen überschreiten. Schon im ersten Jahre wird Grégoire in der Konstituante sagen: „Wir könnten, wenn wir wollten, die Religion ändern, aber wir wollen nicht." Ein bischen später wird man es wollen und es ausführen; man wird erst die Holbach'sche, dann die Rousseau'sche Religion einführen, und man wird noch manches andere wagen. Im Namen der Vernunft, die der Staat allein vertritt und auslegt, wird man alles zerstören und reformiren: alle Gebräuche, die Feiertage, die Ceremonien, die Kostüme, die Zeitrechnung, den Kalender, die Maße, Gewichte, Monats- und Wochennamen, die Benennungen der Jahreszeiten, Tage, Orte und Monumente, die Tauf- und Familien-Namen, die Höflichkeitsansprachen, den Redeton, das Grüßen, die Sprech- und Schreibweise, so daß der Franzose — wie einst der Quäker oder Puritaner — bis in's innerste Wesen umgemodelt wird und in den geringsten Details seines Handelns und seines Aeußern die Herrschaft des allmächtigen Prinzips, das ihn erneuert, und der unbeugsamen Logik, die ihn regiert, offenbart. So wird das Endresultat und der höchste Triumph der klassischen Vernunft beschaffen sein. Da sie sich in engen Gehirnen befindet, die nicht zwei Ideen zusammen enthalten können, wird sie zu einer kalten oder wüthenden Monomanie, verlegt sich mit Erbitterung auf die Zerstörung und Verlästerung alles Bestehenden und auf die Errichtung eines Millenniums, und das alles im Namen eines chimären Vertrages, der zugleich anarchisch und despotisch ist, die Empörung ent-

fesselt und die Diktatur rechtfertigt, und das alles, um eine widersprechende Ordnung zu erzielen, die bald einer tollen Bacchanalie, bald einem spartanischen Kloster gleicht, und um an die Stelle des lebenden, dauerhaften, von der Geschichte langsam gebildeten Menschen einen Stegreif-Automaten zu setzen, der von selbst zerbröckeln wird, sobald die äußere mechanische Kraft, die ihn bis dahin gestützt, nicht länger vorhanden sein wird.

Viertes Buch.

Die Ausbreitung der Doktrin.

Quellen:

Andrews (John), A comparative view of the French and English nations. (1785.)
Archives nationales: a) Protokolle der Ständeversammlungen, Bände 13, 16, 29, 49, 150; b) Protokolle der Provinzialversammlungen, H. 1149 und 1418, F. 14 und 2073, O¹. 738.
Argenson (d'), Mémoires. IV., VI., VII., VIII.
Aubertin, L'esprit public au 18ème siècle.
Barbier, Journal. II., III.
Barentin (de), Mémoires.
Beugnot, Mémoires.
Bonhomme (H.), Journal et mémoires de Collé.
Burke, Reflections on the French Revolution. (1790.)
Cassagnac (Granier de), Les causes de la révolution française.
Champfort, Caractères et anecdotes.
Chateaubriand, Mémoires. I.
Clerget, Le cri de la raison. (1789.)
Diderot: a) Le rêve de d'Alembert; b) le neveu de Rameau; c) entretien d'un philosophe avec la maréchale de . . . .
Diderot (Mademoiselle), Mémoire sur Diderot.
Dulaurens, Le compère Mathieu. (1766.)
Dumas (Mathieu), Mémoires. I.
Galiani, Correspondance.
Geffroy, Gustave III et la cour de France.
Genlis (Mad. de): a) Mémoires, I.; b) Adèle et Théodore. I., II.
Goncourt (de), La femme au 18ème siècle.
Grange (Marquise de la), Correspondance de Laurette de Malboissière. (September und November 1762.)
Grimm, Correspondance littéraire. III.
Lacretelle: a) Dix ans d'épreuve; b) histoire de la France au 18ème siècle. V.
Lafayette, Mémoires. III.

Lauzun (Duc de), Mémoires.
Lavergne (Léonce de), Les assemblées provinciales.
Maistre (Joseph de), Oeuvres inédites.
Malouet, Mémoires. I.
Marmont (Maréchal), Mémoires. I.
Marmontel, Mémoires. II.
Meilhan (Sénac de), Du gouvernement, des moeurs et des conditions en France.
Mercier, Tableau de Paris. III., IV.
Mercure Britannique; tome II.
Métra-Imbert, Correspondance secrète.
Montaugé (Théron de), L'agriculture et les classes rurales dans le pays Toulousain.
Montesquieu: a) Esprit des lois; b) lettres persanes.
Montigny (Lucas de), Mémoires de Mirabeau. I.
Montlosier (de), Mémoires. I.
Morellet, Mémoires. I,
Morris (Governor), Correspondence. II. (1790.)
Noailles (Vicomtesse de), Vie de la princesse de Poix.
Prudhomme, Résumé des cahiers; 3 Bände.
Reynaud (Jean), Vie et correspondance de Merlin de Thionville.
Rivarol, Mémoires. I.
Roland (Mad.), Mémoires.
Romilly (Sam.), Mémoires. I.
Rousseau (J.-J.): a) La nouvelle Héloïse; b) Émile; c) Confessions; d) Le contrat social; e) Rousseau jugé par Jean-Jacques; f) discours sur l'inégalité.
Roux et Buchez, Histoire parlementaire. I.
Sainte-Beuve: a) Causeries du lundi, II.; b) nouveaux lundis. VIII.
Sédaine, Le philosophe sans le savoir.
Ségur (de), Mémoires.
Siéyès, Qu'est-ce que le Tiers?
Stendhal-Beyle, Rome, Nâples et Florence.
Tilly (de), Mémoires. I.
Tocqueville (de), L'ancien régime et la révolution.
Vaublanc (de), Souvenirs. I.
Vigée-Lebrun (Mad.), Souvenirs. I.
Villemain, Tableau de la littérature au 16ème siècle. IV.
Voltaire: a) Entretiens entre A, B, C; b) Dictionnaire philosophique; c) traité de métaphysique; d) lettres sur les Anglais; e) Candide; f) la princesse de Babylone; g) les oreilles du comte de Chesterfield; h) mémoires; i) le siècle de Louis XIV.; j) le siècle de Louis XV.
Walpole (Horace), Letters and correspondence.
Young (Arthur), Travels in France. I.

Erstes Kapitel.

Erfolge der Doktrin in Frankreich.

I. Warum die Doktrin in England nicht erfolgreich ist. Die Kunst, zu schreiben, ist in Frankreich hoch entwickelt und dient zur Verbreitung der neuen Ideen. Warum die Philosophie in den Salons heimisch wird. — II. Warum die Philosophie populär wird. — III. Warum sie angenehm wird. — IV. Die Meister: Montesquieu, Voltaire, Diderot, Rousseau. „Die Hochzeit des Figaro.“

Analoge Theorien haben mehrmals die Phantasie der Menschen durchkreuzt und werden sie noch mehrmals durchkreuzen. Zu allen Zeiten und in allen Ländern genügt es, daß die Begriffe von der menschlichen Natur sich beträchtlich ändern, um sofort auf dem Gebiete der Politik und Religion Utopien und Entdeckungen entstehen zu lassen. Aber das genügt nicht, damit die neue Doktrin sich verbreite oder gar aus der Theorie in die Praxis übergehe. Die Philosophie des 18. Jahrhunderts ist wohl in England entstanden, hat sich aber dort nicht entwickeln können, denn dort ist das Zerstörungs- und Wiederherstellungsfieber nur vorübergehend und schwach gewesen. Deïsmus, Atheïsmus, Materialismus, Skepticismus, Ideologie, Rückkehr zur Natur, Erklärung der Menschenrechte, alle Kühnheiten Bolingbroke's, Collins's, Toland's, Tindal's, Mandeville's, Hume's, Hartley's, James Mill's und Bentham's, alle revolutionären Theorien waren dort Treibhauspflanzen, die wohl in der Studirstube eines Denkers hie und da aufblühten, in der freien Luft aber nach kurzer Blüthezeit unter der Konkurrenz der alten Vegetation, der der Boden bereits längst gehörte, zu Grunde gingen. Von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ab hat kein Engländer die Werke der englischen Freidenker gelesen. In Frankreich dagegen vegetirt und gedeiht das aus England importirte Samenkorn auf's vortrefflichste und steht von der „Regentschaft“ ab in hoher Blüthe. Die „Persischen Briefe“ Montesquieu's (1721) enthalten im Keim alle wichtigen Ideen des Jahrhunderts. Als wäre es vom Boden und vom Klima besonders begünstigt, nimmt das Samenkorn alle Felder in Anspruch und braucht Luft und Licht für sich allein; kaum daß es in seinem Schatten ein paar feindliche Zwergpflanzen, Ueber-

bleibsel einer frühern Flora duldet, wie Rollin oder Saint=Martin. Die neue Vegetation besetzt die Akademie, das Theater, die Salons und herrscht in allen Gesprächen vor. Dies geschieht durch ihre großen und kleinen Bäume, durch ihr endloses Dickicht und Buschwerk, durch ihre niedrigen Pflanzen, durch die Menge ihrer Schriftsteller, Denker, Journalisten, Sammler und Schwätzer, durch die Elite und den Pöbel der Philosophie, Wissenschaft und Literatur. Alle großen Köpfe des Jahrhunderts sind ihre Sprößlinge und dabei befinden sich einige der größten, die die Menschheit je hervorgebracht. Der Grund von alledem ist, daß das Samenkorn auf fruchtbaren Boden gefallen ist; im Lande der urtheilenden Vernunft, des klassischen Geistes begegnet es keinen Rivalen, die es ersticken, wie auf der andern Seite des Kanals ~~la Manche~~ und es findet sofort nicht nur Lebenssaft, sondern auch die nöthige Verbreitung.

I.

Das Werkzeug zu dieser Verbreitung ist „die Kunst des Wortes, die auf die ernstesten Dinge angewendete Beredsamkeit, das Talent, alles aufzuklären. . . . . Die guten Schriftsteller dieser Nation drücken die Dinge besser aus als die jeder andern Nation. . . . . Ihre Bücher belehren die Gelehrten nicht über vieles, aber durch die Kunst des Wortes beherrschen sie die Menschen; die Menge, die durch den harten Stil und den abscheulichen Geschmack der anderen wissenschaftlichen Werke vom Heiligthum der Wissenschaften ferngehalten wird, kann den Reizen der französischen Methode und Schreibart nicht widerstehen." So liefert denn der klassische Geist nicht nur die Ideen selbst, sondern auch das Mittel zu ihrer Verbreitung, und die Theorien des 18. Jahrhunderts gleichen mit Flügeln versehenen Samenkörnern, die von selbst über die Felder fliegen. Alle Bücher werden für Weltmänner und selbst für Weltdamen geschrieben. In Fontenelle's „Mehrheit der Welten" ist die Hauptperson eine Marquise. Voltaire schreibt seine „Metaphysik" und seinen „Essai über die Sitten" für Mad. du Chatelet, Rousseau seinen „Emil" für Mad. d'Epinay. Condillac verfaßt die „Abhandlung über die Empfindungen" nach den Ideen des Fräuleins

Ferrand und ertheilt jungen Mädchen Rathschläge über die Art, seine „Logik" zu lesen. Baudeau richtet sein „Wirthschaftsgemälde" an eine Dame und erklärt ihr dasselbe. Die tiefste aller Schriften Diderot's ist ein Gespräch des Fräuleins de l'Espinasse mit d'Alembert und Bordeu; seine Briefe über die Blinden, Tauben und Stummen sind ganz oder theilweise an Damen gerichtet. Inmitten seines „Geistes der Gesetze" ruft Montesquieu die Musen an. Fast jedes Werk geht aus einem Salon hervor, und in der Regel ist es in einem Salon gelesen worden, bevor es dem Publikum übergeben wird. In dieser Hinsicht ist die Gewohnheit so stark, daß sie selbst Ende 1789 noch fortdauert. Die Reden in der Nationalversammlung werden ebenfalls Bravourstücke sein, die man vorher im Salon den Damen vorliest. Der praktische amerikanische Gesandte erläutert Washington mit ernster Ironie die hübsche akademisch-literarische Parade, welche den politischen und öffentlichen Wettkämpfen vorangeht. „Die Reden werden im vorhinein in einem kleinen Kreis junger Herren und Damen vorgelesen; unter den letzteren befindet sich gewöhnlich die schöne Freundin des Redners oder die Schöne, die er zu seiner Freundin zu machen wünscht. Die Gesellschaft ertheilt höflichst ihre Billigung, es sei denn, daß die dort tonangebende Dame etwas auszusetzen findet, wodurch der Verfasser natürlich veranlaßt wird, seine Arbeit umzuändern, wenn auch nicht immer zu verbessern."

Es kann nicht Wunder nehmen, daß unter solchen Verhältnissen die Philosophen von Profession zu Weltmännern werden; nie und nirgends waren sie es so sehr. „Das größte Vergnügen eines genialen, wissenschaftlichen Mannes besteht hier darin, im glänzenden Kreise von Modeleuten zu regieren."*) Während die englischen Gelehrten sich mürrisch in ihren Büchern vergraben, für sich leben und in der Gesellschaft nur als „politische Frohndiener" — d. h. als Journalisten und Broschürenschreiber im Dienste einer Partei — auftreten, werden die französischen jeden Abend zum Speisen geladen

*) „Zu bedauern ist, wer glaubt, in einem Londoner glänzenden Kreise wohl aufgenommen zu werden, bloß weil er z. B. Mitglied der Royal Society ist. Anders in Paris; hier ist jedes Mitglied der Akademie der Wissenschaften eines trefflichen Empfanges sicher." (Arthur Young.)

und bilden die Zierden und Unterhaltungsmittelpunkte der Salons.*) Jedes große Haus hat seinen Hausphilosophen, später seinen Hausökonomisten und -Gelehrten. Ein solches Publikum erlegt den Literaten die Verpflichtung auf, noch mehr Schriftsteller als Philosoph zu sein. Der Denker wird genöthigt, seinen Sätzen mindestens ebensoviel Aufmerksamkeit zuzuwenden wie seinen Gedanken; er darf nicht bloßer Stubengelehrter sein. Er ist kein vor seinen Folianten sitzender deutscher Professor; kein in Betrachtungen vertiefter Metaphysiker mit einem Auditorium von notizennachschreibenden Schülern und einem Leserkreis, der sich mit dem Lesen Mühe zu nehmen geneigt ist; kein Kant, der sich eine eigene Sprache macht, vom Publikum verlangt, daß es dieselbe lerne, und das Zimmer nur verläßt, um in den Vortragssaal zu gehen. In Frankreich sind sie Alle Meister in der Kunst des Wortes; der Mathematiker d'Alembert veröffentlicht Abhandlungen über die Beredsamkeit; der Naturforscher Buffon hält eine Rede über den Stil; der Rechtslehrer Montesquieu schreibt einen Essai über den Geschmack, der Psycholog Condillac einen Band über die Kunst, zu schreiben. Darin besteht ihr größter Ruhm, daß die Philosophie ihnen ihren Einzug in die feine Welt verdankt, daß sie diese aus dem Lehrsaal, dem Klub und der Studirstube in die Gesellschaft, in die Konversation verpflanzt haben.

II.

Bei Diderot findet sich folgendes Gespräch:

„Frau Marschallin, ich muß Ihnen die Dinge von einem etwas hohen Standpunkte aus erläutern."

„Ihr Standpunkt kann wie hoch immer sein, wenn ich Sie nur verstehe."

„Wenn Sie mich nicht verständen, läge der Fehler an mir."

„Sie sind sehr höflich, aber ich muß Ihnen sagen, daß ich nie etwas andres gelesen habe, als mein Gebetbuch."

*) Wer in England Bücher schreibt, von dem glaubt man, daß er auf die Gesellschaft der Regierenden und der Lachenden verzichte. Das Leben der d'Alembert's und Bailly's dagegen war ebenso angenehm wie das eines Seigneurs. Sie findet man in herzöglichen Salons. . . . ." (Stendhal.)

Das thut nichts zur Sache und die hübsche Frau philosophirt unter geschickter Anleitung, ohne es zu wissen, definirt ohne sonderliche Schwierigkeiten das Gute und das Böse, versteht und beurtheilt die höchsten Lehren der Moral und der Religion. Die Schreibkünstler des 18. Jahrhunderts wenden sich an Leute, die das Leben genau kennen, gewöhnlich aber die Rechtschreibung nicht verstehen, die auf alles neugierig, aber auf nichts vorbereitet sind; es handelt sich darum, solchen Leuten die Wahrheit zugänglich zu machen. Wissenschaftliche oder abstrakte Ausdrücke müssen sie aus dem Spiele lassen, da ihr Publikum nur die Konversations-Ausdrücke duldet. Das ist aber kein Hemmniß; mit dieser Sprache läßt sich leichter über Philosophie reden, als über Rangstreitigkeiten oder Toiletten. Denn bei jeder allgemeinen Frage hängt alles von irgendeinem einfachen Hauptbegriff ab: in der Mathematik von der Einheit, dem Maße, der Masse, der Bewegung; in der Psysiologie von den Organen, den Funktionen, dem Leben; in der Psychologie von den Empfindungen, dem Schmerz, dem Vergnügen, dem Begehren; in der Politik und Moral von der Nützlichkeit, dem Vertrag, dem Gesetz; in der Volkswirthschaft vom Gewinn, Werth, Produkt, Tausch; und ähnlich sind in den übrigen Wissenschaften alle Begriffe aus der gewöhnlichen Erfahrung gezogen, woraus folgt, daß man die Begriffe ändern und präcisiren kann, wenn man mittels bekannter Beispiele, Historietten, Anekdoten und angenehmer kleiner Erzählungen an die gewöhnliche Erfahrung appellirt. Dann bleibt nur noch übrig, den Zuhörer Schritt für Schritt bis zu den letzten Konsequenzen zu führen. „Hat die Frau Marschallin die Güte, sich an ihre Definition zu erinnern?" „Sie nennen das eine Definition?" „Ja." „Das ist also Philosophie?" „Vorzügliche." „Ich habe also philosophirt!" „Wie man Prosa schreibt, ohne Absicht." Das übrige ist nur Sache des Raisonnements, d. h. der Anlage, der richtigen Fragestellung, des Fortschritts in der Analyse. Aus den solchergestalt erneuten und veränderten Begriffen läßt man die nächste Wahrheit hervorgehen, aus dieser dann eine zweite, die an die erste grenzt und so fort bis zum Ende, ohne daß man etwas andres zu thun hätte, als Schritt für Schritt fortzuschreiten und kein Mittelglied auszulassen.

Mit dieser Methode kann man alles erklären, alles verständlich

machen, selbst den Frauen, selbst den Weltdamen. Diese Methode macht im 18. Jahrhundert das ganze Wesen der Talente, das ganze Gewebe der Meisterwerke, die ganze Klarheit, Popularität, Autorität der Philosophie aus. Sie ist es, die einen Fontenelle, einen Voltaire, einen Rousseau, einen Buffon, einen Galiani, einen d'Alembert, einen Laplace, einen Condillac beseelt, und sie wird von letzterem zur Theorie erhoben. Diese erhält als „Ideologie" bald die Bedeutung eines Dogmas und scheint damals die ganze Methode zu resumiren. Jedenfalls resumirt sie wenigstens den Vorgang, durch welchen die Philosophen des Jahrhunderts ihr Publikum gewonnen, ihre Doktrin verbreitet und ihre Erfolge erzielt haben.

III.

Mit Hilfe dieser Methode macht man sich verständlich; um aber auch gelesen zu werden, bedarf es noch andrer Dinge. Ich vergleiche das 18. Jahrhundert einer Tischgesellschaft; es genügt nicht, daß die Speisen ihnen vorgelegt werden und daß dieselben zubereitet, angenehm eßbar und leicht verdaulich seien; dieselben müssen auch Leckerbissen sein. Der Geist ist ein Feinschmecker und will mit schmackhaften, zarten, seinem Gaumen behagenden Gerichten bedient sein; er wird destomehr essen, jemehr die Sinnlichkeit den Appetit reizen wird. Zwei besondere Gewürze kommen in der Küche des Jahrhunderts vor und verleihen — je nach der betreffenden Hand — allen literarischen Speisen eine grobe oder feine Würze. In einer epikuräischen Gesellschaft, welcher man die Rückkehr zur Natur und die Rechte des Instinkts predigt, bieten sich die wollüstigen Bilder und Gedanken von selbst dar; es ist das eine Büchse voll appetitreizender Spezereien, die von Jedermann gebraucht und mißbraucht, von Manchen gänzlich geleert wird. Und wir sprechen da nicht bloß von der geheimen Literatur, von den außerordentlichen Büchern, die die Gouvernante der königlichen Kinder, Mme d'Andlau, liest und die sich in die Hände der Töchter Ludwig XV. verirren; auch nicht bloß von anderen, noch seltsameren Werken, in denen das philosophische Raisonnement als Mittelglied zwischen Kupferstichen und Zoten erscheint und die unter

dem Titel „Pariser Stunden" auf den Toilettentischen der Hofdamen liegen. Wir wollen hier nur von den großen Männern, den Herren des öffentlichen Geistes sprechen. Mit Ausnahme Buffon's würzen Alle ihre Sauce mit Zoten oder Derbheiten. Man findet solche selbst im „Geist der Gesetze"; eine Menge gibt es in den „Persischen Briefen;" in seinen zwei großen Romanen theilt Diderot sie wie bei einer Orgie mit vollen Händen aus. Auf jeder Seite Voltaire's krachen sie zwischen den Zähnen wie Pfefferkörner. Man begegnet ihnen — und zwar nicht pikant, sondern scharf und brennend — in der „Neuen Heloïse", in vielen Stellen im „Emil" und vom Anfang bis zum Ende der Rousseau'schen „Bekenntnisse." Sie gehörten eben zum Geschmacke der Zeit. Der ernste, würdige Malesherbes wußte Voltaire's „Pucelle" auswendig; der düstere Saint-Just schrieb ein Gedicht, das an Schlüpfrigkeit dem soeben genannten nicht nachsteht, und die edle Girondistin Madame Roland hinterließ Bekenntnisse, die nicht minder gewagt und detaillirt sind, als die Rousseau's.

Anderseits gibt es noch eine zweite Büchse, die das alte gallische Salz, d. h. Scherz und Spott, enthält. Diese öffnet sich angelweit in den Händen einer Philosophie, welche die Souveränetät der Vernunft proklamirt, denn was der Vernunft widerspricht, ist absurd, also lächerlich. Sobald eine geschickte Handbewegung einer Dummheit die erbliche, feierliche Maske schonungslos abgerissen, empfinden wir jene seltsame Zuckung, die die zwei Mundwinkel auseinanderbringt, die Brust erschüttert und uns ein Gefühl plötzlicher Befreiung, wiedererlangter Ueberlegenheit, vollbrachter Rache und ertheilter Gerechtigkeit empfinden läßt. Aber je nach der Art, wie die Maske abgerissen wird, kann das Lachen leicht oder geräuschvoll, zurückhaltend oder ungemessen, liebenswürdig und heiter oder bitter und sardonisch sein. Der Scherz umfaßt alle Nüancen von der Possenreißerei bis zur Entrüstung; kein literarisches Gewürz liefert soviele Varietäten und Mischungen und verbindet sich so gut mit dem andern Gewürz. Beide Gewürze waren seit dem Mittelalter die Hauptbestandtheile der angenehmsten Delikatessen der französischen Küche: der leichten, boshaften Epen, Erzählungen, Anekdoten, des ewigen Erbtheils einer muntern, schlüpfrigen Race, das Lafontaine inmitten der Pracht und des Ernstes des 17. Säkulums bewahrt hat

und das im 18. Jahrhundert überall im philosophischen Gewande wiedererscheint. Die philosophische Tafel ist gut besetzt und der Reiz für die glänzende Gesellschaft, deren Hauptgeschäft in Vergnügen und Unterhaltung besteht, ist umso lebhafter, als diesmal die flüchtige Neigung mit dem erblichen Instinkt im Einklang steht und der Zeitgeschmack dem Nationalgeschmack zu Hilfe kommt. Dazu kommt die hohe Kunst der Köche, ihr Talent, die Gewürze zu mischen und zu beschönigen, die Speisen mannigfach zu machen und anzuordnen, ihre sichere Hand, ihr feiner Gaumen, ihre Erfahrungen, die Tradition und die Praxis, die seit bereits hundert Jahren die französische Prosa zur delikatesten Geistesnahrung machen. Was Wunder, wenn sie das Geschick haben, das menschliche Wort nach Belieben zu drechseln, die Quintessenz daraus zu ziehen und die ganze Annehmlichkeit daraus zu destilliren.

IV.

In dieser Hinsicht sind vier dieser Köche den anderen überlegen: Montesquieu, Voltaire, Diderot, Rousseau. Es scheint, daß die Nennung ihrer Namen genügt, denn das moderne Europa besitzt keine größeren Schriftsteller; dennoch muß man ihr Talent des Näheren beleuchten, wenn man ihre Macht richtig auffassen will. Was Ton und Form betrifft, nimmt Montesquieu den ersten Rang ein. Kein andrer ist so sehr Herr über sich selbst, äußerlich so ruhig und seines Wortes so sicher. Seine Stimme ist nie geräuschvoll, er sagt die stärksten Dinge maßvoll; Gesten, Ausrufungen, hinreißender Schwung, alles, was der Wohlanständigkeit widerspricht, vermeidet er stolz, taktvoll und reservirt. Er scheint stets zu einem kleinen gewählten Zirkel scharfsinniger Leute zu reden und sie bei jeder Gelegenheit ihren eigenen Scharfsinn fühlen zu lassen; es gibt keine feinere Schmeichelei und wir sind ihm dankbar, weil er uns mit unsrem Geist zufrieden macht. Und um ihn zu lesen, muß man selbst wirklich Geist haben, denn absichtlich kürzt er die Entwicklungen ab, läßt er die Uebergänge weg, und uns kommt es zu, die nöthigen Ergänzungen zu machen, zwischen den Zeilen zu lesen, Halbverschwiegenes zu verstehen. Er hält eine strenge Ordnung ein, läßt aber davon nichts merken; seine

abgehackten Sätze stehen nebeneinander wie Kassetten oder Schmuckkästchen, die bald ein einfaches, kahles Aeußere haben, bald prächtig geziert und ciselirt, stets aber gefüllt sind. Oeffnet man sie, so findet man, daß jedes einen Schatz enthält; da liegt in engem Raume eine Masse Reflexionen, Gemüthsbewegungen, Entdeckungen beisammen, und unser Genuß wird dadurch, daß man all' diese Schätze in einer Minute erfassen und mit einer Hand umspannen kann, nur desto lebhafter. Er sagt selbst: „Mit einem großen Gedanken hat man es zu thun, wenn man etwas sagt, wodurch wir gleich vieles andre begreifen, und wenn man uns mit Einem Schlage etwas entdecken läßt, was wir erst nach langer Lektüre zu entdecken hofften." So ist seine eigne Art und Weise beschaffen, er denkt in Résumés, in einem Kapitel von drei Zeilen verdichtet er das ganze Wesen des Despotismus. Und oft hat selbst das Résumé noch das Aussehen eines Räthsels; dann ist das Lesen doppelt angenehm, denn zum Vergnügen des Verständnisses tritt die Befriedigung des Errathens. Bei jedem Gegenstande bewahrt er seine überlegene Diskretion, seine Kunst, etwas anzudeuten, ohne Nachdruck darauf zu legen, seine Verschweigungen, sein nie in Lachen ausartendes Lächeln. „Was mir", sagt er, „an meiner ‚Vertheidigung des Geistes der Gesetze' gefällt, ist nicht, daß die ehrwürdigen Theologen darin zu Boden geworfen werden, sondern daß sie sanft zu Boden rollen." Er zeichnet sich durch ruhige Ironie, höfliche Geringschätzung, verstellten Sarkasmus aus. Seine Perser beurtheilen Frankreich als Perser und wir belächeln ihre Mißgriffe; leider aber stellt es sich heraus, daß wir nicht über sie, sondern über uns selbst lachen müssen, denn ihre Irrthümer sind Wahrheiten. Manche Briefe voll tiefen Ernstes scheinen ein Spaß auf Kosten der Perser zu sein, denn sie sind voll von mohamedanischen Vorurtheilen und orientalischer Verblendung; sie scheinen sich gar nicht auf uns zu beziehen, denkt man aber nach, so findet man, daß unsre Verblendung über dieselben Dinge nicht geringer ist. Wie im Vorbeigehen und ohne Absicht werden Schläge von außerordentlicher Stärke und Tragweite geführt gegen die bestehenden Einrichtungen, gegen den geänderten Katholicismus, „der bei dem gegenwärtigen Zustande Europa's keine 500 Jahre mehr bestehen kann", gegen die verdorbene Monarchie, welche die nütz-

lichen Bürger fasten läßt, um die Hofschmarotzer zu mästen. Die ganze neue Philosophie entwickelt sich in seinen Händen mit Unschuldsmiene wie in einem Schäferroman, einem harmlosen Brief, einem naiven Gebet. Keine der Eigenschaften, die die Aufmerksamkeit zu erregen und zu fesseln geeignet sind, mangelt seinem Stil, weder die großartige Phantasie, noch das tiefe Gefühl, noch die lebhaften Einfälle, noch die Feinheit der Nüancen, noch die kernige Genauigkeit, noch die fröhliche Anmuth, noch die unerwarteten Schnurren, noch die Mannigfaltigkeit der Darstellung. Aber inmitten aller geistreichen Wendungen, Gleichnisse, Erzählungen, Porträts, Gespräche, inmitten des Ernstes und des Scherzes, — stets bleibt seine Haltung tadellos und sein Ton vollkommen. Das Paradoxe legt er mit fast englischer Würde dar. Die unschicklichsten Sachen kleidet er in die wohlanständigsten Worte. Bei den stärksten Späßen und in der größten Ausgelassenheit bleibt er feiner Weltmann; man sieht, daß er jenen aristokratischen Kreisen angehört, in denen zwar die Freiheit unbeschränkt und jeder Gedanke gestattet ist und in denen man das Recht hat, alles zu sagen, in denen aber die Lebensart vollendet ist, jedes Wort auf die Wagschale gelegt wird und in denen man sich nie vergessen darf.

Diese Kreise sind sehr klein und umfassen nur die Elite; um von der Menge verstanden zu werden, muß man anders schreiben. Die Philosophie bedarf eines Schriftstellers, der es vor allem unternimmt, sie zu verbreiten; der sie nicht für sich behält, sondern sie wie eine überflüssige Quelle ausspritzt, so daß sie täglich Jedermann in allen Formen zugänglich wird, in starken Wogen oder in feinen Tropfen, ohne je zu versiegen oder langsamer zu fließen, durch alle Mündungen und Kanäle: Prosa, Poesie, große und kleine Verse, Theater, Geschichte, Romane, Flugschrift, Abhandlung, Broschüre, Wörterbuch, Korrespondenz, öffentlich und geheim, damit sie — die Quelle — überallhin dringe und alles bewässere. Wir sprechen von Voltaire. Zwar irrt er sich, wenn er sagt: „ich habe in meiner Zeit mehr gethan, als Luther und Calvin", aber er hat etwas vom Geiste dieser Männer in sich. Wie sie, will er die herrschende Religion ändern, er gerirt sich als Sektengründer, er macht Proselyten und

vereinigt sie, er schreibt Hirtenbriefe, Predigten und Instruktionen, er theilt Losungsworte aus, er gibt den „Brüdern" Devisen; seine Leidenschaft gleicht dem Eifer eines Apostels oder Propheten. Ein solcher Geist kennt keine Zurückhaltung; er ist streitlustiger, hinreißender Natur; unter dem Einflusse seines Eindruckes schreibt, improvisirt, harangirt und beleidigt er; er erlaubt sich jedes Wort, im Nothfalle selbst das roheste. Er denkt in Explosionen; seine Gemüthsbewegungen sind blitzartig; seine Bilder gleichen Funken; er läßt sich ganz gehen, gibt sich dem Leser hin und dadurch erobert er ihn auch. Man kann ihm nicht widerstehen, die Ansteckung ist zu stark. Er ist das denkbar erregbarste Geschöpf aus Luft und Feuer; er besteht aus Atomen, die ätherischer sind und mehr Schwingungen machen, als die andrer Menschen; es gibt keine feinere geistige Struktur, als die seinige und keine hat ein gleichzeitig so unstetes und so richtiges Gleichgewicht. Man kann ihn mit jenen feinen Wagen vergleichen, die der geringste Hauch aus dem Gleichgewicht bringt, neben denen aber alle andern Wagen grob und ungenau sind. Auf diese feine Wage darf man nur sehr leichte Gewichte und kleine Quantitäten legen, wenn man das ganz genaue Gewicht der Dinge erfahren will; unwillkürlich macht Voltaire es ebenso. Eine vollständige Philosophie, eine zehnbändige Theologie, eine abstrakte Wissenschaft, eine Fachbibliothek, ein großer Zweig der menschlichen Gelehrsamkeit, Erfahrung oder Erfindung verkleinert sich bei ihm zu einem Satz oder Vers. Aus der runzelichen, schlackigen Masse zieht er die Quintessenz, ein Gold- oder Kupferkügelchen, als Muster des Ganzen heraus und reicht es uns in der bequemsten, handlichsten Form dar: als Vergleich, Metapher, Epigramm oder Sprichwort. In dieser Hinsicht kann sich weder ein antiker noch ein moderner Autor mit ihm messen; Niemand hat das Vereinfachen und Popularisiren je so gut verstanden wie er. Ohne aus dem gewöhnlichen Konversationston hinauszugehen, gleichsam spielend, bringt er die größten Entdeckungen und Hypothesen des menschlichen Geistes, die Religionen des Alterthums und der Neuzeit, alle bekannten wissenschaftlichen Systeme und alle Gesammtbegriffe des 18. Jahrhunderts in kleine „tragbare" Sätze. Seine Neigung reißt ihn manchmal zu weit fort; er verkleinert große Dinge, um sie zu-

gänglich zu machen. Die Religion, die Legende, die alte Volksdichtung, die unwillkürlichen Schöpfungen des Instinktes, die Halbvisionen der Urzeiten lassen sich nicht so leicht in gangbare Scheidemünze umsetzen; sie bilden keine Gegenstände unterhaltlicher, lebhafter Konversation, und ein pikantes Wort kann sie nicht ausdrücken, sondern nur parodiren. Das ist aber für Franzosen, für Weltleute besonders anziehend, und Niemand läßt Bücher ungelesen, in denen man das ganze menschliche Wissen in pikanten Worten beisammen findet. Man kann wohl vom „ganzen menschlichen Wissen" sprechen, denn dem Manne, der die „Gespräche", das „philosophische Wörterbuch" u. s. w. geschrieben, entgeht keine wichtige Idee. Man muß seine Sachen fünf- oder sechsmal lesen, um alles bemerken zu können, was sie enthalten. Es wimmelt darin nicht nur von Ansichten über Welt und Menschen, von allgemeinen Gedanken jeder Art, sondern auch von positiven, selbst technischen Mittheilungen, von kleinen, nach tausenden zerstreuten Thatsachen, von vielfachen und genauen Details aus allen möglichen Kenntnißzweigen, von zahllosen selbstangestellten Experimenten. Er hat Texte gelesen, Instrumente gehandhabt, fremde Länder besucht, sich mit Industrie befaßt, mit allerlei Menschen verkehrt; mit seinem wunderbaren Gedächtniß, mit seiner stets lebhaft flammenden Einbildungskraft sieht er alles, was er sagt, in dem Maße, wie er es sagt, oder er sieht es nochmals mit geistigen Augen, wenn er es vorher schon mit leiblichen gesehen. Sein Talent ist einzig in seiner Art, es ist das seltenste in der klassischen Epoche und es ist das kostbarste, weil es darin besteht, sich die Dinge nicht durch den grauen Schleier allgemeiner Phrasen hindurch vorzustellen, sondern an und für sich, wie sie in Natur und Geschichte erscheinen, mit ihrer sichtbaren Form und Farbe, mit ihren individuellen Eigenschaften, mit ihrem D'rum und D'ran, ihrer Umgebung nach Zeit und Ort, einen Bauer am Pfluge, einen Quäker in der Kongregation, einen deutschen Baron auf seinem Schlosse, Engländer, Holländer, Spanier, Italiener, Franzosen zu Hause, Edeldamen, Intrigantinnen, Provinzler, Soldaten, Freudenmädchen und den Rest des menschlichen Wirrwarrs mit allen Abstufungen der socialen Treppe, alles kurzgefaßt und im flüchtigen Licht eines Blitzes.

Der auffälligste Zug dieses Stiles ist eben die wundervolle Rasch-

heit, mit der neue Dinge, Gedanken, Bilder, Ereignisse, Landschaften, Gespräche u. s. w. sich zu einer blendenden, schwindelnden Reihe zusammenthun und einander folgen wie in einer Zauberlaterne; der Taschenspieler läßt seine Bilder fast ebenso schnell verschwinden wie erscheinen, reist in einem Nu um die Welt, mischt Wahrheit und Dichtung, Geschichte und Fabel, alte und neue Zeit durcheinander und wählt als Rahmen seines Werkes bald eine alberne Jahrmarktsposse, bald eine prächtige Opernfeerie. Sich und Andere amüsiren, — das ist sein erster Instinkt. „Das Leben", sagt er, „ist ein Kind, das man wiegen muß, bis es einschläft." Niemand war je so erregbar und anregend, Niemand ein solcher Feind der Schweigsamkeit und der Langweile, Niemand ein solcher Meister in der Konversation, Niemand deutlicher bestimmt, König zu werden in einem geselligen Jahrhundert, in dem es genügte, ein paar hübsche Erzählungen geschrieben zu haben, einige Bonmots zu kennen und etwas Lebensart zu besitzen, um in der feinen Welt überall gut aufgenommen zu werden. Niemals hat ein Schriftsteller in so hohem Grade und in solcher Fülle alle Gaben der Rede besessen: die Kunst, das Wort zu beleben und zu erheitern, das Talent, den Weltleuten zu gefallen. Wenn er will, kann er den feinsten Ton annehmen, von vollendeter Höflichkeit und hoher Galanterie sein und sich ohne Zwang in den strengsten Formen des Anstandes bewegen; er ist achtungsvoll, ohne sich zu erniedrigen; er schmeichelt, ohne fade zu werden; er braucht nur öffentlich zu erscheinen, um gleichsam naturgemäß den gemessenen Ton, die discreten Manieren, das gewinnende Halblächeln des wohlerzogenen Mannes anzunehmen, der seine Leser in seine Gedanken einführt und ihnen als Hausherr die Honneurs macht. Wer zu seinen Vertrauten, zum intimen Kreise gehört, in dem er sich nach Herzenslust bei geschlossenen Thüren gehen läßt, der kommt aus dem Lachen nicht heraus. Mit sicherer Hand und ohne daß er anzurühren scheint, reißt er plötzlich den Schleier ab, der einen Mißbrauch, eine Dummheit, ein Vorurtheil oder irgend einen andern menschlichen Götzen deckt. Wenn in diesem plötzlichen Licht die wahren Gestalten in ihrer Gemeinheit, Widerwärtigkeit oder Charakterlosigkeit erscheinen, zucken wir sarkastisch die Achseln. Es ist dies das Lachen der flinken, siegreichen Vernunft. Anders lacht das heitere Temperament,

der possierliche Improvisator, der Mensch, der bis an sein Lebensende Jüngling, Kind oder selbst Gamin bleibt und „auf seinem Grabe Narrenspossen treibt.“ Er liebt die Karrikaturen, er übertreibt die Gesichtszüge und bringt Komiker auf die Scene, die er wie Marionetten herumführt und stets in neuen Kostümen tanzen läßt. Inmitten seiner Philosophie, Propaganda und Polemik überrascht er uns mit seinem Taschentheater, seinen Puppen, Junggesellen, Mönchen, Inquisitoren u. s. w., die nun vor uns in Bramarbas- und Harlekinsgewändern pirouettiren und gestikuliren. Wenn sich derart das komische Talent zu dem Bedürfniß nach Wahrheit gesellt, wird der Scherz allmächtig, denn er befriedigt einige der allgemeinsten und tiefsten Triebe der menschlichen Natur: die neugierige Bosheit, die Verleumdungssucht, die Abneigung gegen den Zwang, sowie jenen Kern von übler Laune, den wir der Konvenienz, der Etikette und der socialen Verpflichtung, den schweren Mantel der Schicklichkeit und Achtung zu tragen, zu danken haben. Es gibt Momente im Leben, in denen selbst der Weiseste diesen Mantel gerne ganz oder halb ablegt. Auf jeder Seite entfernt Voltaire — bald mit der Schonungslosigkeit des kühnen Naturforschers, bald mit den flinken Bewegungen eines possierlichen Affen — die ernste oder feierliche Draperie und zeigt uns den Menschen, den armen Zweihänder, und in welchen Stellungen das! Nur noch ein Swift hat derlei riskirt. Allen unseren erhabenen Gefühlen legt er philosophische Derbheiten unter. Welches Mißverhältniß zwischen unserer schwachen Vernunft und unseren starken Trieben! In welch' niedrigen Schichten des socialen Garderobekastens heben Politik und Religion ihre schmutzige Wäsche auf! Man lacht über all' das, um nicht darüber zu weinen und selbst unter dem Lachen kann man noch Thränen erkennen; ein Grinsen verdeckt die tiefe Traurigkeit, das schmerzliche Mitleid. In diesem Maße und bei solchen Gegenständen ist das Lachen nur noch eine Wirkung der Gewohnheit und Absicht, ein stillstehender Zustand der gegen alles anrennenden nervösen Maschine, die ungezügelt und rasch arbeitet, ein Ausbruch der Laune. Man habe gleichwohl darauf Acht: Die Heiterkeit ist noch eine Triebkraft; und zwar die einzige, die in Frankreich die Menschen noch aufrecht hält; die beste, um dem Gemüthe Kraft und Widerstandsfähigkeit zu ver-

leihen; die intakteste in einem Jahrhundert, in welchem man die Verpflichtung zu haben glaubt, als wohlerzogener Mensch mit einem Lächeln auf den Lippen und einem Bonmot im Munde zu sterben.

Es hat nichts zu sagen, wenn ein Schriftsteller, der den Neigungen des Publikums so sehr entgegenkommt, vom Wege abweicht oder ausgleitet, denn er thut dies ja nur auf dem allgemeinen Pfade. Möge er sich verirren oder sich beschmutzen, — es wird seinem Publikum noch lieber sein; seine Fehler sind ebenso beliebt wie seine Vorzüge. Nach einer Generation gesunder Geister kommt eine zweite, deren geistiges Gleichgewicht nicht mehr ganz in Ordnung ist. „Diderot", sagt Voltaire, „ist ein allzuheißer Backofen, der alles, was er bäckt, verbrennt;" er ist vielmehr ein Vulkan im Zustande der Eruption, der seit vierzig Jahren Ideen jeder Art auswirft: siedende und gemischte, kostbare Metalle, rohe Schlacken, übelriechenden Schmutz; der Strom ergießt sich auf's Gerathewohl je nach der Beschaffenheit des Bodens, aber stets mit dem rothen Glanz und dem beißenden Rauch brennender Lava. Nicht er besitzt seine Ideen, sondern seine Ideen besitzen ihn, er erleidet sie, und um ihr Ungestüm und ihre Verheerungen abzuwehren, fehlt es ihm an jener soliden Basis gesunden praktischen Sinnes, an jenem innern Damme socialer Klugheit, der Montesquieu und selbst Voltaire vor Ausschreitungen bewahrt. Bei ihm aber speit der volle Krater fortwährend Feuer und dieses dringt durch die erstbeste Ritze oder Spalte, aber nicht in kleinen Strahlen wie bei Voltaire, sondern in breiten Strömen, die auf den abschüssigsten Pfaden des Jahrhunderts blindwüthig dahinrollen. So steigt er nicht nur auf den Grund der antireligiösen und antisocialen Doktrin hinab, und zwar mit aller Strenge der Logik und des Paradoxons, und ungestümer und geräuschvoller als sogar d'Holbach, sondern er fällt auch in die Pfütze des Jahrhunderts — Zotenreißerei — und betritt das ausgefahrene Geleise des Jahrhunderts: die Deklamation. In seinen großen Romanen verweilt er lange bei schmutzigen Zweideutigkeiten und schlüpfrigen Scenen. Bei ihm wird die Derbheit nicht durch Bosheit gemildert oder durch Eleganz beschönigt; er ist weder fein noch pikant und versteht es nicht, wie Crébillon fils, hübsche Zotenreißer zu schildern. Er ist ein Neuling und Emporkömmling in der

wahren Welt; ein Plebejer, ein mächtiger Denker, ein unermüdlicher Arbeiter und großer Künstler, den die Sitten der Zeit zu einem Souper von Lebemännern verweht haben, wo er das große Wort führt, die Orgien leitet und — sei es angesteckt oder infolge einer Wette — mehr Unflätereien sagt, als alle Anderen zusammen.*) Auch in seinen Dramen, in seinen Schriften über Seneca, Claudius und Nero und in seiner Ergänzung zu Raynal's „Philosophische Geschichte" forcirt er den Stil. Dieser ist eine sentimentale Rhetorik im Geschmacke des klassischen Geistes und der neuen Methode, und Diderot übertreibt ihn mit seinen Ausrufungen, Apostrophen, Rührungen, Heftigkeiten, Entrüstungen, Begeisterungen und großartigen Tiraden bis an die äußersten Grenzen weinerlicher oder wüthender Hyperbeln, bis das Feuer in seinem Gehirn einen Ausweg findet. Dagegen ist er unter allen überlegenen Schriftstellern der einzige echte Künstler. Er schafft Leben. Er ist ein Geist, in welchem Gegenstände, Ereignisse und Personen von selbst entstehen und sich durch ihre eigene Kraft infolge ihrer natürlichen Verwandtschaft unwillkürlich und ohne fremde Intervention selbst organisiren, so daß sie durch sich und für sich leben, ohne von den Berechnungen und Kombinationen des Autors behelligt zu werden. Der Verfasser der „Salons", der „Unterhaltungen", des „Traumes d'Alemberts" und des „Neffen Rameau's" ist ein Unikum in seiner Zeit. So munter und glänzend Voltaire's Personen auch sein mögen, sie bleiben doch immer Puppen mit erborgten Bewegungen; man sieht den Autor versteckt am Schnürchen ziehen. Bei Diderot ist das Schnürchen abgeschnitten; er spricht nicht durch den Mund seiner Personen, diese sind nicht seine Stimmenträger oder Hampelmännchen, sondern abgesonderte, unabhängige Wesen, deren Handlungen, Accente, Temperamente, Leidenschaften, Gedanken, Philosophien, Aus-

*) „Die Romane von Crébillon fils waren in der Mode. Mein Vater plauderte mit Madame de Puisieux über die Leichtigkeit des Schreibens von frivolen Büchern. Er behauptete, man brauche nur als Angelpunkt eine gefällige Idee zu finden, um ein Buch zu schreiben, in dem die Ungebundenheit des Geistes den Geschmack ersetzen würde. Sie traute ihm nicht zu, ein solches zu schreiben; er aber brachte ihr nach vierzehn Tagen „Les bijoux indiscrets" und 50 Louisd'or. Seine „Religieuse" hat einen ähnlichen Ursprung." (M^lle Diderot über ihren Vater.)

drucksweisen und Seelen ihr Eigenthum sind. Und diese Seelen sind zuweilen — wie die des Neffen Rameau's — so originell, so verwickelt, so vollständig, so ungestaltet und so lebendig, daß sie in der Naturgeschichte der Menschen zugleich als unvergleichliche Monstra und unsterbliche Urkunden figuriren. Diderot hat über Natur, Kunst, Moral und Leben alles Mögliche in zwei Werkchen — „Der Traum d'Alembert's" und „Der Neffe Rameau's" — gesagt, die man zwanzigmal hintereinander lesen kann, ohne daß der Reiz nachließe und der Gehalt vollständig aufgefaßt würde. Nirgendwo sonst findet man gleiche Kraft und größere Meisterwerke; Diderot selbst sagt wörtlich: „Es gibt nichts Närrischeres und Tieferes." Die Genies, denen es an Selbstbeherrschung mangelt, haben manchen Vorzug; mangelt es ihnen an Unterscheidungsgabe, so haben sie doch Inspiration; unter zwanzig schmutzigen, ungestalteten und ungesunden Werken bringen sie eins hervor, das eine Schöpfung oder vielmehr ein Geschöpf ist, ein belebtes Wesen, an und für sich lebensfähig; daneben sind die anderen, von einfachen Leuten von Geist geschaffenen nichts als wohlgekleidete Puppen. Daher rührt es, daß Diderot ein großer Erzähler und ein ebenso hoher Meister im Dialog ist wie Voltaire. Er glaubt alles, was er schreibt, in dem Momente, da er es schreibt; er vergißt sich selbst; er wird von seiner eigenen Erzählung hingerissen; er hört innere Stimmen, wird von unerwarteten Antworten überrascht, vom Verlauf der Handlung und von der Gewundenheit der sich in ihm wie bewußtlos entwickelnden Handlung wie auf einem unbekannten Fluß dahingeführt, vom Zufluß der Gedanken und vom momentanen Aufbrausen zum Gebrauch der unerwartetsten Bilder verleitet. Diese Bilder sind bald hochkomisch, bald wunderprächtig, bald hochlyrisch — so daß Alfred de Musset eine seiner schönsten Strophen Diderot's „Gespräch über Otahaiti" fast wörtlich entlehnte, — bald voll närrischer zotenhafter Ausbrüche à la Rabelais; er ist stets bona fide; er gibt sich seinen Gegenständen, Erfindungen und Gemüthsbewegungen hin; er ist der natürlichste Schriftsteller in diesem Zeitalter künstlicher Literatur; er gleicht einem Baume, der, aus einem ausländischen in einen inländischen Boden verpflanzt, zur Hälfte blasig wird und verwest, während fünf oder sechs seiner Zweige alles Gebüsch der

Umgebung durch die Frische ihres Saftes und die Kraft ihres Triebes übertreffen.

Rousseau ist ebenfalls ein Handwerker, ein zur eleganten, feinen Welt schlecht passender Volksmann, der im Salon außer Fassung geräth; er ist von niedriger Herkunft, schlecht erzogen, durch frühzeitige häßliche Erfahrungen befleckt, von unangenehmer, hitziger Sinnlichkeit, krank an Leib und Seele, ein Opfer hoher, widersprechender Eigenschaften; es fehlt ihm an Takt; er verpflanzt den Schmutz seiner Phantasie, seines Temperaments und seiner Vergangenheit in seine erhabenste Moral und seine reinsten Idyllen.*) Im Gegensatz zu Diderot ist er ohne Schwung; er gesteht selbst, daß sich „seine Ideen in seinem Kopf mit unglaublicher Schwierigkeit ordnen, daß er manche Periode fünf bis sechs Nächte hindurch gefeilt habe, bis sie endgiltig zu Papier gebracht werden konnte, und daß ein Brief über irgend eine Kleinigkeit ihn Stunden ermüdender Arbeit kostet." Er kann keinen leichten, angenehmen Ton treffen, sondern ihm gelingen nur „Werke, die Arbeit erfordern." Dieses Feilen und Wiederfeilen, dieses unaufhörliche Nachgrübeln hat aber zur Folge, daß der Stil eine Dichtigkeit und eine Härte erhält, die er anderswo nicht hat. Seit Labruyère hat man keine so volle, kräftige Phrase gesehen, keine, in der die Bewunderung, der Zorn, die Entrüstung und die Leidenschaft so reflektirt und koncentrirt wären, keine, die mit so genauer Strenge und so starker Ausprägung hervorsprudeln würde. In künstlich berechneten Entwicklungen und Wirkungen, in kurzen, zutreffenden Résumés, in niederschlagend schroffen, unerwarteten Antworten, in der Menge literarischer Erfolge, in der Ausführung all' jener Bravourstücke, Porträts, Schilderungen, Parallelen, Beleidigungen, in denen — wie in einem musikalischen Crescendo — die betreffende, durch eine Reihenfolge immer lebhafterer Ausdrücke vermannigfachte Idee in der Schlußnote alles, was sie an Energie und Glanz enthält, erreicht oder übertrifft; — in alledem kommt er fast Labruyère gleich

*) „Rousseau's „Confessions" sind infam; sie könnten von einem Stallknecht geschrieben sein und sind selbst hierfür zu schlecht; sie sind in jeder Hinsicht geschmacklos, widerlich, wahnsinnig und lasterhaft." So schrieb eine hohe Verehrerin Rousseau's an Gustav III. (Geffroy.)

und überdies verketten sich — was bei letzterem nicht der Fall ist — seine Stücke; er schreibt nicht Seiten, sondern Bücher; es gibt keinen so strengen Logiker. Seine Beweisführung knüpft sich Masche um Masche bändelang zu einem enormen Netze zusammen, in dem man, da es keinen Ausgang hat, wohl oder übel gefangen wird. Er ist ein Systematiker, der, in sich gekehrt, die Augen beharrlich auf seinen Traum oder sein Prinzip richtet, sich jeden Tag mehr hineinvertieft, Konsequenz um Konsequenz, wie Masche um Masche abhaspelt und stets das ganze Netz in Händen hält. Man rühre ja nicht daran; wie eine menschenscheue, einsame Spinne, hat er es ganz aus eigenem Mark, mit seinen theuersten Ueberzeugungen, mit seinen intimsten Herzensregungen geflochten. Beim geringsten Stoß zittert er und vertheidigt sich furchtbar, außer sich, schäumend, mit verhaltener Bitterkeit; wird seine Empfindlichkeit verletzt, so wüthet er gegen den Feind und erstickt ihn in den zähen Fäden seines verwickelten Netzes; gleichzeitig aber verwickelt er sich selbst darin und die Wirkungen sind für ihn furchtbarer als für seine Widersacher, denn er bildet sich ein, daß Frankreich und das ganze Weltall gegen ihn verschworen sind, bringt mit wundervoller Feinheit die Beweise für diese chimärische Verschwörung vor, verzweifelt schließlich über seinen allzuplausibeln Roman und stolpert über die bewundernswerthe Falle, die er sich selbst mit zuviel Logik und Phantasie gelegt hat.

Mit solchen Waffen läuft man Gefahr, sich zu tödten, aber man gewinnt durch sie große Macht, und Rousseau hat sie gewonnen, geradeso wie Voltaire; man kann sagen, daß die zweite Hälfte des Jahrhunderts Rousseau gehört. Er ist Ausländer, Protestant, Original in Bezug auf Erziehung, Temperament, Gemüth, Geist und Sitten, zugleich Menschenfreund und -Feind, Bewohner einer idealen Welt, die er sich im Gegensatz zur wirklichen in die Luft baut. Er steht in jeder Hinsicht auf neuen Standpunkten. Niemand ist so empfindlich für die Laster und Uebelstände der bestehenden Gesellschaft wie er. Niemand ist vom Glück und von der Tugendhaftigkeit der künftigen Gesellschaft so überzeugt wie er. Er kann somit das Publikum auf zweierlei Art erobern; mit der Satire und mit der Idylle. Zweifellos ist der Reiz dieser beiden Eroberungsmittel heute geringer; wir gleichen nicht dem

Auditorium, an das er sich wendete; das Substrat, das ihm Anlaß zu seinen Schriften bot, ist nicht mehr vorhanden. Die berühmten Abhandlungen über den Einfluß der Wissenschaften und den Ursprung der Ungleichheit kommen uns heute wie Schulausarbeitungen vor und es kostet uns Ueberwindung, die „Neue Heloïse" zu lesen. Der Verfasser stößt uns durch die Unaufhörlichkeit seiner Bitterkeit oder durch die Uebertriebenheit seiner Begeisterung ab. Er bewegt sich nur in Extremen; bald ist er mürrisch und runzelt die Stirne, bald hat er Thränen im Auge und ringt die Hände. Hyperbeln, bombastische Redensarten und andere literarische Maschinen spielen bei ihm eine zu große Rolle. Wir gerathen in die Versuchung, in ihm bald einen Sophisten, der sich den Kopf zerbricht, bald einen Redner, der alle Kraft aufbietet, bald einen Prediger, der sich erhitzt, zu sehen, d. h. in jedem Falle einen Schauspieler, der eine Behauptung aufstellt, Attitüden annimmt und nach Effekten hascht. Ausgenommen in den „Bekenntnissen", ermüdet sein Stil bald, denn er ist zu studirt und geschraubt. Der Autor ist immer Autor und überträgt diesen Fehler auf seine Personen; seine Julie spricht eine zwanzig Seiten lange Abhandlung über das Duell, die Liebe und die Pflicht mit einer Logik, einem Talent und in Sätzen, die einem akademischen Moralisten Ehre machen würden. Ueberall Gemeinplätze, allgemeine Themata, lange Reihen abstrakter Sentenzen und Raisonnements, d. h. mehr oder minder leere und hohle Wahrheiten und Paradoxa. Das kleinste Faktum, eine Anekdote, eine Sittenschilderung wären uns viel lieber; heute ziehen wir die knappe Beredsamkeit der Dinge der matten Eloquenz der Worte vor. Im 18. Jahrhundert war dem anders. Für jeden Schriftsteller war dieser oratorische Stil das Gallakleid, das er anlegen mußte, um in feine Gesellschaft gehen zu dürfen. Was uns als Appretur erscheint, gehörte damals zur Haltung; im Zeitalter der Klassicität gehört die vollkommene Periode und die ununterbrochene Entwicklung zur Konvenienz und bildet daher eine Pflicht. Man bedenke ferner, daß diese literarische Draperie, die uns heute die Wahrheit verhüllt, sie nicht auch den Zeitgenossen verbarg; sie erkannten trotz des Schleiers die Züge und Details genau, was bei uns nicht mehr der Fall ist. Alle Mißbräuche, Laster, Schwächen und Ueber=

treibungen des Raffinements und der Kultur, die ganze von Rousseau gegeißelte sociale und moralische Krankheit befand sich unter den Augen der Zeitgenossen, in ihrem Herzen, sichtbar und durch tausende von täglichen und häuslichen Beispielen bestätigt. Wollten sie also die Satire verstehen, so brauchten sie nur ihre Augen offen zu halten oder sich zu erinnern; ihre Erfahrung ergänzte das Buch, so daß der Verfasser, wenn sich seine Leser zu seinen Mitarbeitern machten, eine Macht hatte, die ihm jetzt fehlt. Versetzen wir uns an ihre Stelle, um ihre Eindrücke empfinden zu können. Die wunderlichen Einfälle, die Sarkasmen, die Härten jeder Art, die er an die Großen, an die Modeleute und an die Frauen richtet, sein strenger, schroffer Ton erregen Skandal, mißfallen aber nicht. Im Gegentheil, all' dies kitzelt den durch soviel süße Komplimente und fade Verse blasirten Gaumen, der nun die Empfindung hat, als tränke er starken Naturwein, nachdem er bisher nur Mandelmilch und kandirtes Citronat gekostet. Schon seine erste Abhandlung (gegen Kunst und Wissenschaft) „erhebt uns in höhere Regionen, über die Wolken hinweg." Aber seine Idyllen gehen noch mehr zum Herzen als seine Satiren. Wenn die Menschen den scheltenden Moralisten bloß anhören, so laufen sie dem Magier, der sie bezaubert, förmlich nach. Besonders die Frauen und die jungen Leute hängen sich an den, der ihnen das gelobte Land zeigt. Die ganze angesammelte Unzufriedenheit, der Ueberdruß vor der Gegenwart, die Langeweile, der vage Geschmack, eine Menge geheimer Wünsche sprudeln gleich unterirdischen Gewässern hervor, sobald die Sonde durch den Boden dringt. Rousseau war es, der die Sonde zum erstenmal richtig und bis auf den Grund eingesenkt hat. In einer künstlichen Gesellschaft, deren Mitglieder Salonhampelmännchen sind, deren Leben aus einer anmuthigen Parade nach vorgeschriebenen Formen besteht, predigt er Rückkehr zur Natur, Unabhängigkeit, Ernst, Leidenschaft, ein männliches, thätiges, eifriges, glückliches, freies Leben im Freien und bei Sonnenschein. Welche Aussichten für die gepreßten Eigenschaften, für die reiche, breite Quelle, die unaufhörlich im Innern des Menschen fließt und der diese hübsche Welt keinen Ausweg läßt!

Eine Hofdame kennt nur die damals übliche Liebe: d. h. als einfachen Geschmack, oft nur als Zeitvertreib, als reine Galanterie, deren

feine Höflichkeit die Schwäche, Kälte und zuweilen Bosheit schlecht verdeckt; kurz, sie kennt nur Abenteuer, Unterhaltungen und Personen à la Crébillon fils. Als sie nun eines Abends im Begriffe ist, auf den Opernball zu fahren, findet sie auf ihrem Ankleidetisch die „Neue Heloïse“. Sie beginnt darin zu lesen und — siehe da! — läßt die Pferde und Diener stundenlang warten; um vier Uhr morgens läßt sie endlich ausspannen, ohne auf den Ball gefahren zu sein, und verbringt auch den Rest der Nacht mit dem Lesen des Buches. Sie vergießt Thränenströme, denn zum erstenmal lernt sie einen Menschen kennen, der wahrhaft liebt.*) Aehnlich verhält es sich mit „Emil“. Will man den Erfolg dieses Werkes verstehen, so denke man nur an die Kinder, die wir (im zweiten Buche) geschildert: gestickte, vergoldete, betreßte, weißgepuderte kleine Herren mit Degen und Degenschleifen, den Hut unter'm Arm Verbeugungen machend, den Arm anbietend, vor dem Spiegel kokette Stellungen einstudirend, eingelernte Komplimente nachsprechend; hübsche Puppen, an denen alles das Werk von Schneidern, Haarkünstlern, Lehrern und Tanzmeistern ist; an ihrer Seite kleine sechsjährige Damen, die noch künstlicher sind; in ein Fischbeinmieder gepreßt, mit einem schweren, eisenumringten, roßhaargefüllten Reifrock gepanzert, mit einer zwei Fuß hohen Frisur überdeckt, — echte Puppen, denen man Schminke auflegt und mit denen die Mutter sich jeden Morgen eine Viertelstunde amüsirt, um sie für den ganzen übrigen Tag den Kammerfrauen zu überlassen. Diese Mutter liest nun den „Emil“, — ist es ein Wunder, wenn sie das arme kleine Ding sofort entkleidet und sich vornimmt, ihr nächstes Kind selbst zu säugen. Durch solch' schlagende Kontraste wird Rousseau mächtig. Er zeigte Leuten, die bis Mittag zu schlafen gewohnt waren, die Morgenröthe; er lenkte Augen, die bis dahin nur Salons und Paläste sehen wollten, auf Naturlandschaften; er führte Menschen, die sonst nur in geradlinigen, geschorenen Alleen promenirten, in ungekünstelte

---

*) Rousseau schreibt selbst: „Die Frauen waren vom Buche und vom Verfasser hochentzückt; es gab Wenige — selbst in den höchsten Kreisen —, die ich nicht erobert hätte, wenn ich es gewollt hätte. Ich habe hiefür Beweise, die sich nicht schreiben lassen, aber meine Ansicht rechtfertigen, ohne daß die praktische Erfahrung nöthig gewesen wäre.“

Gärten; den Stadtbewohnern, die der Trockenheit der Welt, des übertriebenen Luxus und der einförmigen Komödie, die sie jeden Abend zu Hause oder bei ihresgleichen beim Lichte von hundert Kerzen aufführten, überdrüssig waren, zeigte er das Landleben, die Einsamkeit, die Familie, das Volk, die zärtlichen, einfachen Vergnügungen. Günstig gestimmte Zuhörer unterscheiden nicht genau zwischen Emphase und Aufrichtigkeit, zwischen Empfindsamkeit und Empfindelei; sie folgen ihrem Autor wie einem Erlöser oder einem Propheten bis an's Ende seiner idealen Welt, und zwar noch mehr um seiner Uebertreibungen und Irrthümer als um seiner Entdeckungen und Wahrheiten willen.

Hiemit haben wir die literarischen Großmächte des Jahrhunderts kennen gelernt. Die Elemente, denen die hauptsächlichsten Talente ihre Entstehung verdanken, bilden auch — obzwar mit geringerer Wirksamkeit und unterschiedlich kombinirt — die Talente zweiten Ranges: unterhalb Rousseau's die beredten und empfindsamen Schriftsteller Bernardin de Saint-Pierre, Raynal, Thomas, Marmontel, Mably, Florian, Dupaty, Mercier, Madame de Staël; unterhalb Voltaire's die geistreichen, lebhaften, pikanten. Schriftsteller Duclos, Piron, Galiani, der Präsident de Brosses, Rivarol, Champfort, kurz, alle Welt. Jedesmal, wenn eine noch so geringe Ader von Talent erscheint, trägt es zur Verbreitung und Entwicklung der neuen Doktrin bei; kaum daß man zwei bis drei Bächlein findet, die gegen den großen Strom fließen, wie z. B. Fréron's Journal, eine Komödie von Palissot, eine Satire von Gilbert. Die Philosophie dringt in alle öffentlichen und geheimen Kanäle und überschwemmt das Land; sie verbreitet sich durch die „gottlosen" Bücher, die „tragbaren Theologien", die lasciven Romane, die man unter dem Mantel kolportirt, durch die kleinen boshaften Verse, Epigramme und Chansons, die jeden Morgen das Tagesgespräch bilden, durch die Jahrmarktspossen, die akademischen Reden, das Trauerspiel, die Oper; das geht so fort vom Anfang bis zum Ende des Jahrhunderts, vom „Oedipus" Voltaire's bis zum „Tarara" Beaumarchais'. Sie scheint allein auf der Welt zu sein; wenigstens ist sie überall und überfluthet alle literarischen Genres; man beunruhigt sich nicht darüber, ob sie dieselben verunstaltet, — es genügt, daß sie ihr als Rahmen dienen. „In der Tragödie „Manco Capac"

(1763)", schreibt ein Zeitgenosse, „hat die Hauptrolle ein Wilder, der in Versen alles vorbringt, was wir über die Könige, die Freiheit, die Menschenrechte und die Ungleichheit im „Emil" und im „Gesellschaftsvertrag" zerstreut gelesen haben. Dieser tugendhafte Wilde rettet den Sohn des Königs vor dem Dolche des Hohenpriesters; dann zeigt er auf sich und auf den Hohenpriester und ruft aus: „Siehe da einen civilisirten und einen wilden Menschen!" Dieser Vers wird so beifallt, daß man das Stück sogar am Versailler Hofe aufführen muß.

Es wird nun noch übrig bleiben, dieselben Dinge mit Geschicklichkeit, Glanz, Heiterkeit, Schwung und Skandal zu sagen; dies geschieht in der „Hochzeit des Figaro". Niemals hat sich der „Gedanke des Jahrhunderts" in einer Verkleidung gezeigt, die so durchsichtig, nie in einem Schmuck, der so anziehend ist. Der Titel ist „Der närrische Tag" und es ist in der That eine närrische Soirée, ein Nachsouper nach damaliger Mode, eine Maskerade von Franzosen in spanischen Trachten, mit gemischten Kostümen, wechselnden Dekorationen, Kouplets, einem Ballet, einem singenden und tanzenden Dorf, ein buntes Allerlei von Edelleuten, Dienern, Anstandsdamen, Richtern, Notaren, Advokaten, Musikanten, Gärtnern, Hirten, kurz, ein Schauspiel für die Augen, für die Ohren, für alle Sinne, das Gegentheil des herrschenden Lustspiels, in welchem drei Personen aus Pappendeckel auf klassischen Fauteuils in abstrakten Salons sitzen und didaktische Raisonnements austauschen. Noch mehr: Beaumarchais' Werk ist ein Schauspiel mit reicher, verwickelter Handlung, sich kreuzenden, sich lösenden und sich wiederknüpfenden Intriguen, einem Gemisch von Spötteleien, Wiedererkennungen, Ueberraschungen, Mißverständnissen, Fenstersprüngen, Zänkereien, Ohrfeigen, — alles in einem sprühenden Stil; jeder Satz funkelt; die Antworten scheinen mit steinerner Hand gemeißelt zu sein; die Augen würden sich im Betrachten der vervielfältigten Sprachdiamanten vergessen, wäre der Geist nicht von der Schnelligkeit des Dialogs und dem Ungestüm der Handlung fortgerissen. Aber der größte Reiz für die in Parny vernarrte Welt ist nach dem Grafen von Artois — dessen genaue Worte wir nicht zu citiren wagen — der Appell an die Sinne. Das Erwecken der Sinne bildet den ganzen Reiz und die ganze Frische des Stückes. Die am Baume hängenden, reifen,

saftigen Früchte fallen nie herunter, sondern scheinen stets nur im Begriffe zu sein, herunterzufallen; alle Hände strecken sich aus, um sie zu ergreifen, und die ein wenig verschleierte, aber desto herausforderndere Lüsternheit zeigt sich in jeder Scene, in der Galanterie des Grafen, in der Verwirrung der Gräfin, in der Naivetät Fanchette's, in den schlüpfrigen Reden Figaro's, in den Freimüthigkeiten Susanne's, in der Frühreife Chérubin's. Dazu kommt der ewige Doppelsinn, der hinter seinen Personen steckende Autor, die in den Mund von Komikern gelegte Wahrheit, die in Naivetäten gehüllten Bosheiten, der dupirte, aber durch seine schönen Manieren vor Lächerlichkeit bewahrte Herr, der empörte, aber durch seine Heiterkeit vom Groll abgehaltene Diener. Nach alledem begreift man wohl, wie es möglich war, daß Beaumarchais das alte Regiment vor den Chefs desselben spielen lassen, die politische und sociale Satire auf die Scene bringen,*) jeden Mißbrauch öffentlich geißeln konnte; wie es kam, daß es ihm gestattet war, die ganze Polemik der Philosophen gegen die Staatsgefängnisse, die Büchercensur, die Verkäuflichkeit der Aemter, die Vorrechte der Geburt, die Willkür der Minister und die Unfähigkeit der Würdenträger und Beamten in einige Züge zusammenzufassen, alle öffentlichen Beschwerden in einer einzigen Person zu verkörpern, einem Plebejer, Vagabunden, Diener und Bastard die Hauptrolle zuzutheilen, einem Menschen, der sich durch seine Geschicklichkeit, seinen Muth und seine Fröhlichkeit auf seiner kleinen Barke erhält, obenauf schwimmt, einen Vorsprung gewinnt, den Fluß hinaufrudert, dem Stoß der großen Schiffe ausweicht und selbst seines Herrn Schiff überflügelt, indem er bei jedem Ruderschlag alle Rivalen mit einem Witzregen überschüttet.

Alles in allem ist der Geist — wenigstens in Frankreich — die erste Macht. Es genügt allezeit, daß die Literatur sich der Philosophie zur Verfügung stelle. Angesichts ihres Zusammenwirkens begibt sich

*) Figaro sagt z. B.: „Zur Besetzung dieser Stelle bedurfte man eines Rechners; dieselbe wurde aber einem Tänzer verliehen. . . . . Es ist ein großer Mißbrauch, die Aemter zu verkaufen; man thäte besser, sie unentgeltlich zu besetzen. . . . . Nur kleine Menschen fürchten kleine Schriften. . . . . Höfling? Man sagt, dieses Handwerk sei ein sehr schwieriges. . . . . Empfangen, nehmen und verlangen, — dies das Geheimniß in drei Worten. . . . .“ U. s. w.

das Publikum des Widerstandes, und es fällt der Herrin leicht, Jene zu überzeugen, die die Dienerin bereits gewonnen hat.

Zweites Kapitel.

Das französische Publikum.

I. Die Aristokratie. Ihre Abneigung gegen Neuerungen in England. — II. Gegensatz in Frankreich. Die Unthätigkeit der Aristokratie und die Philosophie. — III. Die Unthätigkeit der Aristokratie und der Geist der Skepsis, des Libertinismus und der Unzufriedenheit. — IV. Verbreitung der Ungläubigkeit, der Gereiztheit gegen den Klerus, des Materialismus und der Wissenschaften in der Aristokratie. Zweifelsucht der hohen Geistlichkeit. — V. Fortschritt der politischen Opposition. Oekonomisten und Parlamentarier bahnen den Weg für die Philosophen. Fronde der Salons. Liberalismus der Damen. — VI. Unbestimmte Hoffnungen. Edle Gefühle und großmüthiges Benehmen der Privilegirten. Milde und gute Absichten der Regierung. Verblendung und Optimismus.

I.

Es ist aber auch nöthig, daß das Publikum sich überzeugen und gewinnen lasse. Es glaubt nur, wenn es zum Glauben aufgelegt ist, und wenn ein Buch Erfolg hat, so hat es — das Publikum — hieran oft einen größeren Antheil als der Verfasser. Wenn man mit Menschen über Religion oder Politik spricht, wird man finden, daß sie ihre Meinungen fast immer fertig in der Tasche haben; sie haben sich ihr Urtheil mit Hilfe ihrer Vorurtheile, Interessen und speciellen Verhältnisse im voraus gebildet und hören Einen nur an, wenn man ganz laut ausspricht, was sie ganz leise denken. Man schlage vor, das große sociale Gebäude niederzureißen, um es nach einem ganz entgegengesetzten Plane wiederaufzubauen, und in der Regel wird man nur von Leuten angehört werden, die schlecht oder gar nicht wohnen, d. h. in den Kellern, auf den Hängeböden, unter freiem Himmel schlafen. Das Gros der Bewohner mit engen, aber brauchbaren Quartieren fürchtet das Uebersiedeln und bleibt lieber bei seinen alten Gewohnheiten. Noch größere Schwierigkeiten wird die hohe Klasse bieten, die die schönsten Wohnungen innehat; damit sie das Projekt annehme, muß sie erst äußerst verblendet oder äußerst selbstlos sein.

In England erkennt sie die Gefahr sehr rasch. Die Philosophie ist dort zwar frühreif und eingeboren, kann sich aber nicht heimisch machen. 1729 schrieb Montesquieu in sein Reisenotizbuch: „In England gibt es keine Religion; vier bis fünf Mitglieder des Unterhauses hören die Messe oder gehen zu einer Predigt. Wenn Jemand von Religion spricht, beginnt alle Welt zu lachen. Jemand, der sagte, er glaube etwas wie einen ‚Glaubensartikel‘, wurde allgemein ausgelacht. Es gibt ein Comité zur Beaufsichtigung der religiösen Zustände, ein Umstand, der für lächerlich gehalten wird.“ Fünfzig Jahre später wendet sich das Blatt; Alle, die — um mit Macaulay zu reden — „über ihrem Haupte ein gutes Dach und auf dem Rücken einen guten Rock haben“, haben die Tragweite der neuen Lehren erfaßt. Jedenfalls fühlen sie, daß man nicht gestatten dürfe, daß Stuben-Spekulationen an den Straßenecken propagirt werden. Die Religionsspötterei erscheint ihnen unklug; sie betrachten die Religion als den Kitt der öffentlichen Ordnung. Da sie selbst Männer der Oeffentlichkeit und Thätigkeit sind, an der Regierung theilnehmen und durch eine tägliche persönliche Erfahrung klug werden, also Praxis haben, so sind sie gegen theoretische Chimären vorgesehen. Sie wissen, wie schwer es ist, Menschen zu leiten und in Schach zu halten; sie haben die Maschine gehandhabt und wissen, wie sie geht, was sie taugt und kostet. Sie sind daher nicht leicht geneigt, sie wegzuwerfen, um eine neue zu versuchen, die man für trefflich ausgibt, die aber vorläufig erst auf dem Papier existirt. Der Baronet oder Squire, der auf seiner Domäne Friedensrichter ist, erkennt im Pfarrverweser seinen unentbehrlichen Mitarbeiter und natürlichen Verbündeten. Der im Oberhaus sitzende Herzog oder Marquis braucht die Stimme der Bischöfe, um eine oder die andre Bill durchzubringen, und ihren Beistand, um die über die ländlichen Stimmen verfügenden 15,000 Pfarrer zu gewinnen. So haben denn Alle ihre Hand an irgend einem socialen Rad — sei dieses nun groß oder klein, wesentlich oder nebensächlich —, und dadurch gewinnen sie an Ernst, Voraussicht und gesundem Sinn. Wenn man sich mit reellen Dingen abgibt, geräth man nicht in Versuchung, für eine phantastische Welt zu schwärmen; schon der Umstand, daß wir auf solidem Boden beschäftigt sind, läßt

uns nicht an Luftpromenaden in leeren Räumen denken. Jemehr man zu thun hat, destoweniger hängt man Träumen nach; für Geschäftsleute ist die Geometrie des „Gesellschaftsvertrages" nichts als ein bloßes Spiel des reinen Geistes.

II.

Ganz anders ist dem in Frankreich. Stendhal's Colonel Forsyth erzählt: „Mein Vater kam aus dem Parlament um drei Uhr morgens heim, korrigirte dann während des Restes des Morgens die Bürstenabzüge seiner Reden und eilte, nachdem er uns in der Eile und zerstreut umarmt hatte, zu einem politischen Diner. In Frankreich, wohin ich 1774 kam, fand ich, daß die höchstgestellten Personen sich der schönsten Muße hingaben. Sie kamen zwar mit den Ministern zusammen, aber nur, um ihnen angenehme Dinge zu sagen oder sich welche von ihnen sagen zu lassen. Im übrigen sind ihnen die Angelegenheiten Frankreichs ebenso fremd wie die japanesischen." Noch unbekannter als die allgemeinen sind ihnen die lokalen Geschäfte; ihre Bauern kennen sie nur aus den Berichten ihrer Verwalter. Wir haben gesehen, daß die Stellen, die sie als Gouverneure u. s. w. bekleiden, nur zur Parade da waren und daß deren Inhaber nur mit Anmuth und Pracht zu repräsentiren, zu empfangen und zu diniren hatten, im übrigen aber die Intendanten regieren ließen. Für den Grandseigneur sind Religion und Regierung nur Unterhaltungs-Themata. Und da er die Konversation mit seinesgleichen führt, hat er das Recht, alles zu sagen. Dazu kommt noch, daß der Gesellschafts-Mechanismus sich seit undenklichen Zeiten gleich der Sonne um die eigne Achse dreht; sollte Salongeplauder ihn aus der Ordnung bringen? Keinesfalls ist es der Salonmann, der den Mechanismus leitet und er ist daher für dessen Gang nicht verantwortlich, braucht daher auch keine unruhigen Hintergedanken zu haben und sich keine trüben Sorgen zu machen. Leicht und kühn geht er mit dem Philosophen einher; von der Wirklichkeit losgelöst, gibt er sich der Schwärmerei hin, etwa wie ein junger Mann aus guter Familie, der bei dem Austritt aus der Schule sich an ein Prinzip klammert, die Konse-

quenzen daraus zieht und ein System konstruirt, ohne sich wegen der praktischen Anwendbarkeit desselben den Kopf zu zerbrechen.*)

Nichts ist angenehmer, als diese spekulativen Anwandlungen. Der Geist streift, als hätte er Flügel, in den hohen Regionen herum; mit einem Blick umfaßt er die weitesten Horizonte, das ganze menschliche Leben, die ganze Weltwirthschaft, die Grundprinzipien des Universums, der Religionen, der Gesellschaften. Und wie sollte man plaudern, wenn man sich der Philosophie begäbe? Wie würde ein Zirkel aussehen, aus welchem die hohe Politik und die höhere Kritik als Gesprächsstoffe ausgeschlossen wären? Und was könnte geistvolle Leute veranlassen, zusammenzukommen, wenn nicht der Wunsch, wichtige Fragen miteinander zu besprechen? Seit zwei Jahrhunderten ist die französische Konversation so anziehend, weil sie sich auf derlei Gegenstände erstreckt. Die Ausländer, die nichts dergleichen kennen, widerstehen ihren Reizen nicht; Lord Chesterfield stellt sie als Muster hin: „Sie bewegt sich stets um irgend etwas Geschichtliches, Kritisches oder selbst Philosophisches; das paßt für vernünftige Wesen besser, als unsre englischen Debatten über Wetter und Whist." Der Brummbär Rousseau gesteht, daß „moralische Themata in einer philosophischen Gesellschaft nicht besser diskutirt werden, als auf den Soiréen irgend einer hübschen Pariserin." Freilich wird dort viel geschwätzt; aber „wenn ein Mann von Bedeutung inmitten des Geschwätzes ein ernstes Thema anschlägt oder eine wichtige Frage aufwirft, koncentrirt sich Aller Aufmerksamkeit darauf; Männer, Frauen, Greise und Jünglinge betheiligen sich an der Debatte, in welcher der Gegenstand nach allen Seiten beleuchtet wird, und es ist erstaunlich, wieviel gesunder Sinn und wieviel Vernunft in diesen leichtfertigen Köpfen steckt." Um die Wahrheit zu sagen, spielt die Philosophie in dem permanenten Feste, das sie sich selbst gibt, die Hauptrolle; ohne sie wäre das gewöhnliche Geplauder langweilig. Sie ist eine Art höherer Oper, in der alle großen Gedanken, die einen denkenden Kopf interessiren können, bald in

*) Morellet sagt über die Schriften Diderot's, d'Holbach's 2c.: „Alles schien damals unschuldig in dieser Philosophie, die sich auf einen Kreis von Spekulationen beschränkte und selbst mit ihren größten Kühnheiten nichts Anderes bezweckte, als eine friedliche Uebung des Geistes."

ernstem Gewande, bald in komischer Verkleidung auftreten und sich bunt vermengen. Die Tragödie jener Zeit unterscheidet sich von ihr nur dadurch, daß sie immer feierlich einherschreitet und nur auf der Bühne gespielt wird, während die Philosophie selbst alle möglichen Gestalten annimmt und allgegenwärtig ist, weil man eben überall konversirt. Kein Diner, kein Souper ohne Konversation. Man sitzt bei Tische inmitten eines feinen Luxus, zwischen lächelnden, geschmückten Frauen und gebildeten, liebenswürdigen Männern, überhaupt in gewählter Gesellschaft mit rascher Intelligenz und angenehmem Umgange. Vom zweiten Gang ab sprüht die Laune, es regnet Witze, die Geister flammen und funkeln. Kann man sich beim Dessert enthalten, die ernstesten Dinge zu Bonmots zu verarbeiten? Beim schwarzen Kaffe bespricht man die Unsterblichkeit der Seele und die Frage der Existenz Gottes.

Um uns diese kühne, charmante Konversation vorzustellen, müssen wir die feinsten, lebhaftesten, pikantesten und tiefsten Stücke der Literatur des Jahrhunderts betrachten: die Korrespondenzen, kleinen Abhandlungen und Gespräche Diderot's und Voltaire's. Aber auch das bietet nur Ueberbleibsel und Trümmer; diese ganze geschriebene Philosophie ist auch gesprochen worden, und zwar mit Nachdruck, Schwung, unnachahmlicher Improvisation, mit den Gesten und ausdrucksvollen Bewegungen des Enthusiasmus und der Bosheit. Noch heute, obwohl erkaltet und auf dem Papier, ist sie verlockend und hinreißend; wie erst war sie, als sie lebendig und überzeugend dem Munde Voltaire's und Diderot's entströmte? In Paris gab es täglich Soupers nach Art der von Voltaire geschilderten *); „zwei Philosophen, drei geistreiche Damen, der berühmte Jude Pinto, der Kaplan der reformirten Kapelle des holländischen Gesandten, der griechisch-katholische Sekretär des Fürsten Galitzin und ein schweizerischer, kalvinistischer Hauptmann" setzten sich an einen und denselben Tisch und tauschten vier Stunden lang ihre Anekdoten, Witze, Bemerkungen und Urtheile über „alle Gegenstände der Seltsamkeit, der Wissenschaft und des Geschmackes" aus. Baron d'Holbach empfing allmälig die Besuche

---

*) „Nirgends hat man jemals mit solcher Freiheit über alle Arten menschlichen Aberglaubens gesprochen, wie bei den Soupers Friedrichs des Großen."

der gelehrtesten und bedeutendsten Ausländer seiner Zeit, von Hume bis Garrick, von Sterne bis Franklin, während die berühmtesten Franzosen — von Diderot und Rousseau bis Helvétius und Marmontel — seine ständigen Gäste waren. Zweimal wöchentlich und öfter speist man bei ihm wie üblich um zwei Uhr. Diese Speisestunde ist bedeutsam, denn dadurch werden die besten Kräfte des Menschen und die besten Momente des Tages für die heitere Unterhaltung aufgespart. Man verlegt die Konversation nicht in die späten Nachtstunden; man ist damals nicht wie heute gezwungen, sie den Anforderungen der Arbeit und des Geldes zu unterordnen; vor allem denkt man an's Plaudern, Börse und Parlament sind Nebensache. Morellet erzählt von d'Holbach's Haus: „Wir traten um zwei Uhr ein und blieben fast alle bis sieben oder acht Uhr abends. Dort hörte man die denkbar freieste, belebteste und lehrreichste Konversation. Jede mögliche politische und religiöse Kühnheit wurde auf's Tapet gebracht und pro et contra diskutirt. Oft führte Einer das Wort und legte eine Theorie friedlich und ununterbrochen dar; ein andermal gab es ein Wortduell, dem die Uebrigen ruhig zuhörten. Dort haben Roux und Darcet ihre Erd-Theorie, Marmontel seine „Elemente der Literatur" dargelegt; dort berechnete Raynal auf Heller und Pfennig den Umsatz des spanischen und englischen Kolonialhandels." Dort improvisirte Diderot über Moral, Kunst und Metaphysik mit einem Feuer, einem Reichthum des Ausdruckes, einer Fülle von Bildern, einer Logik, einem glücklichen Stil und einer Mimik, die nur ihm eigen sind und von denen uns nur drei oder vier seiner Schriften ein blasses Bild bewahrt haben. Ein andres Mitglied der d'Holbach'schen Gesellschaft, der neapolitanische Gesandschafts-Sekretär Galiani, ein hübscher, genialer Zwerg, eine Art „Plato oder Macchiavelli mit dem Schwunge und den Bewegungen eines Harlekins", ist ein unerschöpflicher Erzähler, ein trefflicher Possenreißer, ein vollkommener Skeptiker, „glaubt nichts, an nichts und in nichts", selbst nicht an die neue Philosophie, bietet den Salon-Atheisten Trotz, schlägt ihre Lobeserhebungen mit seinen Wortspielen und beweist ihnen — die Perrücke in der Hand und die Beine kreuzend — mit komischen Gleichnissen und Kalauern, daß sie nicht besser sind als die Theologen. „Seine Possen waren

die pikantesten Dinge der Welt; sie waren mehr werth, als alle Schauspiele und Unterhaltungen."

Wie sollten Adelige, die ihr Leben mit dem Plaudern zubringen, die Gesellschaft von Leuten, die so gut plaudern, entbehren können? Ebensowenig wie sich Frauen, die jeden Abend in's Theater gehen und zu Hause Theater spielen, verbieten lassen, berühmte Schauspieler und Sänger einzuladen, z. B. Jelyotte, Sainval, Préville, den jungen Molé — der als Kranker eines Tages über 2000 Flaschen verschiedener Weine von allen Hofdamen zugesandt erhielt — oder Fräulein Clairon, die einst, als sie eingesperrt war, eine enorme Menge Besuche per Karrosse empfing und im schönsten Gemache des Gefängnisses inmitten des schönsten Kreises thronte. Wenn man das Leben so auffaßt, bedarf jeder Salon eines Philosophen mit all' seinen Ideen ebensosehr wie eines Kronleuchters mit all' seinen Kerzen. Der Philosoph bildet einen Theil des neuen Luxus und wird wie ein Möbel exportirt. Die Souveräne berufen sie inmitten ihres Glanzes und Ruhmes zu sich, um einmal in ihrem Leben das Vergnügen der freien und vollkommenen Konversation zu kosten. Als Voltaire in Preußen ankam, wollte Friedrich der Große ihm die Hand küssen, schmeichelte ihm wie einer Maitresse und konnte sich später trotz aller vorgefallenen Reibungen nicht enthalten, mit ihm zu korrespondiren. Katharina II. läßt Diderot kommen und unterhält sich täglich zwei bis drei Stunden mit ihm. Während seiner Anwesenheit in Frankreich ist Gustav III. mit Marmontel intim und betrachtet einen Besuch Rousseau's als eine ganz besondere Ehre. Von Voltaire kann man mit Wahrheit sagen, er halte „die drei Könige" — Preußen, Rußland, Dänemark-Schweden — in der Hand, abgesehen von geringerwerthigen Karten, wie Fürsten und Fürstinnen, Großherzögen u. s. w." Offenbar gehört in dieser Welt die erste Rolle den Schriftstellern; man unterhält sich nur von ihnen und wird nicht müde, ihnen zu huldigen. Hume schreibt aus Paris an Robertson: „Hier esse ich nur Ambrosia, trinke nur Nektar, athme nur Weihrauch und wandle nur auf Blumen. Jeder Mann und noch mehr jede Dame, die ich treffe, würden eine unumgängliche Pflicht zu verletzen glauben, wenn sie nicht lange Lobreden an mich richten würden." Als er — Hume — in

Versailles vorgestellt wurde, richteten der künftige Ludwig XVI., der künftige Ludwig XVIII. und der künftige Karl X. — im Alter von 10, 8 und 4 Jahren stehend — Komplimente über sein Buch an ihn. Es ist hier unnöthig, die Rückkehr Voltaire's, seinen Triumph zu schildern; man weiß, daß die Akademie ihn in corpore empfing, daß die Menge seinen Wagen anhielt, daß die Straßen, Fenster, Treppen und Balkons von Menschen überfüllt waren, daß das entzückte Theaterpublikum ihm fortwährend Beifall klatschte, daß das Volk ihn dann unter Hochgeschrei nach Hause führte, daß seine Salons nicht minder voll waren wie die des Königs, daß sich Großseigneurs an seiner Thür drängten und die Ohren spitzten, um ein Wort von ihm zu erhaschen, während hohe Damen auf den Zehen standen, um einer Geste von ihm ansichtig zu werden. Alles war in Begeisterung aufgelöst. „Ich habe mit ihm gesprochen" genügte, um aus dem Erstbesten eine Persönlichkeit zu machen, denn mit wem hatte er gesprochen? Mit dem wunderbaren Orchesterchef, der seit fünfzig Jahren den wirbelnden Ball der ernsten und leichtgeschürzten Gedanken angeführt, die Konversation als anerkannter Meister geleitet, die erste Violine gespielt, den Ton angegeben hatte und noch immer an der Spitze stand.

III.

Man beachte, mit welchen Ausrufungen man ihn empfing: „Es lebe der Verfasser der „Henriade", der Vertheidiger der Calas, der Autor der „Pucelle""! Heutzutage würde Niemand solche Rufe ausstoßen. Daß es damals geschah, zeigt uns die Tendenzen der Zeit: man verlangte von den Schriftstellern nicht bloß Gedanken, sondern man wünschte auch, daß die Gedanken oppositionell seien. Infolge ihrer Unthätigkeit wird die Aristokratie tadelsüchtig. Der Mensch fügt sich nur dann gerne in Bestimmungen, wenn er zu ihrer Anwendung beiträgt. Will man ihn für die Regierung gewinnen, so lasse man ihn daran theilnehmen. Wenn nicht, wird er zum Zuschauer; dann sieht er nur die Fehler, die Unannehmlichkeiten und ist nur zum Kritisiren und Zischen aufgelegt. Es geht ihm diesfalls wie im Theater; im Theater aber will man sich ungenirt unterhalten, und wie viel

Unbequemlichkeiten legt uns nicht die bestehende Ordnung, wie überhaupt jede bestimmte Ordnung auf! Da ist vor allem die Religion. Für die liebenswürdigen Müßiggänger, die Voltaire schildert, für die „hunderttausend Personen, die nichts zu thun haben, als zu spielen und sich zu unterhalten," ist sie — die Religion — der unangenehmste Erzieher, denn sie brummt fortwährend, verdammt das sinnliche Vergnügen und das freie Urtheil, verbrennt die Bücher, die man am liebsten lesen möchte und zwingt uns Dogmen auf, die wir nicht mehr verstehen. Wenn wir aufrichtig sein sollen, sie ist uns ein Dorn im Auge, und wer ihr einen Stein nachwirft, ist uns willkommen. Eine andere Fessel ist die Moral der Geschlechter. Sie scheint eine schwere Last zu sein für vergnügungssüchtige Menschen, für die Zeitgenossen der Richelieu's, der de Lauzun's, der de Tilly's, für die Helden von Crébillon fils, für die ganze leichtfertige, galante Welt, deren Regel die Unregelmäßigkeit ist. Diese Leute werden ohne Schwierigkeit eine Theorie annehmen, die ihre Praxis rechtfertigt. Es wird ihnen Vergnügen machen, zu erfahren, daß die Ehe eine Konvenienz und ein Vorurtheil ist. Sie werden Saint-Lambert applaudiren, der beim Souper einen Toast ausbringt auf die Rückkehr zur Natur und auf die otahaitischen Sitten. Das letzte Hemmniß, die Regierung, ist das unbequemste von allen, denn sie ist dazu da, die anderen Hemmnisse zur Anwendung zu bringen und drückt uns daher mit dreifachem Gewicht. Sie — die Regierung — ist absolut, centralisirt, stagnirend, sie begeht Fehler, sie hat Schattenseiten, kurz, sie gibt genug Ursache zur Unzufriedenheit. Sie hat gegen sich den unbestimmten, stummen Groll der alten, von ihr entthronten Gewalten, der Provinzialversammlungen, der Parlamente, der bedeutenden Persönlichkeiten in der Provinz, die Adeligen von altem Schlage, die — wie die Mirabeaus — den feudalen Geist beibehalten oder — wie der Vater Chateaubriand's — den Abt Raynal „einen ganzen Mann" nennen. Ferner hat sie gegen sich den Unwillen aller Jener, die bei der Vertheilung von Aemtern und Gunstbezeigungen übergangen werden, nicht nur den Provinzadel, der zu Hause bleibt, während der Hofadel das königliche Mahl verzehrt, sondern noch mehr die große Zahl jener Höflinge, die sich mit dem Abhub begnügen müssen, während die Günstlinge des

kleinen intimen Kreises alle großen Stücke verschlingen. Ferner die schlechte Laune der Unterthanen, die der Regierung — weil diese sich als Vorsehung geberdet und sich in alles mischt — alles in die Schuhe schieben, die Theuerung des Brotes ebensowohl wie den Verfall der Straßen. Sodann die aufkeimende Menschlichkeit, die in den elegantesten Salons die Regierung beschuldigt, an den veralteten Resten einer barbarischen Epoche festzuhalten, an dem schlechten Steuersystem, den blutigen Gesetzen, den ungerechten Verfolgungen, den strengen Strafen, den geheimen Verhaftsbefehlen, den Staatsgefängnissen. Dabei haben wir die Excesse, Skandale, Malheurs, Bankerotte, die politischen und militärischen Niederlagen außer Acht gelassen. Alles ist schlecht; der Ekel stellt sich ein. Die Zuschauer flüstern einander zu, das Stück sei schlecht und das Theater sei schlecht gebaut, unbequem, erstickend, eng, und man werde es, wolle man sich darin behaglich fühlen, demoliren und vom Keller bis zum Dach wieder aufbauen müssen.

In diesem Moment treten die neuen Baumeister mit ihren Scheingründen und mit fertigen Plänen auf und beweisen, daß alle großen öffentlichen Gebäude — Religionen, Moral, Gesellschaften — nothwendigerweise plump und ungesund sein müssen, da sie bisher nur aus Stückwerk je nach Bedürfniß, gewöhnlich von Narren und Barbaren, jedenfalls aber von gewöhnlichen Maurern, die keine Grundsätze hatten, sondern auf's Gerathewohl arbeiteten, errichtet wurden. Sie erst seien Architekten mit Grundsätzen, und zwar Vernunft, Natur, Menschenrechten, also einfachen, fruchtbaren Prinzipien, die ein Jeder verstehen kann und aus denen man nur die Konsequenzen zu ziehen braucht, um an die Stelle der alten häßlichen Bauten der Vergangenheit das herrliche Gebäude der Zukunft zu setzen. Die Versuchung ist groß für Unzufriedene, Irreligiöse, Epikuräer und Philantropen; „was man wünscht, glaubt man gern.“ Sie nehmen leicht Maximen an, die ihren geheimen Wünschen entsprechen; wenigstens nehmen sie sie in der Theorie an. Die großen Worte „Freiheit, Gerechtigkeit, öffentliches Wohl, Menschenwürde“ sind so schön und überdies so vag! Welches Herz würde nicht für diese Worte schlagen und welcher Verstand könnte alle ihre Anwendungen voraussehen? Umsomehr als die Theorie bis zum letzten Augenblick nicht von ihrer Höhe herabsteigt,

sondern auf ihre Abstraktionen beschränkt bleibt und einer akademischen Abhandlung gleicht, und als es sich nur um den Menschen an und für sich, um den Gesellschaftsvertrag, um das imaginäre Ikarien handelt. Gibt es zu Versailles einen Höfling, der sich weigern würde, die Gleichheit in Salent zu dekretiren? Die Verbindung zwischen den beiden Abtheilungen des menschlichen Geistes — der höheren mit den reinen Raisonnements und der niedrigeren mit dem thätigen Glauben — ist weder vollständig noch rasch. Eine Menge von Prinzipien gehen aus der obern Abtheilung nicht heraus, sondern bleiben darin als Kuriositäten; es sind das zarte, geistreiche Mechanismen, mit denen man gern Parade macht, die man aber fast nie anwendet, und wenn man sie zuweilen in die untere Abtheilung versetzt, so bedient man sich ihrer nur halb, denn bestehende Gewohnheiten oder frühere Interessen und stärkere Instinkte schränken ihren Gebrauch ein. Man handelt da nicht in schlechtem Glauben, sondern als Mensch; Jedermann bekennt sich zu Wahrheiten, die er praktisch nicht ausübt. Als eines Abends der schwerfällige Advokat Target aus der Dose der Marschallin Beauvau eine Prise Schnupftabak nahm, war diese — deren Salon ein kleiner demokratischer Klub war — über eine solche Vertraulichkeit verblüfft. Als Mirabeau aus der Sitzung, in der er für die Abschaffung der Adelstitel gestimmt hatte, nach Hause kam, nahm er seinen Kammerdiener bei den Ohren und donnerte ihn lachend an: „Hörst du Schlingel, für dich bleibe ich wohl immer der Herr Graf." Diese Züge zeigen, bis zu welchem Grade die neuen Theorien in die Köpfe der Aristokratie eindringen. Sie haben die ganze obere Abtheilung inne und weben dort mit fröhlichem Geräusch das ganze Netz der unendlichen Konversation; ihr Gemurmel dauert das ganze Jahrhundert hindurch. Niemals hat man in Salons eine solche Entfaltung schöner Worte und allgemeiner Phrasen gesehen. Etwas davon fällt in die untere Abtheilung, wenn auch nur ein Stäubchen, d. h. die Hoffnung, das Vertrauen in die Zukunft, der Glaube an die Vernunft, der Sinn für Wahrheit, der jugendliche, edle, gute Wille, der Enthusiasmus, der rasch verfliegt, sich aber zuweilen bis zur Selbstverleugnung und Aufopferung aufschwingen kann.

IV.

Verfolgen wir den Fortschritt der Philosophie in den höheren Klassen. Die Religion erleidet die ersten und stärksten Stöße. Die kleine Gruppe von Zweiflern, die man unter Ludwig XIV. kaum bemerkte, hat im Stillen Rekruten geworben. Schon 1698 konnte die Pfalzgräfin — Mutter Philipp's von Orléans — behaupten, „man sehe kaum einen jungen Mann, der nicht Atheist sein wollte." Während der Regentschaft ihres Sohnes tritt die Ungläubigkeit klar zu Tage. Die Pfalzgräfin fährt fort (1722): „Ich glaube nicht, daß es in ganz Paris hundert Personen — seien es Laien oder Geistliche — gibt, die wahrhaft gläubig sind oder selbst nur an den Erlöser glauben." Die Rolle eines Geistlichen beginnt eine schwierige zu werden; er scheint entweder eine Puppe oder eine Zielscheibe zu sein. „Sobald wir in Gesellschaft erscheinen", schreibt ein Geistlicher, „läßt man uns disputiren; wir sollen Leuten, die nicht an Gott glauben und die die Unsterblichkeit der Seele leugnen, die Nützlichkeit des Gebets oder die Nothwendigkeit des Fastens beweisen. Das fällt schwer und die Lacher sind nicht auf unserer Seite." Bald bringen die Beichtzettel-Skandale und die Abneigung der Bischöfe gegen die Besteuerung der Kirchengüter die öffentliche Meinung gegen den Klerus und demgemäß gegen die Religion auf. „Es steht zu befürchten", sagt Barbier 1751, „daß diese Dinge ernst enden werden; eine Revolution in unserm Lande zu Gunsten des Protestantismus ist nicht unmöglich." D'Argenson schreibt zwei Jahre später: „Der Priesterhaß ist hoch gestiegen. Die Geistlichen dürfen sich kaum in den Straßen zeigen, wenn sie nicht ausgepfiffen werden wollen. Da unsere Nation in unserem Jahrhundert weit aufgeklärter ist als zur Zeit Luthers, wird sie auch weiter gehen und alle Priester, Offenbarungen und Mysterien abschütteln." „Man wagt es in guter Gesellschaft nicht mehr, für den Klerus einzutreten; wer es dennoch thut, wird verhöhnt und für einen Vertrauten der Inquisition gehalten. Die Priester haben in diesem Jahre eine Verminderung der Zahl ihrer Kommunikanten um mehr als ein Drittel bemerkt. Das Jesuitenkollegium wird leer; 120 Zöglinge sind diesen so anrüchigen Mönchen weggenommen worden. Auf

den Pariser Maskenbällen erscheinen mehr Bischofs-, Abbé-, Mönchs- und Nonnen-Kostüme als je." Die Antipathie ist so groß, daß die mittelmäßigsten Bücher Furore machen, wenn sie nur antichristlich und als solche auf den Index gesetzt sind. 1748 macht ein „Die Sitten" betiteltes Werk von Toussaint zu Gunsten der natürlichen Religion solches Aufsehen, daß alle Welt es liest und man auf der Promenade einander allgemein fragt: „Haben Sie „die Sitten" gelesen?" Zehn Jahre nachher hat man den Deïsmus abgeschüttelt und „der Materialismus ist die große Beschwerde." D'Argenson sagt: „Fast alle Gelehrten und Schöngeister verschwören sich gegen unsere heilige Religion, die tüchtig erschüttert wird; die Anstrengungen der Frommen, die Ungläubigen zu bekehren, bestärken diese noch in ihrer Irreligiösität. Die frommen Bücher liest man nicht; man macht sich über alles lustig und bleibt materialistisch." Horace Walpole, der 1765 wieder nach Frankreich kommt und dessen gesunder Verstand die Gefahr voraussieht, erstaunt über diese Unklugheit: „Ich habe heute in Gesellschaft von zwölf Gelehrten gespeist; obwohl alle Domestiken anwesend waren, führte man — selbst über das alte Testament — eine viel freiere Konversation, als ich in England an meinem eigenen Tische dulden würde, selbst wenn nur ein einziger Diener anwesend wäre, der sie hören könnte. Ueberall dogmatisirt man. Das Lachen ist ebenso sehr aus der Mode gekommen wie die Puppen- oder Ballspiele. Unsere guten Leute haben nicht mehr Zeit zu lachen, sie haben zu viel zu thun. Vor allem müssen sie Gott und den König entthronen; alle und jeder Einzelne, Männer und Frauen betheiligen sich hieran gewissenhaft. In ihren Augen bin ich ein Abtrünniger, weil ich noch an Manches glaube. . . . . Wissen Sie, was man hier unter „Philosophen" versteht? Vor allem fast Jedermann, sodann Alle, die sich als Feinde des Papismus erklären, in Wirklichkeit aber auf die Abschaffung jeder Religion hinzielen. . . . . Diese Gelehrten — Pardon: diese Philosophen — sind unausstehlich, oberflächlich, anmaßend und fanatisch. Sie predigen unaufhörlich mit unglaublicher Freiheit, und ihre Lehre ist eingestandenermaßen der Atheismus. Voltaire selbst genügt ihnen nicht mehr; eine ihrer Proselytinnen sagte mir: „Er (Voltaire) ist ein bigotter Deïst"."

Das klingt stark, aber wir sind noch nicht zu Ende, denn bisher war die Gottlosigkeit weniger eine Ueberzeugung als eine Mode. Der gut beobachtende Walpole täuscht sich auch hierin nicht: „Trotz alledem glaube man ja nicht, daß die Leute von hohem Rang — die Männer wenigstens — Atheisten seien. Die armen Seelen sind glücklicherweise unfähig, das Raisonnement so weit zu treiben; aber sie sagen „Ja“ zu vielen Ungeheuerlichkeiten, weil die Mode es erfordert und weil sie nicht widersprechen können.“ Gegenwärtig, da „die Stutzer veraltet sind und Jedermann ein Philosoph ist, sind auch sie Philosophen;“ man muß ja mit den Wölfen heulen. Was ihnen aber an dem neuen Materialismus am besten gefällt, das ist die Pikanterie der Paradoxa und die Freiheit des Vergnügens. Sie sind Schüler aus gutem Hause, die ihrem Religionslehrer allerlei Schabernack spielen. Sie lernen aus gelehrten Theorien, wie ihm eine Eselsmütze aufzusetzen sei, und ihre Streiche gefallen ihnen umso besser, jemehr sie mit Irreligiösität gewürzt sind. Ein Hofseigneur, der Doyen's Gemälde „Sankta Genovefa und die Pestbehafteten“ gesehen hatte, läßt den Maler kommen und sagt ihm: „Malen Sie meine Maitresse auf einer Schaukel, die von einem Bischof in Bewegung gesetzt werden soll; mich placiren Sie derart, daß ich die Beine der schönen Frau sehen kann oder auch mehr, wenn Sie Ihr Gemälde heiterer machen wollen.“ Der schlüpfrige Gesang „Marotte“ von Collé macht enormes Aufsehen; vierzehn Tage nach dem Erscheinen gab's Niemand, der ihn nicht abgeschrieben hätte; „und seine Beliebtheit hat er dem Vaudeville oder vielmehr dem geistlichen Publikum zu danken.“ Je irreligiöser ein frivoles Buch ist, desto größer der Erfolg, und kann man kein gedrucktes Exemplar haben, so läßt man sich eine Abschrift machen. Collé erzählt, daß in einem einzigen Monat etwa 2000 Kopien von Voltaire's „Pucelle“ in Paris geschrieben wurden. Die Behörden selbst verbrennen derlei Bücher nur der Form halber. „Man glaube ja nicht, daß der Henker die Erlaubniß erhält, Bücher, die gerichtlich verdammt werden, wirklich zu verbrennen. Den betreffenden Richtern und Magistraten fällt es gar nicht ein, sich der ihnen rechtmäßig zukommenden Exemplare solcher Schriften zu entäußern; man verbrennt statt der letzteren einige armselige Aktenrollen, an denen kein Mangel herrscht.“

Aber je weiter das Jahrhundert fortschreitet, desto weniger geräuschvoll und desto stärker wird die Ungläubigkeit. Sie schöpft neue Kraft an den Quellen; die Frauen sogar entfalten eine große Vorliebe für die Wissenschaften. 1782 erzählt eine der Personen Madame de Genlis': „Vor fünf Jahren noch bekümmerten sie sich blos um ihre Toilette und um das Arrangement ihrer Soupers: heute sind sie Gelehrte und Schöngeister." Im Kabinet einer Modedame findet man neben einem kleinen, der Wohlthätigkeit oder der Freundschaft geweihten Altar ein naturgeschichtliches Wörterbuch oder physikalische und chemische Abhandlungen. Die Damen lassen sich nicht mehr als Wolkengöttinnen malen, sondern als chemische Arbeiterinnen in Laboratorien zwischen Teleskopen und Retorten. Gräfinnen und Marquisen wohnen Rouelle's Experimenten über die Schmelzung und Verflüchtigung des Diamanten bei. In den Salons bilden sich Gesellschaften von 20 bis 25 Personen behufs Hörung eines Kurses Physik, Chemie, Botanik oder Mineralogie. In den öffentlichen Sitzungen der Akademie der Inschriften applaudiren die Weltdamen bei Abhandlungen über den Apis und über die Beziehungen zwischen der egyptischen, phönizischen und griechischen Sprache. 1786 lassen sie sich die Pforten des Collège de France öffnen. Nichts stößt sie ab. Einige handhaben Lanzette und Secirmesser; die Marquise von Voyer sieht einer Secirung zu und die junge Gräfin Coigny secirt gar eigenhändig. An diesen Dingen findet die Ungläubigkeit neue Nahrung. Gegen das Ende des Jahrhunderts „rühmen sich junge Leute, die seit sechs oder sieben Jahren der Gesellschaft angehören, offen ihrer Irreligiösität; sie glauben, daß die Gottlosigkeit mit der Philosophie identisch sei und als geistreich gelten müsse." Zweifellos gibt es, besonders seit Rousseau, viele Deïsten, aber wir glauben nicht, daß der zehnte Theil der Pariser und Pariserinnen Christen sind. „Seit zehn Jahren", schreibt Mercier 1783, „geht die feine Welt nicht mehr in die Messe; bloß Sonntags geht man dahin und zwar bloß, um bei den Lakeien keinen Anstoß zu erregen, und die Lakaien wissen das ganz gut." Der Herzog von Coigny verbietet, daß man für ihn bete und droht, den Pfarrer von der Kanzel hinunterwerfen zu lassen, falls er sich dennoch unterstehe, es zu thun; als sein Sohn erkrankt, verbietet er, ihm die Sakramente

zu reichen. Der Sohn stirbt, — der Herzog gestattet kein Leichenbegängniß; als er selbst erkrankt, verschließt er dem Bischof von Amiens, der zwölfmal zu seinem Besuche eintrifft, die Thüre und stirbt wie er gelebt hat. Wohl mag ein solcher Skandal selten sein; fast Alle pflegen bei aller Gedankenfreiheit die äußere Form zu beobachten. Wenn die Kammerfrau ankündigt: „Frau Herzogin, der liebe Gott ist da; darf er eintreten? Er wünscht die Ehre zu haben, Ihnen seine Aufwartung zu machen", — so bewahrt man den äußern Schein. Man läßt den Zudringlichen ein, man ist höflich mit ihm; wenn man ihm entschlüpft, geschieht es unter einem anständigen Vorwand; wenn man ihm aber seinen Willen thut, so geschieht es nur des Anstands halber. Niemals ist die Gesellschaft allen Christenthums so bar gewesen; in ihren Augen ist eine positive Religion nichts als ein Volksaberglaube, der für Kinder und Einfaltspinsel, nicht aber für Hochgestellte und „honnêtes gens" gut ist. Man muß vor der vorbeikommenden Prozession den Hut ziehen, — zu mehr ist man nicht verpflichtet.

Nun kommen wir zum letzten und schwerwiegendsten Anzeichen. Wenn die arbeitenden und dem Volke angehörenden Pfarrer den Glauben des Volkes haben, hegen die plaudernden und der feinen Welt angehörenden Prälaten die Ansichten dieser Welt. Wir meinen nicht blos die Salon-Abbés, die als ständige Haushöflinge, als Neuigkeitskrämer, als Boudoirschmarotzer, als Echo von Gesellschaft zu Gesellschaft, von Salon zu Salon gehen und sich zu Stimmträgern hergeben; Echo und Stimmträger wiederholen bloß die ihnen mitgetheilten Phrasen, seien sie nun skeptisch oder nicht.*) Es handelt sich hier mehr um die Würdenträger, und diesbezüglich stimmen alle Zeugnisse überein. Der Großvikar von Cahors, Abbé Bassinet, hielt 1767 in der Louvre-Kapelle eine Lobrede auf den Heiligen Ludwig; „dabei schlug er kein Kreuz, las keine Bibel, machte keine Citate daraus, und erwähnte des lieben Gottes und der Heiligen mit keiner

*) Der Abt von Lattaignant und Kanonikus von Reims — Verfasser von leichten Gedichten und Souper-Gesängen — schreibt für Nicolet's Theater eine Posse, „in welcher die Intrigue mit vielen frivolen Witzen, wie sie in der Mode sind, gewürzt ist." Die an diesem Theater tonangebenden Höflinge sind von diesem Kanonikus entzückt.

Silbe. Er beleuchtete seinen Helden nur mit Hinsicht auf dessen politische, militärische und moralische Tugenden. Er sprach sich gegen die Kreuzzüge aus und nannte sie lächerlich, grausam und ungerecht. Die römische Kurie beleidigte er und trat ihr schonungslos entgegen. Andre vermeiden es, auf der Kanzel den Namen Christi zu nennen und sprechen nur vom ‚Gesetzgeber der Christen‘." Ein feiner Beobachter präcisirt die religiöse Stufenleiter folgendermaßen: „Ein einfacher Priester, ein Pfarrer soll ein wenig Glauben haben, sonst hält man ihn für einen Heuchler; aber er darf seiner Sache nicht ganz sicher sein, sonst hält man ihn für unduldsam. Der Großvikar darf antireligiöse Dinge schon belächeln, der Bischof mag geradezu lachen, während der Kardinal bereits ausdrücklich beistimmen kann." Man fragte einen der achtbarsten Pariser Pfarrer: „Glauben Sie, daß die Bischöfe, die die Religion fortwährend auf's Tapet bringen, sehr religiös sind?" Nach kurzem Zögern erwiderte er: „Es dürfte vier bis fünf geben, die noch gläubig sind." Wer die Herkunft, die Umgebung, die Gewohnheiten und den Geschmack dieser Herren kennt, wird diese Aeußerung nicht unwahrscheinlich finden. Dom Collignon, der Vertreter der Abtei Metlach, Kurat, Seigneur und Oberrichter von Valmunster, ein schöner Mann, ein liebenswürdiger Hausherr und guter Gesellschafter, vermeidet Skandal, indem er seine zwei Maitressen nur in engerem Kreise an seine Tafel zieht, ist aber im übrigen so irreligiös als möglich und betrachtet die Religion nur als politische Einrichtung und moralische Fessel. Grimaldi, der junge, galante Bischof von Mans, ernennt seine jungen, galanten Freunde zu Generalvikaren und macht aus seinem Landhause zu Coulans ein Rendez-vous für hübsche Damen. Von den Sitten schließe man auf den Glauben. Talleyrand, Brienne, Kardinal Rohan, Abt Maury — der Vertheidiger des Klerus — sind notorische Skeptiker. Der Zweifler Rivarol erklärt, daß beim Herannahen der Revolution die Aufklärung der Geistlichkeit der der Philosophen gleichkam. Montlosier erzählt: „Ich bildete mir eine Gesellschaft von schöngeistigen Priestern, von denen ein Theil deïstisch, ein anderer offen atheistisch war und mit denen ich mich zum Kampf gegen meinen Bruder rüstete." Mercier fragt: „Wer würde glauben, daß der Klerus

weniger Vorurtheile hat als irgend ein andrer Stand?" Und der Erzbischof von Narbonne schreibt den Widerstand des hohen Klerus (1791) nicht der Religiösität, sondern dem Ehrgefühl zu: „Wir haben uns damals wie echte Gentlemen benommen; man kann sagen, daß die Meisten von uns nicht aus Frömmigkeit so handelten."

V.

Die Entfernung zwischen Thron und Altar ist kurz und dennoch braucht die öffentliche Meinung dreißig Jahre, um sie zurückzulegen. Während der ersten Hälfte des Säkulums gibt es noch keine politische oder sociale Fronde. Die Ironie der „Persischen Briefe" ist ebenso zart wie maßvoll; der „Geist der Gesetze" ist konservativ. Die Schwärmereien des Abtes von Saint-Pierre werden belächelt und er selbst wird aus der Akademie entfernt, als er es sich beifallen läßt, Ludwig XIV. zu tadeln. Endlich aber geben auf der einen Seite die Oekonomisten, auf der andern die Parlamentarier den Anstoß. „Gegen 1750," sagt Voltaire, „wird die Nation der Verse, der Tragödien, der Lustspiele, der Romane, der Opern, der romantischen Geschichten, der noch romantischeren moralischen Betrachtungen und der Disputationen über Anmuth und Knixe überdrüssig und beginnt über das Getreide zu raisonniren." Woher kommt die Brottheuerung? Warum befindet sich der Landmann in schlechter Lage? Wie sieht es mit der Besteuerung aus? Sollte nicht jedes Grundstück besteuert werden und darf ein Grundstück mehr Steuer zahlen als es einbringt? Solcherlei Fragen werden in den Salons aufgeworfen, und zwar unter den Auspicien des Königs durch Quesnay, seinen Arzt, „seinen Denker", der das physiokratische System begründet, welches den Souverän vergrößert, um die Volksnoth zu erleichtern und welches die Zahl der Besteuerten vermehrt, um die Steuern weniger drückend zu machen. Gleichzeitig erscheinen durch die entgegengesetzte Thüre andre, nicht weniger neue Fragen: „Ist Frankreich eine beschränkte, repräsentative Monarchie oder einer Pascha-Wirthschaft unterworfen? Stehen wir unter dem Gesetze eines absoluten Herrn oder unter der Regierung einer begrenzten überwachten Macht?" Die verbannten Parlamentsmitglieder

„haben sich darauf verlegt, das öffentliche Recht an den Quellen zu studiren und sie berathen darüber wie in einer Akademie. Infolge ihrer Studien verbreitet sich die Meinung, daß die Nation über dem König stehe, wie die Kirche über dem Papst." Der Umschlag ist frappant, fast plötzlich. „Früher war das Publikum auf Staats-Neuigkeiten gar nicht neugierig; jetzt liest man selbst in der Provinz überall die ‚Gazette de France', und man beschäftigt sich mit Politik, wenn auch freilich manchmal in sehr buntscheckiger Weise." Wenn die Konversation diesen Stoff aufgegriffen hat, läßt sie davon nicht mehr ab und die Salons öffnen sich der politischen Philosophie, also auch dem „Gesellschaftsvertrag", der „Encyklopädie", den Lehren Rousseau's, Mably's, d'Holbach's, Raynal's und Diderot's. 1759 glaubt der aufgeregte d'Argenson das Ende bereits gekommen: „Die Leute setzen sich ein philosophisches Gebilde von freier antimonarchischer Regierung in den Kopf, und es ist nicht unmöglich, daß man den Plan bei erster Gelegenheit durchführt. Vielleicht wird die Revolution mit weniger Hader zustande kommen, als man wohl glaubt; sie dürfte mit Akklamation eingeführt werden.*)"

Nein, noch nicht, aber die Saat blüht auf. 1762 gibt es einen politischen Flugschriften-, Brochüren- und Abhandlungsregen; „eine Wuth, in Finanz- und Regierungsangelegenheiten zu raisonniren", macht sich geltend. 1765 konstatirt Walpole, daß die Atheisten, die damals den Ton in der Konversation angaben, sich gegen den König ebenso verschwören, wie gegen die Priester. Ein von Rousseau eingeführtes furchtbares Wort — „Bürger" — ist in die gewöhnliche Sprache aufgenommen worden und — was das entscheidendste ist — die Frauen schmücken sich damit wie mit einer Kokarde. Ein junges Mädchen schreibt einer Freundin: „Du weißt, wie sehr ich Bürgerin bin; als Bürgerin und als Freundin kann mir nichts angenehmer sein, als zu hören, daß sich der Friede und meine kleine Freundin wohlbefinden." Ein anderes, nicht weniger bedeutsames Wort, das einst lächerlich war — „Energie" — wird modern und kommt häufig zur Anwendung. Mit der Sprache ändern sich auch die Gefühle, und die

*) Das klingt wie eine Vorhersagung des 4. August 1789.

größten Damen gehen zur Opposition über. Nach der Verbannung der Parlamente, 1771, wurden gesellige Versammlungen zu kleinen Ständeversammlungen, in denen die in Gesetzgeber verwandelten Frauen Prämissen aufstellten und mit Sicherheit die Grundsätze des öffentlichen Rechtes zum Besten gaben." Die Gräfin Egmont schickt dem König von Schweden eine Denkschrift über die Grundgesetze Frankreichs zu Gunsten des Parlaments — des einzigen Vertheidigers der nationalen Freiheiten — gegen die Attentate des Kanzlers Maupeou. „Ich bezweifle nicht", fügt sie hinzu, „daß Ew. Majestät die Macht, die Ihnen ein entzücktes Volk unbeschränkt anvertraut hat, nicht mißbrauchen werden. Möge Ihre Regierung eine freie und unabhängige sein und nie zur Quelle absoluter Gewalt werden." Eine große Anzahl hochgestellter Damen denken und schreiben ähnlich. Madame de Boufflers schreibt z. B.: „Die absolute Macht ist eine sterbliche Krankheit, die, indem sie die moralischen Eigenschaften unmerklich korrumpirt, zur Zerstörung der Staaten führt. Die Handlungen der Monarchen sind der Kritik ihrer Unterthanen wie der des ganzen Universums unterworfen. Wenn die gegenwärtige Verwaltung beibehalten wird, geht Frankreich zu Grunde." Die Damenkritik bleibt ebenso resolut, als unter Ludwig XVI. eine neue Verwaltung reformatorische Anwandlungen bekommt und sie dann widerruft. Madame de la Marck schreibt: „Kindereien, Schwachheiten und endlose Inkonsequenzen wechseln bei uns ab und jedesmal kommen wir schlechter heraus. Der Graf und die Gräfin von Artois sind soeben durch unsere Provinzen gereist, aber — wie diese Leute reisen — mit enormen Ausgaben, die ihnen übrigens nichts einbringen, als eine überraschende Fettsucht; der Graf ist tonnendick geworden." Zugleich mit der Freiheitsliebe ist ein Hauch von Humanität in die weiblichen Herzen gedrungen. Sie interessiren sich für die Armen, für die Kleinen, für das Volk; Madame d'Egmont empfiehlt Gustav III., die Kartoffeln in Dalekarlien einzuführen. Nach dem Erscheinen des Kupferstiches zu Gunsten der Calas „beeilt sich ganz Frankreich, ja ganz Europa, zu subskribiren; die Kaiserin von Rußland gibt 5000 Livres." Walpole schreibt: „Selbst bei Hofe gehören Land- und Volkswirthschaft, Reformen und Philosophie zum bon ton." Eine Denkschrift des Präsidenten Dupaty zu

Gunsten dreier zum Gerädertwerden verurtheilter Unschuldiger bildet lange das Tagesgespräch. „Diese geselligen Konversationen sind nicht mehr müßig", schreibt Madame de Staël diesbezüglich an Gustav III., „denn nach ihnen bildet sich die öffentliche Meinung. Die Worte sind zu Handlungen geworden und alle fühlenden Herzen preisen begeistert eine Denkschrift, die von der Menschlichkeit eingegeben worden und die voller Talent zu sein scheint, weil sie gemüthvoll ist." Als Latude das Gefängniß von Bicêtre verläßt, wollen Madame de Luxembourg, Madame de Boufflers und Madame de Staël mit Madame Legros, der Spezereihändlerin, speisen, weil diese „seit drei Jahren Himmel und Erde in Bewegung gesetzt hat", um den Gefangenen zu befreien. Daß es Lally gelingt, seinen Vater zu rehabilitiren, hat er den Frauen mit ihrer Rührung, ihrem Eifer, ihren Sympathien und ihrem Zusammenwirken zu danken. Wenn sie etwas liebgewinnen, begeistern sie sich dafür. Die so schüchterne Madame de Lauzun geht so weit, einen Mann, der von Necker schlecht spricht, öffentlich zu beleidigen. Man denke daran, daß in diesem Jahrhundert die Frauen Königinnen waren, die Mode machten, den Ton angaben, die Konversation — und daher die Ideen, und daher die Meinungen — beherrschten. „Die Frauen", sagt Collé, „haben die Franzosen derart unterjocht, daß diese nur mehr nach ihnen denken und fühlen." Wenn man die Frauen auf politischem Gebiete obenan findet, kann man sicher sein, daß die Männer nachfolgen, denn jede Dame führt ihren ganzen Salon mit sich.

VI.

Wir haben also ein seltsames Schauspiel vor uns: eine von humanitären und radikalen Maximen durchdrungene Aristokratie, dem Hofe feindliche Höflinge, zur Untergrabung der Vorrechte beitragende Privilegirte. „Es gilt als Grundsatz, alles zu ändern und umzukehren." Ueberall und allerorten begegnet man nur opponirenden und reformationslustigen Privilegirten. „1787 erklären sich im Parlamente fast alle bedeutenden Aristokraten für den Widerstand. Fast alle Ideen, die so bald mit Geräusch zum Ausbruch kamen, wurden schon damals

bei den Diners vorgebracht." Schon 1774 fand der nach Metz gehende Vaublanc in der Diligence einen Geistlichen und einen gräflichen Husaren-Oberst, die ununterbrochen über Volkswirthschaft sprachen. „Die Mode erforderte es, daß Jedermann Oekonomist war; man unterhielt sich nur von Philosophie, Volkswirthschaft, Humanität und den Mitteln, wie dem armen Volk zu helfen sei." Auch die Gleichheit war in Aller Munde; Thomas sagte in einer Lobrede über den Marschall von Sachsen: „Ich kann es nicht verhehlen, er war von königlichem Blute", und man bewunderte diese Phrase. Bloß einige Häupter alter parlamentarischer oder herrschaftlicher Familien bewahren den alten adeligen und monarchischen Geist; die ganze übrige neue Generation ist für die Neuerungen gewonnen. „Für die junge französische Noblesse gab es keine Sehnsucht nach der Vergangenheit, keine Unruhe wegen der Zukunft; sie wandelten wohlgemuth auf dem Blumenteppich, der ihnen den Abgrund verbarg. Sie verlachten die alten Moden, den feudalen Stolz und die steife Etikette ihrer Väter; alles Alte erschien ihnen unbequem und widersinnig. Die Schwere der alten Doktrinen drückte sie. Die lachende Philosophie Voltaire's riß sie hin, indem sie sie unterhielt. Ohne auf die der ernsteren Schriftsteller tiefer einzugehen, bewunderten wir sie wegen ihres Freimuthes und ihres Widerstandes gegen die Willkür. . . . . Die Freiheit gefiel uns — sei ihre Sprache welche immer gewesen — wegen ihrer Beherztheit, die Gleichheit wegen ihrer Bequemlichkeit. Es macht Einem Vergnügen, so lange hinabzusteigen, als man glaubt, wieder umkehren zu können, sollte Einem die Lust dazu anwandeln. Ohne Voraussicht kosteten wir zu gleicher Zeit die Vortheile des Patriciertums und die Wonnen einer plebejischen Philosophie. Obwohl es unsere Privilegien, die Trümmer unserer einstigen Macht waren, die man untergrub, so gefiel uns dieser kleine Krieg dennoch; wir spürten dessen Folgen nicht, wir schauten ihm nur zu. Diesen Feder- und Wortkämpfen maßen wir keine Gefahr bei für die höhere Existenz, deren wir uns erfreuten und die wir infolge unseres vielhundertjährigen Besitzes für unerschütterlich hielten. Da die Formen des Gebäudes unverändert blieben, sahen wir nicht, daß es von innen unterwühlt war. Wir verlachten die Angst der Kamarilla und des Klerus, die gegen den Neuerungs-

geist donnerten. Wir applaudirten im Theater die republikanischen Scenen, in der Akademie die philosophischen Reden, in der Literatur die kühnen Werke." Die Ungleichheit dauerte bei der Besetzung der Aemter und Würden wohl noch fort, begann aber in den Gesellschaften zu herrschen. Ségur, dessen Memoiren das vorhergehende Citat entnommen ist, fährt fort: „Oft gab man literarischen Titeln den Vorzug vor Adelstiteln. Die der Mode huldigenden Höflinge schmeichelten Marmontel, d'Alembert, Raynal. Schriftsteller zweiten und dritten Ranges wurden in der feinen Welt oft rücksichtsvoller behandelt, als der Provinz-Adel. . . . . Die Einrichtungen blieben monarchisch, während die Sitten republikanisch wurden. Ein Wort des Lobes aus dem Munde d'Alembert's oder Diderot's ist uns lieber, als die höchste Fürstengunst. . . . . Es war unmöglich, einen Abend bei d'Alembert zuzubringen, bei Turgot's Freunden im Hôtel Larochefoucauld's zu verweilen, beim Abt Raynal zu frühstücken, bei Malesherbes Zutritt zu erhalten, endlich sich der liebenswürdigen Königin und dem tugendhaften König zu nähern, ohne zu glauben, daß man einem goldenen Zeitalter entgegengehe, von dem man nie vorher eine Ahnung hatte..... Wir waren geblendet vom Prisma der neuen, hoffnungsschimmernden Gedanken und Lehren, die sich für Ruhmeseifer und für alle Talente erwärmten; wir wiegten uns in bestrickenden Träumen von einer Philosophie, die das Glück des Menschengeschlechtes sichern wollte. Wir waren weit entfernt, die kommenden Mißgeschicke, Ausschreitungen, Verbrechen und Thron- und Prinzipien-Wandlungen vorauszusehen; wir sahen in der Zukunft nur alle Wohlthaten, die der Menschheit durch die Herrschaft der Vernunft gesichert würden. Man ließ allen reformatorischen Schriften, Neuerungsprojekten, liberalen Gedanken und kühnen Systemen den freiesten Lauf. Allgemein glaubte man — ohne an die Hindernisse zu denken oder ohne sie zu fürchten — der Vollkommenheit entgegenzugehen. Man war stolz, Franzose zu sein, stolzer noch, dem 18. Jahrhundert anzugehören. . . . . Niemals war einem so schrecklichen Erwachen ein so sanfter Schlaf mit so verführerischen Träumen vorhergegangen."

Man begnügt sich nicht mit Träumen, mit Wünschen, mit passiven Hoffnungen. Man handelt auch, und zwar wahrhaft edelmüthig; es

genügt, daß eine Sache schön sei, um ergebene Anhänger zu gewinnen. Der Marquis von Lafayette läßt seine schwangere junge Frau zu Hause, entwischt, trotzt den Verboten des Hofes, kauft eine Fregatte, überschreitet den Ocean und kämpft an der Seite Washington's. „Sobald ich von den Streitigkeiten erfuhr", sagt er, „war mein Herz angeworben und ich dachte nur noch daran, mich zu meinem Regiment zu begeben." Viele Edelleute folgen seinem Beispiel. Zweifellos lieben sie die Gefahr; „die Wahrscheinlichkeit, mit Flintenschüssen regalirt zu werden, war zu kostbar, als daß man sie nicht herbeiführen sollte." Außerdem aber handelt es sich auch um die Befreiung der Unterdrückten; „indem wir uns zu Paladins machten, zeigten wir uns als Philosophen", bemerkte einer von ihnen. Auch andere Dienste leisten sie eifrig. In den Provinzialversammlungen — deren einige 1778 und 1779, die übrigen 1787 beginnen und die bis 1789 dauern — sitzen die wichtigen adeligen Provinz-Persönlichkeiten im Vereine mit den hervorragendsten, reichsten, gebildetsten Mitgliedern des Dritten Standes, und diese, etwa tausend Menschen umfassende, vom König einberufene sociale Elite bestimmt das Budget, vertheidigt den Steuerträger gegen den Fiskus, legt ein Grundbuch an, repartirt die „Taille" gleichmäßig, ordnet den Frohndienst, sorgt für Straßenpolizei, vermehrt die Wohlthätigkeits-Anstalten, unterrichtet die Landleute und proponirt, ermuntert und leitet alle Reformen. Aus den zwanzig Bänden Protokollen geht hervor, daß es keine besseren Bürger, keine redlicheren Verwalter, keine fleißigeren Menschen geben und daß Niemand sich unentgeldlich — bloß aus Rücksicht für das öffentliche Wohl — mehr Mühe nehmen könne. Der gute Wille war allgemein vorhanden. Nunmehr, da die Aristokratie dem Verluste ihrer Macht entgegenging, machte sie sich derselben würdiger als je; die aus ihrer Unthätigkeit herausgehenden Privilegirten wurden wieder öffentliche Männer, und sie erfüllten ihre Pflichten, sobald sie wieder beschäftigt waren. In der ersten Provinzialversammlung des Berry (1778) wagt es der Abt von Séguiran, in seiner Berichterstattung zu bemerken, „die Bemessung der Steuern sollte eine brüderliche Theilung der öffentlichen Lasten sein." Das Steuerbureau der Provinzialversammlung von Tours beschwert sich ebenfalls über die vielfachen Steuerbefreiungen

der Privilegirten. 1780 bieten die Aebte, Prioren und Domkapitel des Berry dem Staate 60,000 Francs von ihrem Silber behufs Steuererleichterung an; einige Edelleute derselben Provinz schießen zu demselben Zweck in demselben Jahre binnen weniger als vierundzwanzig Stunden 17,000 Livres zusammen. 1787 gibt der Adel und der Klerus in der Provinzialversammlung von Alençon zur Linderung der Noth der Steuerpflichtigen 30,000 Francs her.*) Im April desselben Jahres spricht der König in der adeligen Ständeversammlung von „der Zuvorkommenheit, mit der die Bischöfe und Erzbischöfe erklärt haben, auf keine Befreiung von den öffentlichen Lasten Anspruch machen zu wollen." Im März 1789 — sofort nach Eröffnung der Amtsbezirks-Versammlungen — verzichten die privilegirten Stände, nämlich die ganze Geistlichkeit und fast die ganze Noblesse, freiwillig auf ihre Vorrechte hinsichtlich der Steuerfreiheit. Zu diesem Opfer stimmen Alle bei und bringen es dem Dritten Stande in edlen und sympathischen Ausdrücken dar. „In Anbetracht dessen, daß sie zuerst Menschen und Bürger und dann erst Adelige seien, glauben die Adeligen des Amtsbezirkes von Tours sich für das lange Schweigen, zu dem der Mißbrauch der ministeriellen Gewalt sie verurtheilt hatte, auf keine der sie beseelenden Gerechtigkeits- und Vaterlandsliebe besser entsprechende Weise entschädigen zu können, als durch die Erklärung, sie wollen künftighin von keinem der pekuniären Vorrechte Gebrauch machen, die ihnen gebühren; sie geloben feierlich, sich der von der Nation bewilligten Steuerbemessung mit vollkommener Gleichheit zu unterwerfen." Der Graf Buzançois sagt zum Dritten Stande des Berry: „Ich wiederhole, daß wir Alle Brüder sind; theilen wir unsere Lasten! Wir haben nur Einen Wunsch: wir wollen mit euch harmoniren und uns mit euch vereinigen. Ich bin beauftragt, euch vorzuschlagen, ihr möget euch behufs eurer Beschlüsse und Beschwerden mit uns zusammenthun." Der Marquis von Barbançon sagt im Namen des Adels von Châteauroux: „Ein Deputirter bedarf dreier Eigenschaften: Rechtschaffenheit, Festigkeit, Bildung. Die ersten beiden finden sich gleichmäßig bei

*) 1778 fügen 39 Personen, zumeist Adelige, 19,000 Francs aus Eignem zu den vom König für Straßen- und Wohlthätigkeitszwecke bewilligten 60,000 (in der Generalität Moulins).

den Deputirten aller drei Stände; Kenntnisse dagegen besitzt der Dritte Stand mehr, da er mehr an Geschäfte gewöhnt ist." Der Abt Legrand sagt im Namen der Geistlichkeit von Châteauroux: „Eine neue Ordnung der Dinge entwickelt sich vor unseren Augen. Der Schleier des Vorurtheils ist zerrissen; die Vernunft ist zur Herrschaft gelangt und bemächtigt sich aller französischen Herzen; sie untergräbt alles, was auf den alten Ansichten beruht, und schöpft ihre Kraft aus sich selbst." Nicht genug, daß die Privilegirten Zugeständnisse machen, — sie machen sie ohne Anstrengung. Sie sprechen dieselbe Sprache wie die Mitglieder des Dritten Standes; sie sind Schüler derselben Philosophen, sie scheinen dieselben Grundsätze zu haben. Der Adel von Clermont — in Beauvoisis — beauftragt seine Deputirten, „vor Allem eine klare Bestimmung der allen Menschen gemeinsamen Rechte zu verlangen." 1788 unterzeichnen 200 der vornehmsten Adeligen der Dauphiné im Vereine mit dem Klerus und dem Dritten Stand dieser Provinz eine Adresse an den König, in der folgende Stelle vorkam: „Weder Zeit noch Ort können den Despotismus rechtfertigen. Die Rechte der Menschen haben mit ihren Konventionen nichts zu schaffen und stammen bloß von der Natur her." Der Adel von Mantes und Meulan behauptet, „die politischen Prinzipien sind ebenso absolut wie die moralischen, denn die Basis beider ist die Vernunft." Der Adel von Reims fordert, „man möge den König bitten, die Schleifung der Bastille anzuordnen." Nach ähnlichen Gelöbnissen und Wünschen werden Adel und Klerus in den Versammlungen des Dritten Standes oft mit Händedrücken, Thränen und begeisterten Zurufen empfangen. Wie sollte man angesichts solcher Vorfälle nicht an die Eintracht glauben? Und wie sollte man voraussehen, daß Leute, die eine Straße brüderlich Hand in Hand betreten, sich an der nächsten Ecke schlagen werden?

Niemand besitzt die traurige Weisheit, es vorauszusehen. Da man im Prinzip annimmt, daß der Mensch — besonders der Volksmann — gut sei, — wie sollte man vermuthen, daß er Jenen, die ihm wohlwollen, übel will? Man würde sich ein Gewissen daraus machen, mit ihm nicht wohlwollend und sympathisch umzugehen. Man spricht nicht nur gefühlvoll, man beweist auch, daß man es ist.

„Das thätigste Mitleid erfüllte die Seelen, nichts fürchteten die Reichen so sehr, als für unempfindlich gehalten zu werden." Derselbe Erzbischof von Paris, den man später mit Steinwürfen verfolgt, spendete 100,000 Thaler für die Reparatur des Hôtel Dieu. Derselbe Intendant Berthier, den man später massakrirt, katastrirte das Herzogthum Francien behufs gleicher Bemessung der „Taille" und konnte dadurch die Steuerlast zuerst um ein Achtel, dann um ein Viertel leichter machen. Der Finanzier Beaujon baut ein Hospital. Necker weigert sich, seinen Gehalt zu beziehen und leiht dem Staatsschatz zwei Millionen, um dessen Kredit wieder herzustellen. 1770 schafft der Herzog von Charost auf seinen Gütern den Frohndienst ab und gründet ein Spital zu Meillant. Als der König seine Leibeigenen freigibt, folgen viele hochburgundische Herrschaften seinem Beispiele. Der Marquis von Mirabeau errichtet auf seiner Domäne im Limousin'schen ein unentgeltliches Ausgleichsbureau zur Schlichtung der Streitigkeiten des Volkes und erzeugt zu Fleury täglich 900 Pfund Brot zu billigen Preisen für das arme Volk. Barral, der Bischof von Castres, befiehlt allen seinen Pfarrern, den Anbau der Kartoffeln zu predigen. Der Marquis von Guerchy steigt mit Arthur Young im Heu herum, um das Schobern zu lernen. Der Marquis von Lasteyrie bringt die Lithographie nach Frankreich. Viele Grandseigneurs und Prälaten besuchen die landwirthschaftlichen Vereine, schreiben und übersetzen nützliche Bücher, verfolgen den Fortschritt der Wissenschaften, studiren Volkswirthschaft, bekümmern sich um die Industrie und fördern alle öffentlichen Interessen. „Niemals", sagt noch Lacretelle, „waren die Franzosen so einig im Bekämpfen aller Uebel, zu denen uns die Natur verurtheilt hat und die auf tausend Wegen in die gesellschaftlichen Einrichtungen dringen." Wer könnte glauben, daß die Vereinigung so vieler guter Absichten mit allgemeiner Zerstörung enden werde? Regierung und Privilegirte beruhigen sich, wenn sie an das Gute denken, das sie gethan oder thun wollten. Der König erinnert sich, daß er den Protestanten ihre Bürgerrechte wiedergegeben, die Tortur und den Frohndienst aufgehoben, die Freiheit des Kornhandels und die Provinzialversammlungen eingeführt, die Marine wieder hergestellt, den Amerikanern geholfen, seine eigenen Hörigen befreit, seinen Haus-

halt eingeschränkt, Malesherbes, Turgot und Necker angestellt, Preßfreiheit gewährt und auf die öffentliche Meinung gehört habe.*) Keine Regierung hätte milder sein können. Als Malesherbes beim Regierungsantritt Ludwig XVI. wie üblich die Staatsgefängnisse besuchte, fand er nur zwei Gefangene vor; und am 14. Juli 1789 barg die Bastille nicht mehr als sieben Insassen, von denen überdies einer wegen Blödigkeit, einer auf Ansuchen seiner eigenen Familie, vier wegen Fälschungen eingesperrt waren. Kein Fürst war je menschlicher, wohlthätiger und interessirte sich für die Unglücklichen mehr, als Ludwig XVI. Während der Ueberschwemmungen und Epidemien von 1784 vertheilt er Unterstützungen im Betrage von drei Millionen. Einer von Drillingen entbundenen Frau sendet er 200 Livres. Während eines strengen Winters öffnet er seine Küchen den Armen täglich. Nach Turgot ist er der Mann, der das Volk mehr geliebt haben dürfte, als irgend Einer. Seine Vertreter fügen sich in seine Ansichten; fast jeder Intendant will — so geht aus den betreffenden Briefen hervor — ein kleiner Turgot sein. Der eine baut ein Hospital, der andere gewährt den Arbeitern Prämien, der dritte ladet Handwerker zu Tische, der vierte trocknet Sümpfe aus. Herr von Latour — in der Provence — hat vierzig Jahre hindurch soviel Gutes gethan, daß der Dritte Stand ihm gegen seinen Willen eine goldene Medaille votirt. Ein Gouverneur hält Vorlesungen über die Kunst, sparsam Brot zu backen. Welche Gefahr können solche Hirten bei ihrer Heerde laufen? Als der König die Ständeversammlungen einberief, war Niemand mißtrauisch, Niemand erschrak vor der Zukunft. Die Sicherheit, in die man sich wiegte, war ungeheuer. Am 29. Juni 1789 äußerte Necker in einer Sitzung des Staatsrathes: „Die an die Organisation der Ständeversammlungen geknüpften Befürchtungen sind nichtig; in ihnen kann nichts ohne Zustimmung des Königs geschehen. Von der Einführung einer „neuen Staatsverfassung sprach man, wie von einer leichten Sache oder einem natürlichen Ereigniß. Hierin sahen die

*) Necker bemerkt 1784: „Die meisten Ausländer können sich kaum einen Begriff machen von der Autorität, deren die öffentliche Meinung jetzt in Frankreich genießt; sie verstehen schwer, wie es möglich ist, daß diese unsichtbare Macht ihre Herrschaft selbst bis in den Palast des Königs erstrecken kann.“

besten und tugendhaftesten Menschen den Beginn einer neuen Glücks-Aera für Frankreich und die ganze civilisirte Welt. Die Ehrgeizigen erwarteten freudig, daß sich ihnen glänzende Karrièren eröffnen werden. Aber selbst der Mürrischste, Furchtsamste oder Begeistertste sah kein einziges jener merkwürdigen Ereignisse voraus, denen die versammelten Stände entgegengingen."*)

Drittes Kapitel.

Die Mittelklasse.

I. Der frühere Geist des Dritten Standes. — II. Aenderungen in der Lage des Bürgers. Dieser bereichert sich, wird Gläubiger des Staates, sieht seine Forderung in Gefahr und interessirt sich daher für die öffentlichen Angelegenheiten. — III. Er steigt auf der gesellschaftlichen Leiter empor, wird gebildet, fühlt sich dem Adel ebenbürtig und murrt gegen die Privilegien. — IV. Er wird mit der Philosophie vertraut und die Rousseau'sche sagt ihm am besten zu. — V. Folgen derselben für den Dritten Stand. — VI. Résumé.

I.

Lange war die neue Philosophie innerhalb eines gewählten Kreises geblieben und daher ein Luxus für gute Gesellschaft gewesen. Kaufleute, Fabrikanten, Krämer, Advokaten, Anwälte, Aerzte, Schauspieler, Professoren, Pfarrer, Funktionäre, Beamte und andere Angestellte, kurz, die ganze Mittelklasse ging ihren Geschäften nach. Der Horizont eines Jeden war beschränkt; man bekümmerte sich nur um sein Gewerbe, um die Korporation, der man angehörte, um seine Geburtsstadt und höchstens noch um seine Provinz. Gedankenarmuth und Herzensbescheidenheit hielten den Bürger in seinen erblichen Schranken. Seine Blicke wagten sich darüber nicht hinaus, schweiften nicht auf das verbotene und gefährliche Gebiet der Staatsangelegenheiten hinüber; kaum daß sich ein Auge flüchtig mit der Betrachtung der „Geschäfte des Königs" abgibt. Damals gab es keine Fronde, aus-

---

*) „Eine große Revolution, deren Vorhersagung vor einigen Monaten chimärisch gewesen wäre, hat sich in unserer Mitte vollzogen." (Aus einer Adresse der Nationalversammlung vom 2. Oktober 1789.)

genommen in der Advokatenzunft, dem gezwungenen Trabanten des Parlaments. Als 1718 die Pariser Advokaten nach einem parlamentarischen Gerichtstag Strike machten, rief der erstaunte Regent zornig aus: „Was! Mischen sich diese Kerle auch hinein?!" Auch ist zu bemerken, daß sich viele von ihnen gewöhnlich ruhig verhalten. „Mein Vater und ich", schreibt später der Advokat Barbier, „wir mischten uns nicht in diese Skandale und hatten mit diesen kaustischen, unruhigen Geistern nichts zu thun." Und er läßt das folgende bezeichnende Glaubensbekenntniß folgen: „Ich glaube, daß man seinem Amte mit Ehren vorstehen muß, ohne sich unberufener und ohnmächtiger Weise in die Staatsangelegenheiten zu mengen." Während der ganzen ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts blieb das Parlament mit seiner Opposition so ziemlich allein, wurde aber, gleichsam zur Schürung des Feuers, vom alten gallikanischen oder jansenistischen Geist unterstützt. Barbier schreibt 1733: „Die gute Stadt Paris ist vom Kopf bis zu den Füßen jansenistisch, nicht bloß die Magisträte, Advokaten, Professoren und die ganze Elite der Bourgeoisie, sondern geradezu ganz Paris; Männer, Frauen und kleine Kinder huldigen dieser Lehre, ohne deren Wesen zu kennen und ohne etwas von Unterscheidungen und Auslegungen zu verstehen; sie thun es bloß aus Haß gegen Rom und die Jesuiten. Die Frauen, Mädchen und Kammerfrauen würden sich dafür todtschlagen lassen. Diese Partei hat sich um jene honnêtes gens des Königreiches, die die Verfolgungen und Ungerechtigkeiten verachten, vergrößert." Daher rührt es, daß nach der freiwilligen Demission aller Advokaten und Richter das Publikum sagt: „Das sind echte Römer und Väter des Vaterlandes" und den Räthen Pucelle und Menguy Kronen zuwirft. Der fortwährend erneute Streit zwischen Hof und Parlament wird eines der Fünkchen sein, die schließlich eine große Explosion herbeiführen, und die jansenistischen Fackeln, die unter der Asche glimmen, werden 1791 beim Angriff auf das kirchliche Gebäude Verwendung finden. Aber in diesem alten Herde kann es nur heiße Asche, verborgenes Feuer, zuweilen Funkenknistern und Strohfeuer geben; an sich und allein ist er nicht feuergefährlich. Seine Bauart hält die Flammen gefangen und der Brennstoff verringert ihre Hitze. Der Jansenist ist ein zu guter Christ, als daß er die von

oben eingesetzten Mächte nicht respektiren sollte. Das von Haus aus konservative Parlamentsmitglied würde vor einer Umwälzung zurückschrecken. Beide kämpfen für die Tradition gegen den Neuerungsgeist; daher werden sie, nachdem sie die Vergangenheit erst gegen die Willkür vertheidigt, sie gegen die revolutionäre Gewalt vertheidigen und sodann in Ohnmacht und Vergessenheit gerathen.

II.

Die Entzündung geht in der Mittelklasse langsam vor sich; damit sie gefördert werde, müssen die feuerfesten Materialien erst brennbar gemacht werden, was durch allmälige Umgestaltungen zu geschehen hat. Im 18. Jahrhundert vollzieht sich in den Verhältnissen des Dritten Standes eine große Wandlung. Der arbeitende, erzeugende, handeltreibende, gewinnende, sparende Bürger wird täglich reicher.*) Dieser große Aufschwung des Unternehmungsgeistes, des Handels, der Spekulation und der Vermögensverhältnisse läßt sich von Law herdatiren; wird er durch Kriege unterbrochen, so vermehrt er sich nach den Friedensschlüssen umsolebhafter, besonders nach dem Vertrag von Aachen (1748), nach dem von Paris (1763) und unter der Regierung Ludwig XVI. Die französische Ausfuhr, die im Jahre 1720 blos 106 Millionen betrug, stieg 1748 auf 192, 1755 auf 257 und belief sich 1788 bereits auf 354 Millionen. San Domingo allein schickte 1786 Produkte im Werthe von 131 Millionen nach Paris und empfing dafür Waaren für 44 Millionen. Auf Grund dieses Tauschhandels entstehen zu Nantes und Bordeaux kolossale Ge-

*) „Die Industrie wächst täglich. Aus dem Luxus der Privaten, aus der enormen Zahl prächtiger Häuser in Paris und den Provinzen, aus der Menge der Equipagen, aus dem luxuriösen Komfort läßt sich schließen, daß der Wohlstand zwanzigmal so groß ist als früher. All' dies ist das Ergebniß nicht nur des Reichthums, sondern noch mehr der erfinderischen Arbeit. . . . . Die Mittelklasse hat sich durch die Industrie bereichert. . . . . Der Geschäftsgewinn ist gestiegen. Die Großen sind jetzt weniger reich, die Mittelklasse dagegen ist reicher als früher; dadurch werden die Ranguntersch iede schwächer. Früher blieb den Kleinen nichts übrig, als den Großen zu dienen; heute stehen der Industrie tausend Wege offen, von denen man vor hundert Jahren nichts wußte." (Voltaire.)

schäftshäuser. „Ich halte Bordeaux für reicher und dessen Handel für bedeutender", bemerkt Young, „als irgend eine Stadt Englands mit ihrem Handel, ausgenommen London. . . . . In letzterer Zeit macht der französische Seehandel größere Fortschritte, als der englische." Ein zeitgenössischer Administrator schreibt den Umstand, daß die Verzehrungssteuer täglich mehr einbringt, der Thatsache zu, daß die verschiedenen Gewerbe sich seit 1774 immer mehr entwickeln. Diese Entwickelung geht stetig und regelmäßig vor sich; nach Necker wirft die Verzehrungssteuer jährlich um zwei Millionen mehr ab. Paris ist der Mittelpunkt aller Anstrengungen auf den Gebieten der Erfindung, der Arbeit und des Geistes; Paris nimmt unaufhörlich zu. In noch viel höherem Maße als heute hat es ein Monopol auf alle Resultate des Verstandes und Geschmackes: Bücher, Gemälde, Stiche, Statuen, Kleinodien, Schmuck, Toiletten, Equipagen, Möbel, Kuriositäten, Modeartikel; Paris versieht Europa mit allen für das elegante, feine Weltleben nöthigen Gegenständen der Annehmlichkeit und Zierde. Während der Londoner Buchhandel sich anno 1774 auf blos 12 Millionen Francs belief, schätzte man den Pariser auf 45 Millionen. Die Gewinnste sammeln sich zu großen Vermögen an, noch mehr zu mittelmäßigen, und all' diese Kapitalien suchen Verwendung. Gerade zur rechten Zeit strecken sich die adeligsten Hände des Reiches aus, um diese Kapitalien zu empfangen: die Edelleute, die Prinzen von Geblüt, die Provinzialversammlungen, die Versammlung des Klerus, vor Allen der König, der am bedürftigsten ist, zehn Prozent Zinsen bezahlt und stets nach neuen Borgern auf der Lauer steht. Schon unter Fleury nimmt die Staatsschuld um 18 Millionen, während des siebenjährigen Krieges um weitere 34 Millionen zu. Unter Ludwig XVI. nimmt Necker 530, Joly de Fleury 300, Calonne 800 (in Summa 1630) Millionen auf, — das alles binnen zehn Jahren. Die Interessen der Schuld betragen 1755 blos 45, 1776 schon 106, dreizehn Jahre später bereits 206 Millionen; zu letzterer Ziffer kommen noch 16 Millionen für Anleihe-Spesen. Welche Menge von Gläubigern schließen diese Zahlen nicht in sich! Und da der Dritte Stand der einzige ist, der gewinnt und spart, gehören fast alle Rentengläubiger ihm an. Fügen wir tausend andere Gläubiger hinzu: Vorerst die

Bankiers, die der Regierung Vorschüsse machen; diese Vorschüsse sind unentbehrlich, denn seit undenklichen Zeiten wird das Kalb im Leibe der Kuh aufgegessen und das laufende Jahr zehrt stets im voraus die Früchte der folgenden Jahre auf; die Vorschüsse belaufen sich 1759 auf 80, 1783 auf 170 Millionen. Ferner die vielen großen und kleinen Lieferanten, die der Staat im ganzen Reiche allerorten hat und die förmlich zu einer Armee angewachsen sind, seit die Regierung infolge des Centralisations-Systemes alle Unternehmungen auf sich nimmt und seit sie, von der öffentlichen Meinung gedrängt, die Zahl der nützlichen öffentlichen Arbeiten vermehrt; unter Ludwig XV. werden 6000 Meilen Straßen gebaut, unter Ludwig XVI. vertheilt die Regierung zur Linderung der Hungersnoth (1788) für 40.000.000 Francs Getreide.

Infolge dieser verschiedenen direkten und indirekten Schulden, die der Staat macht, wird er der allgemeine Schuldner; sobald er das ist, hören die öffentlichen Angelegenheiten auf, mit denen des Königs identisch zu sein. Seine Gläubiger beunruhigen sich wegen seiner Ausgaben, denn wenn er verschwendet, so verschwendet er ihre Gelder und wenn er schlecht wirthschaftet, sind sie ruinirt. Sie würden gerne sein Budget kennen, seine Bücher einsehen; wer Geld leiht, hat stets das Recht, sein Geld zu überwachen. Der Bürger erhebt also das Haupt und beginnt, die große Maschine, deren Mechanismus bisher ein den Blicken der Menge entzogenes Staatsgeheimniß war, in der Nähe zu betrachten. Er wird Politiker und sofort stellt sich Unzufriedenheit bei ihm ein. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß die Dinge, die ihn so nahe angehen, nicht in Ordnung sind. Ein Sohn aus guter Familie, der seine Geschäfte derartig führen würde, müßte unter Vormundschaft gestellt werden. In der Staatsverwaltung überschreitet die Ausgabe die Einnahme regelmäßig. Offiziell wird zugegeben, daß das Deficit im Jahre 1770 70, im Jahre 1783 80 Millionen beträgt; man trachtet zwar, es zu reduciren, aber stets nur durch Bankerotte, deren einer — gegen das Ende der Regierungszeit Ludwig XIV. — sich auf zwei Milliarden belief. Ein andrer in derselben Höhe trat zur Zeit Law's ein, ein dritter — der ein Drittel, respektive die Hälfte aller Renten hinweg-

schwemmte — unter Terray. Dazu kommen die Nergeleien, Reduktionen und Zögerungen hinsichtlich der Auszahlung, sowie alle anderen gewaltthätigen und verbrecherischen Vorgänge, deren sich mächtige Schuldner gegen schwache Gläubiger zu bedienen pflegen, ohne Strafe fürchten zu müssen. „Seit Heinrich IV. bis auf das Ministerium Loménie sind die öffentlichen Verbindlichkeiten sechsundfünfzigmal nicht eingehalten worden", und schon wieder erscheint am Horizont das Gewölke eines Bankerotts; es wird der letzte und furchtbarste sein. Bezenval, Linguet u. A. rathen ihn als „nothwendige und heilsame Amputation" an. Es gibt nicht nur Präcedenzfälle und die Regierung würde damit nicht nur ihr eignes Beispiel befolgen, sondern sie macht es ohnehin täglich so, denn sie lebt nur von einem Tage auf den andern, hilft sich nur mit Ausflüchten und Zögerungen, öffnet ein Loch, um das andere zu verstopfen und rettet sich vor rascherem Bankerott nur durch die unfreiwillige Geduld, die sie den Gläubigern aufzwingt. Letztere wußten nie, woran sie seien und mußten jederzeit des Aergsten gewärtig sein. „Legten sie ihre Kapitalien in Rente an, konnten sie nie auf die bestimmte Zahlung der Zinsen rechnen. Bauten sie für die Regierung Schiffe, besserten sie deren Straßen aus oder kleideten sie deren Soldaten, blieben sie ohne Garantie für ihre Bezahlung und liefen Gefahren, als hätten sie nicht Verträge mit Ministern eingegangen, sondern auf's Gerathewohl spekulirt." Man zahlt nur, wenn und wann man kann, selbst den Hausleuten, Tafellieferanten und Dienern. Im Jahre 1753 waren es drei Jahre, seitdem die Bedienten Ludwig XV. keinen Lohn erhalten hatten. Seine Stallknechte gingen des Abends in den Straßen von Versailles betteln; seine Tischlieferanten versteckten sich. 1778 schuldete man dem Weinhändler 793,000, dem Fleisch- und Fischhändler $3^1/_2$ Millionen Francs. 1788 ist die Noth so groß, daß der Minister Loménie eine von Privaten zum Besten der Spitäler veranstaltete Kollekte zu Staatszwecken verwendet; beim Rücktritt dieses Mannes enthalten die Staatskassen nicht mehr als 400,000 Francs, und davon nimmt er sich noch die Hälfte. Welch' eine Verwaltung!

Angesichts der offenbaren Insolvenz dieses Schuldners berathen sich die mit dessen Geschäften in Verbindung stehenden, beunruhigten,

zahlreichen Bankiers, Kaufleute, Fabrikanten, Beamten und anderen Gläubiger aller Klassen; vor allem die Rentiers, die ihre ganze Habe investirt haben und ruinirt wären, wenn sie vom Staat nicht jährlich ihre 44 Millionen erhalten; sodann die Firmen, die ebenfalls dem Bankerott ausgesetzt sind, und hinter ihnen stehen ihre Gläubiger, Arbeiter, Commis und Verwandten; kurz, der größte Theil der fleißigen, friedlichen Klasse, die bisher ohne Murren gehorchte und nicht daran dachte, das bestehende Regiment zu kritisiren. Von nun an wird sie es aufmerksam, mißtrauisch und zornig kritisiren, und wehe Jenen, die sie schuldig findet, denn sie weiß, daß diese sie ruiniren, indem sie den Staat ruiniren.

III.

Gleichzeitig hat diese Klasse auf der socialen Leiter eine hohe Sprosse erklommen; durch ihre Elite holt sie die Höchstgestellten ein. Einst war der Unterschied zwischen Dorante und Jourdain, zwischen Don Juan und Dimanche, zwischen Sotenville und George Dandin ungeheuer; alles war anders: Kleidung, Wohnung, Sitten, Charakter, Ehrbegriffe, Gedanken, Sprache. Gegenwärtig ist die Differenz fast unmerklich. Einerseits hat sich der Adel dem Dritten Stand, andrerseits der letztere dem Adel genähert, so daß die Gleichheit de facto der Gleichheit de jure vorangging. Am Ende der vorrevolutionären Zeit fällt es schwer, die Stände in den Straßen zu unterscheiden. In der Stadt tragen die Edelleute keine Degen mehr; sie haben Stickereien und Tressen beseitigt und gehen in einfachen Leibröcken oder fahren in Kabriolets, die sie selbst kutschiren. Die Einfachheit der englischen Sitten und die Gebräuche des Dritten Standes erscheinen ihnen für das Privatleben bequemer. Ihr Prunk und die ewige Repräsentation fallen ihnen zur Last. Von nun an adoptiren sie die Vertraulichkeit und Ungezwungenheit und lassen sich herbei, „ohne Gepränge und Hindernisse mit allen ihren Mitbürgern zu verkehren." Das Anzeichen ist sicherlich ernst; die alten feudalen Seelen hatten nicht ganz Unrecht, zu brummen. Als der Marquis von Mirabeau erfährt, sein Sohn wolle sein eigner Anwalt sein, tröstet er sich erst,

als er sieht, daß Andere — Höhergestellte — noch schlechter fahren. „Obgleich mir der Gedanke, daß der Enkel unsres Großvaters, vor dem die ganze Menge auf dem Korso den Hut schon von weitem zog, nunmehr an den Schranken des Vorhofes figuriren und sich mit den hündischen Chikaneuren um die Praxis streiten soll, sehr unangenehm war, bedachte ich nachher dennoch, daß Ludwig XIV. ein bischen mehr staunen würde, könnte er sehen, wie die Frau seines Enkels in Bauernrock und Schürze ohne Pagen oder andres Gefolge im Palast und auf den Terrassen umherläuft und den erstbesten befrackten Schelm um den Arm bittet, und wie dieser Schelm ihr seinen Arm nur bis zum Fuße der Treppe zur Verfügung stellt." In der That, die Nivellirung der Manieren und Aeußerlichkeiten deutet nur auf die Nivellirung der Geister und Gemüther hin. Wenn der alte Prunk schwindet, so geschieht es, weil die Gefühle, die er bekundete, schwinden. Er bekundete den Ernst, die Würde, die Autorität, die Befehlshaberschaft, die Gewohnheit, sich im Schach zu halten und in der Oeffentlichkeit zu erscheinen. Es war die prächtige, steife Parade eines gesellschaftlichen Generalstabes; nachdem dieser sich aufgelöst, wird die Parade überflüßig. Die Adeligen kleiden sich wie die Bürger, weil sie selbst Bürger geworden, d. h. Müßiggänger, die sich nicht um die öffentlichen Angelegenheiten bekümmern, sondern plaudern und sich unterhalten. Ohne Zweifel unterhalten sie sich als Leute von Geschmack und plaudern als feine Weltleute; aber es wird nicht schwer fallen, den Dritten Stand mit ihnen in dieser Hinsicht gleichzustellen. Seitdem derselbe sich bereicherte, sind viele Plebejer zu Weltleuten geworden. Die Nachfolger Samuel Bernard's sind keine Turcarets mehr, sondern Paris-Duverneys, Saint-James, Labordes, aufgeklärte Männer mit Geistes- und Herzensbildung, Takt, Literatur-Kenntnissen; sie sind Philosophen und Wohlthäter, geben Feste und verstehen es, zu empfangen. Mit geringen Unterschieden findet man bei ihnen dieselbe Gesellschaft, wie bei einem Grandseigneur, auch dieselben Gedanken und denselben Ton. Ihre Söhne, die Villemers, Francueils, d'Epinays werfen das Geld ebenso elegant zum Fenster hinaus, wie die jungen Herzöge, in deren Gesellschaft sie soupiren. Mit Geld und Geist lernt ein Emporkömmling rasch

Manieren und sein Sohn — vielleicht schon er selbst — wird bereits in Alles eingeweiht sein; ein paar Jahre akademischer Uebung, ein Tanzlehrer und eine der 4000 Stellen, mit denen ein Adelstitel verbunden ist, werden ihm bald das fehlende Aeußere verleihen. Nun denn, in dieser Zeit hat Jeder, der grüßen, plaudern und den Anstand beobachten kann, überall Zutritt. Will man Jemanden loben, so sagt man vor allem: „Er präsentirt sich vortrefflich." Die stolze Marschallin von Luxembourg wählt stets Laharpe zu ihrem Kavalier, weil er „den Arm so gut zu reichen versteht." Der Plebejer erscheint nicht nur im Salon, sondern beherrscht ihn auch, wenn er Talent besitzt. Den vornehmsten Rang in der Konversation und selbst in der öffentlichen Achtung nehmen Voltaire, der Sohn eines Notars, Diderot, der Sohn eines Messerschmiedes, Rousseau, der Sohn eines Uhrmachers und d'Alembert — ein von einem Glaser aufgezogener Findling — ein; nach dem Tode der Sterne erster Größe sind die vornehmsten Herzoginnen mit den Schriftstellern zweiten Ranges zufrieden und laden alle geistigen Emporkömmlinge zu Tische: Champfort, ein andres Findelkind, Beaumarchais, ebenfalls Sohn eines Uhrmachers, Marmontel, den Sohn eines Dorfschneiders, den von wohlthätigen Menschen ernährten und erzogenen Laharpe u. s. w.

Um sich selbst auszubilden, leiht sich die Aristokratie die Federn der Plebejer aus und strebt nach deren Erfolgen. „Von den mittelalterlichen und absurden Vorurtheilen gegen die Pflege der Literatur", sagt der Fürst Hénin, „ist man abgekommen. Was mich betrifft, würde ich, wenn ich das Talent dazu hätte, sofort ein Lustspiel schreiben, und wenn man mich ein wenig reizte, würde ich es auch aufführen." Der Vicomte von Ségur, Sohn des Kriegsministers, spielt bei Madmoiselle Guimard im Vereine mit den Schauspielern der Italienischen Komödie die Liebhaberrolle in „Nina". Eine Person in einem Romane der Madame de Genlis erzählt, daß, als sie Paris verließ, die Männer sich nur mit Spielen, Jagden und ihren Häusern abgaben, daß sie aber in ihnen, als sie nach fünf Jahren zurückkehrte, lauter Autoren fand. Schon 1762 citirt Bachaumont eine große Zahl von Stücken, welche Grandseigneurs zu Verfassern haben. Sie tragen ihre Trauer- und Lustspiele, ihre Romane und Eklogen, ihre

Abhandlungen und Betrachtungen aller Arten von Salon zu Salon. Sie suchen, ihre Stücke aufführen zu lassen, lassen sich die Vorkritik der Schauspieler gefallen, bitten den Redakteur des „Merkur" um lobende Recensionen und lesen in der Akademie ihre Fabeln vor. Sie geben sich mit den Scherereien, Plackereien und Kleinlichkeiten des literarischen und — was noch ärger — des theatralischen Lebens ab, denn auf den Privattheatern treten sie auf, oft im Vereine mit professionellen Schauspielern. Andre malen in Wasserfarben, spielen Flöte oder machen Lieder, abgesehen von anderen kleinen dilettantischen Talenten.

Nach einer solchen Vermischung der Klassen und einer solchen Vertauschung der Rollen dürfte der Adel kaum mehr irgendwelche Vorzüge voraushaben. Durch welche besonderen Verdienste, durch welche anerkannten Fähigkeiten will er sich noch die Achtung des Dritten Standes erwerben? Wodurch unterscheidet er sich von letzterem, wenn wir von einer gewissen Ueberlegenheit in der feinen Lebensart absehen? Welche höhere Erziehung, welche Geschäftskenntnisse, welche Erfahrungen im Regieren, welche politische Bildung, welchen lokalen Einfluß, welche moralische Macht kann er zur Rechtfertigung seiner Ansprüche auf die erste Stelle vorbringen? Was die Praxis betrifft, so versieht der Dritte Stand bereits alle Geschäfte; aus ihm rekrutiren sich die Fachleute, die Intendanten, die Ministerial-Sekretäre, die weltlichen und kirchlichen Verwalter, kurz, die wirklichen Arbeiter jedes Ranges und jeder Gattung. Der Marquis, dessen wir oben erwähnten, ein ehemaliger Garde-Kapitän, ein loyaler, gefühlvoller Mann, gestand bei den Wahlen von 1789, daß „die einem Deputirten nothwendigen Kenntnisse im Dritten Stande, der an die Geschäfte gewöhnt ist, in höherem Maße vorhanden sind." Und von der Theorie weiß der Plebejer ebensoviel wie der Aristokrat und er glaubt sie sogar besser zu kennen, denn wenn er dieselben Bücher gelesen und in dieselben Prinzipien eingedrungen ist, bleibt er nicht, wie es der Adel gethan, auf dem Pfade der Konsequenzen in der Mitte stehen, sondern stürzt sich gesenkten Hauptes bis auf den Grund der Doktrin und ist überzeugt, daß seine Logik Hellseherei ist und daß er umsoaufgeklärter sei, je weniger Vorurtheile er habe.

Man betrachte die Barnaves, die Carnots, die Roederers, die Merlin-de-Thionvilles, die Robespierres und eine Menge andrer junger Leute, die gegen das Jahr 1780 etwa zwanzig Jahre zählen, aus arbeitsamen Familien stammen, an Anstrengung gewöhnt sind und täglich zwölf Stunden arbeiten können. Diese energische Race ist sich ihrer Kraft bewußt, beurtheilt ihre Rivalen richtig, kennt deren Schwächen, vergleicht ihren eignen Fleiß und ihre eigne Bildung mit deren Leichtsinn und Unzulänglichkeit. Im Momente, da der Ehrgeiz der Jugend in ihr kocht, sieht sie sich im voraus von allen höheren Stellen ausgeschlossen, auf ewig zu untergeordneten Aemtern verdammt und in jeder Laufbahn durch Vorgesetzte überholt, in denen sie kaum Ebenbürtige anerkennen will. Bei den Artillerie-Prüfungen lehnt der Genealog Chérin alle Nichtadeligen, der Mathematiker Bossu alle Unwissenden ab, und es stellt sich heraus, daß den adeligen Zöglingen die Befähigung, den befähigten der Adel mangelt. „Edelmann" und „gebildet", diese zwei Dinge scheinen sich auszuschließen; nur fünf Prozent der Geprüften entsprechen beiden Bedingungen. Nunmehr, da die Gesellschaft gemischt ist, sind ähnliche Versuche leicht und häufig. Der Angehörige des Dritten Standes — sei er nun Advokat, Arzt oder Literat —, mit dem ein Herzog sich vertraulich unterhält und der in der Diligence neben einem gräflichen Husarenoberst reist, ist im Stande, seinen Nachbar oder seinen Gesprächsgenossen zu würdigen, seine Ideen abzuwiegen, seine Verdienste und seinen Werth zu schätzen, und er wird ihn sicherlich nicht überschätzen.

Seitdem der Adel seine specielle Brauchbarkeit verloren und der Dritte Stand allgemein brauchbar geworden, befinden sich beide Stände in Erziehung und Fähigkeiten im Gleichgewicht. Da die sie trennende Ungleichheit unnütz geworden, ist sie beleidigend; aus Gewohnheit noch aufrechterhalten, ist sie nicht mehr durch das Gewissen geheiligt, und der Dritte Stand murrt mit gutem Rechte gegen die durch nichts — weder durch die Brauchbarkeit des Adels, noch durch die Unbrauchbarkeit des Bürgers — gerechtfertigten Privilegien.

IV.

Mißtrauen gegen und Zorn über die Regierung, die alle Vermögen in Gefahr bringt, Groll und Feindseligkeit gegen den Adel, der alle Karrièren verrammelt, — dies die Gefühle, die den Dritten Stand erfüllen, seitdem er reich und gebildet geworden. Es läßt sich denken, welche Wirkungen die neue Philosophie auf so gestimmte Geister ausübt. Die anfänglich auf die Aristokratie beschränkte Doktrin rinnt durch alle Poren tropfenweise und verbreitet sich unmerklich im ganzen unteren Stockwerk. Schon 1727 bemerkte Barbier — ein Bürger von altem Schrot und Korn, der die Philosophie und die Philosophen kaum dem Namen nach kennt — in seinem Tagebuch: „Hunderte von armen Familien kommen um ihre Leibrenten, von denen sie lebten und die sie von Geldern bezogen, deren Schuldner der König war. Dagegen gibt man Leuten, die hohe Posten bekleideten und sich bedeutendes Vermögen ergatterten, auf Kosten des Volkes Pensionen von 56,000 Livres, damit sie ausruhen und faullenzen können. Der König wird von allen ihn umgebenden Seigneurs geplündert, besonders während seiner häufigen Reisen nach seinen verschiedenen Schlössern." Der Reihe nach dringen alle Reform-Ideen bis in seine Advokaturskanzlei; die Konversation hat zu ihrer Verbreitung genügt und der gesunde Menschenverstand bedarf keiner Philosophie, um sie zu begreifen. 1750 sagt er (Barbier): „Die Vermögenssteuer sollte verhältnißmäßig und gleich für alle Unterthanen des Königs bemessen werden, nach Maßgabe des Vermögens, das ein Jeder im Reiche besitzt. In England sind die Güter des Adels, der Geistlichkeit und des Dritten Standes ohne Unterschied ganz gleichmäßig besteuert. Nichts kann gerechter sein." Im folgenden Jahrzehnt steigt die Fluth; man murrt gegen die Regierung in den Kaffeehäusern und auf den Promenaden, ohne daß die Polizei sich getrauen würde, die Unzufriedenen einzusperren, denn sie müßte dann alle Welt einsperren." Bis zum Ende des alten Regimentes wächst die Abneigung stetig. 1744, während der Krankheit des Königs zu Metz, lassen Privatleute in der Notre-Dame-Kirche auf ihre Kosten 6000 Messen für dessen Genesung lesen; nach dem Attentat Damiens' (1757) wurden nur mehr 600

Messen gelesen und während der den Tod des Königs herbeiführenden Krankheit (1774) gar bloß drei. Von der vollständigen Vertrauenslosigkeit und den vielen Niederlagen der Regierung — siehe die Verträge von Paris und Hubertusburg (1763), den Prozeß Lachalotais (1765), den Terray'schen Staatsbankerott (1770), die Auflösung des Parlaments (1771), die erste Theilung Polens (1772) — und von dem gleichzeitigen ungeheuren Erfolg der Rousseau'schen Schriften kann man die Bekehrung des Dritten Standes zur Philosophie datiren. Am Beginne der Regierung Ludwig XVI. antwortete ein nach mehrjähriger Abwesenheit nach Frankreich zurückgekehrter Reisender auf die Frage, welche Aenderungen er an der Nation bemerke: „Nichts anderes, als daß man jetzt auch in den Straßen hört, was man früher nur in den Salons hören konnte." Nämlich die Rede „über die Ungleichheit" und den „Gesellschaftsvertrag", nur erweitert und von den Jüngern in allen Tonarten und Gestalten popularisirt und wiederholt. Kann es für den Dritten Stand etwas Verlockenderes geben? Er wendet sich zum erstenmal den allgemeinen Ideen zu und findet diese Theorie im Schwange; sie liefert ihm gegen die gesellschaftliche Ungleichheit und die politische Willkür Waffen, die schärfer sind als noththut. Für Jene, die die öffentliche Gewalt überwachen und die Privilegien abschaffen wollen, gibt es keinen sympathischeren Führer, als den genialen Schriftsteller, den machtvollen Logiker, den begeisterten Redner, der sich an das Naturrecht hält, das historische Recht leugnet, die Gleichheit der Menschen proklamirt, die Souveränetät des Volkes beweist und auf jeder Seite die Usurpation, die Lasterhaftigkeit, die Nutzlosigkeit und Schädlichkeit der Könige und der Großen predigt. Dabei haben wir von der Art und Weise, wie er der fleißigen und strengen Bürgerschaft, den neuen, arbeitenden, fortschreitenden Menschen seinen ewigen Ernst, seinen ätzenden, bitteren Ton, sein Lob der einfachen Sitten, der häuslichen Tugenden, des persönlichen Verdienstes und der männlichen Energie angenehm zu machen weiß, gar nicht gesprochen; er ist ein Plebejer, der zu Plebejern spricht. Kein Wunder, wenn diese ihn zum Führer wählen und seine Lehren mit jenem Glaubenseifer aufnehmen, der der Begeisterung gleichkommt, welche den ersten Gedanken und die erste Liebe immer zu begleiten pflegen.

Mallet Dupan, ein kompetenter Augenzeuge, schreibt 1799: „In den mittleren und unteren Klassen hatte Rousseau hundertmal mehr Leser als Voltaire. Er allein hat den Franzosen die Lehre von der Souveränetät des Volkes und ihren äußersten Konsequenzen eingeimpft. Es gibt kaum einen Revolutionär, der von seinen anarchischen Theorien nicht hingerissen worden wäre und nicht vor Sehnsucht gebrannt hätte, sie zu realisiren. Dieser „Gesellschaftsvertrag", der die Gesellschaften auflöst, war der Koran der affektirten Redner von 1789, der Jakobiner von 1790, der Republikaner von 1791 und der wüthensten Narren ..... 1788 hörte ich Marat den „Gesellschaftsvertrag" auf öffentlicher Promenade unter begeistertem Beifall der Menge vorlesen und erläutern." Im selben Jahre citiren „Mitglieder des Parlamentsschreiber-Gerichtshofes, junge Advokaten und das ganze Völkchen von Publicisten neuesten Datums" dasselbe Buch und berufen sich auf dessen Dogmen, und zwar geschieht dies im Großen Saale des Palais Royal vor einer ungeheuren Versammlung. Dieses Buch ist wie ein Katechismus in Aller Händen. Professor Sareste gibt es seinen Zöglingen — Söhnen von Richtern, die bei ihm Jus lernen sollen — als Handbuch gleich in der ersten Stunde mit. Wem die neue politische Geometrie allzuschroff erscheint, lernt wenigstens ihre Axiome, und wen auch diese abstoßen, findet die greifbaren Konsequenzen, die bequemen Aequivalente, die kleine beliebte Scheidemünze in der im Schwange befindlichen Literatur: in den Theaterstücken, in der Geschichte, in den Romanen.*) Durch die „Elogen" von Thomas, durch die Hirtendichtungen Saint-Pierre's, durch die Kompilationen Raynal's, durch die Lustspiele Beaumarchais', selbst durch Barthélemy's „Reise des jungen Anacharsis in Griechenland" und die ganze wiedergekehrte Beliebtheit des griechischen und römischen Alterthums dringen die Gleichheits- und Freiheitsdogmen überall hin, wo man lesen kann.**)

*) In einem Dulaurens'schen Roman (1766) heißt es: „Unser Unglück verdanken wir nur der Art, wie wir erzogen worden sind, d. h. dem Zustande der Gesellschaft, in der wir geboren wurden. Da nun dieser Zustand die Quelle alles Uebels ist, kann seine Auflösung nur mit der aller Güter identisch sein."

**) Mercier's „Tableau de Paris" (12 Bände) bildet das genaueste und reichste Gemälde von den Ideen und Bestrebungen des Mittelstandes zwischen 1781 und 1788.

„Dieser Tage“, schreibt Metra 1784, „gab der Pfarrer von Orangis vierzig Landgeistlichen ein Diner; beim Dessertwein kamen alle überein, einer Vorstellung der „Hochzeit des Figaro“ in Paris beizuwohnen..... Es scheint, daß die komischen Autoren bisher stets die Absicht hatten, die Großen auf Kosten der Kleinen lachen zu lassen; hier hingegen lachen die Kleinen auf Kosten der Großen.“ Daher eben rührt der Erfolg des Stückes. Ein Schloßverwalter findet in der herrschaftlichen Bibliothek Raynal's Werke und ist von den darin vorkommenden wüthenden Deklamationen so entzückt, daß er sie noch nach dreißig Jahren auswendig hersagen wird, ohne stecken zu bleiben. Ein Garde-Sergeant stickt des Nachts Gilets, um sich Geld zum Ankaufe der neuen Bücher zu verdienen. Nach der galanten Boudoir-Malerei kommt die erhabene, patriotische Malerei an die Reihe; David's „Belisar“ (1780) und „Horatier“ (1783) sind für den neuen Geist des Publikums und der Ateliers charakteristisch. Es ist der Geist Rousseau's, „der republikanische Geist“, der*) die Künstler, Beamten, Pfarrer, Aerzte, Anwälte, Advokaten, Literaten, Journalisten, kurz, den ganzen Mittelstand beseelt und von den schlechtesten und den besten Leidenschaften — dem Ehrgeiz, dem Neid, der Freiheitsliebe, dem Eifer für das öffentliche Wohl und dem Rechtssinn — genährt wird.

V.

Jede dieser Leidenschaften wird durch die anderen verstärkt. Eine Ungerechtigkeit ist am besten geeignet, das Gerechtigkeitsgefühl zu steigern, und das Gerechtigkeitsgefühl ist am besten geeignet, um die Bitterkeit einer Ungerechtigkeit zu steigern. Jetzt, da der Dritte Stand sich des ihm gebührenden Ranges beraubt glaubt, befindet er sich in dem Range, den er einnimmt, schlecht und beginnt tausend kleine Stöße zu fühlen, die er einst gar nicht beachtet hätte. Wer sich als Bürger fühlt, will nicht als Unterthan behandelt sein; wer da meint, einem Andern ebenbürtig zu sein, weigert sich, ihm untergeordnet zu werden.

---

*) „Paris mit seinem republikanischen Geist bebeifallt gewöhnlich, was in Fontainebleau durchgefallen ist.“ (Madame de Staël.)

Daher nützt es dem alten Regiment nichts, daß es seit zwanzig Jahren milde geworden; es scheint nur noch drückender zu sein und seine Nadelstiche erbittern jetzt ebenso wie bisher seine schweren Verwundungen. Anstatt vieler Beispiele, die wir citiren könnten, wollen wir uns mit einigen begnügen. Einst saß Barnave — noch als Kind — mit seiner Mutter in einer Loge des Grenobler Theaters, die der Provinzstatthalter, Herzog von Tonnerre, einem Günstling zugedacht hatte. Der Theaterdirektor, dann der Garde-Offizier ersuchten Frau Barnave, die Loge zu räumen, was sie natürlich verweigerte. Hierauf sandte der Statthalter vier Soldaten ab, um sie dazu zu zwingen. Schon hatte das Parterre Partei ergriffen und es hätte Thätlichkeiten absetzen können, als zur rechten Zeit der von dem Vorfall in Kenntniß gesetzte Herr Barnave anlangte und seine Frau aus dem Theater führte, indem er dabei dem Publikum zurief: „Ich gehe auf Befehl des Gouverneurs.“ Die entrüstete Bürgerschaft kam überein, das Theater nicht zu betreten, bevor Madame Barnave Genugthuung erhalten habe. In der That blieb das Theater monatelang leer, bis endlich die Dame wieder dort zu erscheinen sich bereit erklärte. Ihr Sohn, der künftige Deputirte, erinnerte sich später dieses Ereignisses und es kann nicht befremden, wenn er gelobte, „den Stand, dem er angehörte, von der Erniedrigung, zu der er verurtheilt zu sein scheine, zu befreien.“ Aehnlich ging es dem zukünftigen Konvents-Mitglied Lacroix. Beim Ausgang aus dem Theater wurde er von einem Edelmann, der einer hübschen Frau den Arm reichte, gestoßen und beklagte sich darüber bei ihm, der ihn nun fragte: „Wer sind Sie?“ Der arme Provinzler war gutmüthig genug, seinen Namen und all' seine Titel eines Langen und Breiten anzugeben. „Es ist recht schön von Ihnen, all' das zu sein; ich bin der Graf Chabannes und habe große Eile“, erwiderte der Andere übermäßig lachend und sprang in den Wagen. „Ah, mein Herr“, rief ihm der erregte Jüngling nach, welch' entsetzliche Kluft erzeugen Stolz und Vorurtheile zwischen den Menschen!“

Es steht fest, daß bei Marat — einem der Vieharzte des Grafen von Artois —, bei Robespierre — einem Schützling des Bischofs von Arras —, bei Danton — einem kleinen Advokaten in Méry —

und bei allen Anderen die Eigenliebe gar oft geblutet haben muß. Auch die die Memoiren von Madame Roland durchziehende starke Bitterkeit hatte keinen andern Grund; „sie konnte“, äußert Fontanes, der ihr Freund und Bewunderer war, „der Gesellschaft die untergeordnete Stellung nicht verzeihen, die sie in derselben lange eingenommen hatte.“*) Rousseau ist es zuzuschreiben, daß die beim Menschen so natürliche und beim Franzosen so empfindliche Eitelkeit noch empfindlicher geworden ist. Die geringste Nüance, eine kleine Aenderung in der Stimme wird als Zeichen der Geringschätzung aufgefaßt. Die Großen haben leicht „alle ihnen Vorgestellten mit gleichmäßiger, milder Güte empfangen, sie haben leicht herablassend sein“, — was nützt es? Beim Herzog von Penthièvres speisen die Adeligen in Gesellschaft des Hausherrn, die übrigen beim „ersten Edelmann“ des Hauses und kommen erst zum Kaffe in den Salon; hier finden sie die hochnasigen Aristokraten, die an der Tafel Sr. Hoheit gesessen waren und von denen sie mit herablassender Protektionsmiene gegrüßt werden. Das genügt; vergeblich „behandelt der Herzog uns mit der gesuchtesten Aufmerksamkeit“, bemerkt Beugnot, der doch sehr geschmeidig ist, „es vergeht uns die Lust, wiederzukommen.“ Man grollt den Großen wegen der zu kurzen Begrüßungen, die sie Einem zuwerfen, und wegen der zu starken Verbeugungen, die man ihnen macht.

---

*) Madame Roland fühlte sich im Alter von 14 Jahren verletzt darüber, daß Frau von Boismorel ihre Großmutter per „Fräulein“ ansprach. Später sagte sie: „Ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich mehr taugte als Madmoiselle d'Hannaches, die trotz ihrer 60 Jahre und ihres Stammbaumes nicht im Stande war, einen verständigen oder auch nur lesbaren Brief zu schreiben.“ Zur selben Zeit verbrachte sie acht Tage in Versailles bei einer Kammerfrau der Dauphine; da sagte sie zu ihrer Mutter: „Noch ein paar Tage und ich werde diese Leute so verabscheuen, daß ich nicht wissen werde, was ich mit meinem Haß anfangen soll.“ „Was thun dir denn die Leute?“ „Sie lassen mich die Ungerechtigkeit fühlen und jeden Moment die Widersinnigkeit betrachten.“ Ein andermal ärgert es sie, daß man sie und ihre Mutter auf Schloß Fontenay, wohin sie zu Mittag geladen waren, in der Gesindestube speisen läßt. — 1818 speist ein Graf in einem Städtchen des Nordens bei einem bürgerlichen Subpräfekten. Als die neben ihm sitzende Hausfrau ihm Suppe reicht, dankt er ihr mit den Worten „Dank, mein Herz.“ Aber die Revolution hat der kleinen Bürgerin die Flügel wachsen lassen und kurz darauf fragt sie den Grafen mit ihrem schönsten Lächeln: „Wollen Sie Huhn, mein Herz?“

Champfort erzählt mit Bitterkeit, wie es einst dem auf dem Gipfel seines Ruhmes stehenden d'Alembert ging, als er in Gesellschaft des Präsidenten Hénault und des Herrn von Pont-de-Veyle bei Madame du Deffant anwesend war. Es kam nämlich der Arzt Fournier herein und begrüßte die vier Anwesenden auf vier verschiedene Arten; zur Hausfrau sagte er: „Madame, ich habe die Ehre, Sie meiner unterthänigsten Hochachtung zu versichern", zum Präsidenten: „Mein Herr, ich habe die Ehre, Sie zu begrüßen", zu dem andern Herrn: „Mein Herr, ich bin Ihr ganz ergebenster Diener", und zu d'Alembert bloß: „Guten Tag, mein Herr." *) Für das aufgebrachte Herz bildet alles einen Gegenstand des Grolls. Nach dem Beispiele Rousseau's weiß der Dritte Stand den Adeligen schlecht Dank für alles, was sie thun und was sie sind, für ihren Luxus, ihre Eleganz, ihre Tändeleien, ihr feines, glänzendes Benehmen. Champfort ist verdrießlich über die Höflichkeiten, mit denen sie ihn überhäufen. Sieyès grollt ihnen wegen der Abtei, die sie ihm versprachen, aber nicht gaben. Außer den allgemeinen Beschwerden hat jedes Individuum seine persönlichen Einwendungen gegen sie. Ihre Kälte und Unaufmerksamkeit gilt ebenso sehr als Beleidigung wie ihre Vertraulichkeit und Zuvorkommenheit.

Unter der großen Anzahl wirklicher oder eingebildeter Nadelstiche schwillt den Leuten die Galle immer mehr, bis sie endlich 1789 zum Platzen geschwollen ist. Champfort schreibt: „Der anständigste Rechtstitel des französischen Adels ist seine Abstammung von 30,000 behelmten, bepanzerten, beschienten Menschen, die, auf großen geharnischten Pferden sitzend, 8—10 Millionen Menschen, die Vorfahren der gegenwärtigen Nation, mit Füßen traten. So sieht es mit den konstatirten Rechtsansprüchen ihrer Nachkommen auf Achtung und Liebe aus. Und um diese Noblesse noch achtbarer zu machen, ergänzt sie sich durch

---

*) „Sollte man es glauben? Weder die Steuern, noch die geheimen Verhaftsbefehle, noch die Chikanen der Intendanten, noch die ruinöse Langsamkeit der Justizpflege, noch all' die anderen Mißbräuche der öffentlichen Gewalt haben das Volk so gereizt, wie die Vorurtheile des Adels. Hiergegen ist der Haß am stärksten; Beweis dessen, daß es die Bürger, die Literaten, die Geldmänner — kurz, Alle, die den Adel beneideten — sind, die das Volk in den Städten und die Bauern auf dem Lande gegen denselben aufgehetzt haben." (Rivarol.)

Menschen, die ihr Vermögen durch Plünderung der Hütten jener Armen erworben haben, die nicht im Stande waren, ihre Steuern zu zahlen." Sieyès schreibt: „Warum sollte der Dritte Stand nicht alle Familien, die den närrischen Anspruch erheben, einer Eroberer = Race zu entstammen und Eroberer-Rechte geerbt zu haben, in die Frankenwälder zurückschicken? Hätte es keine Polizei gegeben, so hätte sich Cartouche vielleicht auf einer großen Heerstraße niedergelassen und vielleicht einen Mautschranken errichtet; wäre er dazu aber gesetzlich berechtigt gewesen? Und hätte er dieses Monopol — was einst sehr oft der Fall war — einem ehrlichen Nachfolger verkauft, — wäre dasselbe in des letzteren Händen rechtmäßiger geworden? . . . . Jedes Privilegium ist naturgemäß ungerecht, hassenswerth und dem Gesellschaftsvertrag zuwiderlaufend. Das Blut kocht bei dem Gedanken, daß es möglich war, die abscheulichen Resultate des abscheulichen Feudalsystems noch am Ende des 18. Jahrhunderts gesetzlich zu heiligen..... Die Adelskaste ist wirklich ein besonderes Volk, aber ein falsches Volk, das aus Mangel an nützlichen Organen nicht für sich allein leben kann und sich daher an eine echte Nation hängt, wie die Pflanzenauswüchse, die nur vom Safte der Pflanzen leben können, die sie aussaugen und austrocknen." „Alle Zweige der ausübenden Gewalt sind in die Hände der Kaste gefallen, aus der sich bereits die Kirche, die Justiz und das Militär rekrutiren. Infolge einer Art Verbrüderung oder Gevatterschaft ziehen die Adeligen einander dem Reste der Nation vor. . . . . Der Hof hat regiert, nicht der Monarch. Der Hof schafft und vertheilt die Stellen. Und was ist denn der Hof anders, als die Spitze der ungeheuern Aristokratie, die ganz Frankreich bedeckt, deren Mitglieder alles erlangen können und die alle wesentlichen Zweige der öffentlichen Macht in Händen haben? *) Machen wir diesem socialen Verbrechen, diesem langsamen Mord ein Ende, den eine Klasse täglich gegen die anderen begeht. . . . . Man frage nicht mehr, welchen Platz die Privilegirten in der gesellschaftlichen Ordnung eigentlich einnehmen sollen. Das hieße fragen, welchen Platz im Körper eines

*) „Die Adeligen sagen, der Adel vermittle zwischen dem König und dem Volk. Ja wohl, gerade so wie der Jagdhund zwischen dem Jäger und den Hasen vermittelt." (Champfort.)

Kranken die bösartigen Säfte verdienen, die ihn untergraben und martern, oder die schreckliche Krankheit, die sein lebendiges Fleisch aufzehrt.“ Die Folgen ergeben sich von selbst: entfernen wir das Geschwür oder fegen wir wenigstens das Ungeziefer hinweg. Der Dritte Stand ist durch sich und für sich eine „vollständige Nation“, welcher kein Organ fehlt, welche keiner Hilfe bedarf, um bestehen zu können, und welche wieder gesund sein wird, sobald sie nur erst die Parasiten, die sich in ihre Haut einfressen, abgeschüttelt hat.

„Was ist der Dritte Stand? Alles. Was war er bisher in der politischen Ordnung? Nichts. Was will er? Etwas werden.“ Nicht etwas, sondern alles. Sein politischer Ehrgeiz ist ebensogroß, wie sein socialer und er strebt nicht bloß nach Gleichheit, sondern auch nach Ansehen. Wenn die Privilegien schlecht sind, ist das des Fürsten das ärgste, denn es ist das ungeheuerste, und wenn die menschliche Würde durch die Vorrechte des Adels bloß verletzt wird, geht sie unter der Willkür des Königs ganz verloren. Es thut nichts zur Sache, daß er davon kaum Gebrauch macht und daß er, der öffentlichen Meinung Gehör schenkend, wie ein nachsichtiger, milder Vater regiert. Der vom *wirklichen* Despotismus befreite Dritte Stand empört sich gegen den *möglichen* Despotismus und fürchtet, Sklave zu werden, wenn er sich dazu hergäbe, Unterthan zu sein. Der leidende Stolz hat sich ermannt, richtet sich auf und will alle Rechte an sich reißen, um sein Recht besser zu sichern. Wer von jeher an's Dienen gewöhnt war, findet es süß und entzückend, Herr zu werden, seine früheren Herren an sein frühere Stelle zu setzen, sie für seine Mandatare zu halten, in sich ein Stück Souverän zu sehen, einen kleinen König von Frankreich, den legitimen Urheber alles Rechts und aller Macht. Im Einklange mit Rousseau's Lehren erklären die Beschwerdeschriften des Dritten Standes einstimmig, daß Frankreich eine Verfassung haben müsse; es habe keine oder doch nur eine, die nichts werth sei. Bisher waren die Bedingungen des Gesellschaftsvertrages unbekannt; nun aber, da man sie entdeckt hat, muß man sie aufschreiben. Die Adeligen, die mit Montesquieu behaupten, daß die Verfassung existire, daß ihre großen Züge nicht geändert werden sollten, daß es sich bloß um die Reform der Mißbräuche handle und

daß die Ständeversammlungen bloß eine beschränkte Macht haben und daher nicht im Stande sind, an die Stelle der Monarchie eine andere Regierungsform zu setzen, — sagen die Unwahrheit. Stillschweigend oder ausdrücklich weigert sich der Dritte Stand, sein Mandat einzuschränken und duldet nicht, daß man ihm Hindernisse entgegensetze. Sodann verlangt er einstimmig, daß die Deputirten nicht nach Ständen, sondern nach Köpfen und zusammen abstimmen. „Falls sich die Deputirten des Klerus und des Adels weigern sollten, einzeln und zusammen mit denen des Dritten Standes abzustimmen", heißt es in einigen Beschwerdeschriften, „so werden die letzteren, welche 24,000,000 Menschen vertreten, sich trotz der Abstinenz der Repräsentanten von 400,000 Personen als National-Versammlung konstituiren und im Vereine mit jenen Mitgliedern der klerikalen und der adeligen Kammer, die sich ihnen werden anschließen wollen, dem König ihre Hilfe bei der Beschaffung der Mittel zur Befriedigung der Staatsbedürfnisse anbieten, und die auf solche Art bemessenen Steuern werden allen Unterthanen des Königs ohne Unterschied auferlegt .... Der Dritte Stand umfaßt 99 Hundertstel der Nation und kann daher nicht eine Klasse genannt werden." Man wende nicht ein, daß ein derart verstümmeltes Volk zur Menge werde, daß sich Führer nicht aus dem Aermel schütteln lassen, daß es schwer falle, die natürlichen Führer zu entbehren, daß dieser Adel und diese Geistlichkeit denn doch noch eine Elite seien, daß sich zwei Fünftel des Bodens in ihren Händen befinden, daß sie die Hälfte aller gebildeten, intelligenten Leute abgeben, daß bei ihnen der gute Wille vorhanden ist und daß diese alten historischen Körperschaften den freien Verfassungen stets ihre beste Unterstützung geliehen haben. Nach Rousseau's Grundsatz darf man die Menschen nicht schätzen, sondern zählen; in der Politik hat nur die Zahl auf Achtung Anspruch; weder Geburt noch Eigenthum, noch Stellung, noch Befähigung sind Rechtstitel. Sei ein Individuum groß oder klein, unwissend oder gelehrt, General, Soldat oder Lehrjunge, — in der socialen Armee ist es nichts, als eine mit einem Stimmrecht versehene Einheit; wo die Majorität sich befindet, dort ist das Recht. Deshalb stellt der Dritte Stand sein Recht unantastbar hin und sagt mit Ludwig XIV.: „Ich bin der Staat."

Ist dieser Grundsatz einmal zugegeben oder aufgezwungen, so wird alles gut ablaufen. Nach Marmontel „schien man einem goldnen Zeitalter entgegenzugehen. Man nahm an, daß das freie, gerechte, weise Volk stets mit sich selbst einig, in der Wahl seiner Leiter aufgeklärt, im Gebrauche seiner Kraft und Macht maßvoll sei, sich nie verirren werde, daß es sich niemals betrügen und beherrschen, noch auch unterjochen lassen werde. Sein Wille wird sein Gesetz, sein Gesetz sein Glück sein." Die Nation wird sich regeneriren, — diese Phrase spielt eine große Rolle in Wort und Schrift. In Nangis findet Arthur Young, daß sie die Basis der politischen Konversation ist; ein Pfarrer will nicht davon ablassen, weiß aber nicht, was darunter zu verstehen ist. Aus seinen Erklärungen läßt sich nichts entnehmen, als „eine theoretische, in ihrem Ausgangspunkt zweifelhafte, in ihrer Entwicklung riskirte, in ihrem Ende chimärische Vervollkommnung der Regierung." Und als der Engländer die britische Verfassung als Muster empfiehlt, rümpft man die Nase, lächelt und bemerkt, diese Verfassung sei nicht genug freiheitlich und entspreche den Prinzipien nicht. Man beachte, daß wir es da mit der Gesellschaft eines Grandseigneurs, also mit aufgeklärten Leuten zu thun haben. Bei den Wahlversammlungen zu Riom sieht Malouet, wie „kleine Bürger, Advokaten und derlei Leute ohne jede Kenntniß politischer Angelegenheiten den ‚Gesellschaftsvertrag' citiren, mit Heftigkeit gegen die Tyrannei deklamiren und eine Menge von Verfassungen vorschlagen." Die Meisten sind unwissende Chikaneure, aber selbst die Unterrichtetsten haben von der Politik nur schülerhafte Begriffe. An den Universitäten wird keine Geschichte unterrichtet. „Der Name Heinrich IV.", erzählt Lavalette, „kam uns während meiner achtjährigen Studien kein einzigesmal zu Ohren und zu 17 Jahren wußte ich noch nicht, wann und wie das Haus Bourbon auf den Thron kam." Bei ihrem Eintritt in die Welt besteht ihr ganzes Gepäck — wie es bei Camille Desmoulins der Fall ist — aus lateinischen Brocken; ihr Kopf ist mit republikanischen Maximen gefüllt, ihr Gehirn von den Erinnerungen an Rom und Sparta erhitzt; sie sind von tiefer Verachtung für alle monarchischen Regierungsformen durchdrungen. Später lernen sie an der Rechtsschule ent=

weder gar nichts oder ein abstraktes Recht. Die Pariser Vorlesungen finden keine Hörer; die Professoren lesen vor Kopisten, die ihre Notizbücher verkaufen. Sollte ein Schüler den Vorlesungen beiwohnen und sich die Notizen selbst machen, würde er mit schelen Augen angesehen und beschuldigt werden, den Kopisten in's Handwerk zu pfuschen. Daher sind die Diplome werthlos — in Bourges erhält man sie schon nach sechs Monaten — und wenn ein junger Mann schließlich das Gesetz dennoch kennt, so hat er das nur der Praxis zu danken. Von den ausländischen Gesetzen und Einrichtungen haben die Leute keine Kenntniß, höchstens falsche oder vage Begriffe. Sogar Malouet stellt sich das englische Parlament fälschlicherweise wie das französische vor. Was den Mechanismus der freien Verfassungen und die Bedingungen der wirklichen Freiheit betrifft, so ist ihnen das zu verwickelt. Seit 20 Jahren ist Montesquieu, wenn wir von den großen richterlichen Familien absehen, veraltet. Wozu sollen auch die Studien über das alte Frankreich? „Was sind die Ergebnisse dieser vielen mühsamen Forschungen? Umständliche Konjekturen und Zweifelgründe." Es ist viel bequemer, von den Menschenrechten auszugehen und deren Konsequenzen abzuleiten. Hiezu genügt die Schul-Logik, während die Rhetorik des Kollegiums die nöthigen Tiraden liefert.

In diesen Köpfen mit mangelhafter Intelligenz flammen die unbestimmten Begriffe „Freiheit, Gleichheit, Souveränetät des Volkes", die glühenden Phrasen Rousseau's und seiner Nachfolger, sowie alle neuen Axiome gleich angezündeten Kohlen auf und geben einen heißen Dampf, einen betäubenden Rauch von sich. Das großartige, vage Wort tritt zwischen den Geist und den Gegenstand; die Umrisse sind verschwommen und der Schwindel beginnt. Niemals haben die Menschen den Sinn für die Wirklichkeit so sehr verloren; niemals waren sie gleichzeitig so blind und so chimärisch; niemals hat ihr getrübter Blick sie über die wirkliche Gefahr so getäuscht und ihnen die eingebildete in so düsterm Licht gezeigt. Die kaltblütigen Ausländer, die diesen Zustand der Dinge mitansehen, sind der Ansicht, es sei im Oberstübchen der Franzosen nicht richtig. In diesem allgemeinen Delirium erblickt der amerikanische Gouverneur Morris blos Einen gesunden Kopf: Marmontel, und dieser bedient sich derselben Aeuße-

rungen wie Morris; in den Klubs und Wahlversammlungen ist er der einzige, der sich gegen die unvernünftigen Vorschläge auflehnt. Um ihn herum gibt es lauter hitzige Leute, die oft wegen nichts in die komischeste Aufregung gerathen. Im ganzen Wesen des bestehenden Regiments, in jeder Verwaltungsmaßregel, „in den Polizeigesetzen, in den Finanz-Edikten, kurz, in jeder Autorität, auf der die öffentliche Ordnung und Ruhe beruhte, erblickte man tyrannische Tendenzen. Sogar die Mauern von Paris wurden als Menageriegitter für wilde Thiere und als für Menschen zu abträglich bezeichnet." Jemand erzählte, als hievon die Rede war: „Am Thore von Saint-Victor sah ich auf einer Säule — wer würde es glauben!? — einen ungeheueren Löwenkopf, der aus aufgesperrtem Rachen Ketten speit, mit denen er die Vorübergehenden bedroht. Kann es ein schrecklicheres Sinnbild des Despotismus und der Sklaverei geben?" Dabei ahmte der Redner das Löwengebrüll nach; das ganze Auditorium war gerührt. Nur Marmontel, der das Thor von Saint-Victor sehr oft passirte, war erstaunt, daß dieses schreckliche Bild ihm nie aufgefallen sei. „Ich schenkte der Sache am selben Tage besondere Aufmerksamkeit, und was fand ich? Auf einem Pilaster befand sich als Zierde ein an einer winzigen Kette hängendes und dadurch mit einem kleinen Löwenkopf in Verbindung stehendes Schild, wie man derlei als Thürklopfer oder als Wasserstandshähne auf Fontainen zu benützen pflegt."

Verkehrte Empfindungen und thörichte Begriffe, wie sie zu herrschen beginnen, würden jedem Arzt als Anzeichen einer Geistesverwirrung vorkommen; und dabei stehen wir erst in den Anfangsmonaten des Jahres 1789! In diesen erregbaren und übererregten Köpfen schafft die Zaubergewalt des Wortes Phantome, von denen ein Theil entsetzlich — der Aristokrat und der Tyrann —, der andere anbetungswürdig — der Volksfreund und der unbestechliche Patriot — ist. Diese vagen Traumgestalten werden an die Stelle der wirklichen gesetzt und von den Verblendeten entweder mit Huldigungen überhäuft oder mit größter Wuth verfolgt werden.

VI.

Solchergestalt verbreitet sich die Philosophie des 18. Jahrhunderts im Volke. Im ersten Stockwerk des Hauses, in den schönen vergoldeten Gemächern waren die Gedanken bloß Abendbeleuchtungen, Salonfunken, lustige bengalische Feuer, mit denen man spielte, und die man lachend aus den Fenstern warf. Im Halbgeschoß, im Parterre, in den Geschäftslokalen, in den Magazins und in den Kontors angesammelt, haben sie Brennstoffe vorgefunden: seit langer Zeit angehäufte Holzhaufen, die sich nun zu großen Feuern entzünden. Es scheint sogar eine Feuersbrunst entstanden zu sein, denn die Schornsteine rauchen schon wild und eine rothe Helle fällt auf die Fenster. Die oben Wohnenden sagen: „Ach nein, die unten Wohnenden werden sich wohl gehütet haben, das Haus in Brand zu stecken, denn sie bewohnen es ja ebenfalls, nicht nur wir. Was wir da schimmern sehen, ist ein Stroh-, höchstens ein Kaminfeuer, das man mit einem Eimer kalten Wassers löschen kann; überdieß reinigen derlei kleine Unfälle die Schornsteine, indem sie den alten Ruß ausbrennen." Mögen sie sich in Acht nehmen, denn in den Kellern des Hauses, unter dessen tiefem Fundament, befindet sich ein riesiges Pulvermagazin!

Fünftes Buch.

Das Volk.

Quellen:

Archives nationales: a) Protokolle der Ständeversammlungen, Bände 13, 17, 27, 59, 150; b) Protokolle der Provinzialversammlungen, F⁴. 2073 und 2397, F¹⁶. 965, G. 300, 319 und 322, H. 1149, 612, 1418, 200, 1463, 426, 1422, 1417, 138, 1515, 614, 615, 1312, 274, 1453, 723, 1431, 892, 724, 554, 616, 784 und 1591, H². 1610.
Argenson (d'), Mémoires. IV., VI., VII.
Aubertin, L'esprit public au 18ème siécle.
Augeard, Mémoires.
Babeau (Albert), Histoire de Troyes. I.
Beugnot, Mémoires. I.
Bezenval, Mémoires. II.
Biauzat (Gautier de), Doléances sur les surcharges du tiers-état (1789).
Boislisle (de), Correspondance des contrôleurs-généraux de 1683 à 1698.
Boivin-Champeaux, Notice historique de la révolution dans le département de l'Eure.
Brétonne (Rétif de la), Monsieur Nicolas. I.
Calonne, Mémoire à l'assemblée des notables. (1787.)
Champfort, Caractères et anecdotes.
Compte général des revenues et dépenses fixes au 1er mai 1789.
Desmoulins (Camille), La lanterne.
Diderot, Le deux amis de Bourbonne.
Doniol, Histoire des classes rurales.
Dulaure, Description de l'Auvergne. (1789.)
Dussault, La prise de la Bastille.
Éphémérides du citoyen. III., VI., IX., XX.
Floquet, Histoire du parlement de Normandie. VI., VII.
Galiani, Dialogue sur le commerce des blés. (1770.)
Hippeau, Le gouvernement de Normandie. IV., VI., VII.

Laboulaye, L'administration française sous Louis XVI. (Im 4. Band der „Revue des cours littéraires".)
Labruyère's Werke in der 4. (Destailleurs'schen) Ausgabe, 1689. II. Band.
Lafayette, Mémoires. V.
Lavergne (Léonce de), Les assemblées provinciales.
Lescure (de), Correspondance secrète inédite de 1777 à 1792. II.
Letrosne: a) L'administration des finances; b) l'administration provinciale et la réforme de l'impôt (1779).
Levasseur, La France industrielle.
Luynes (de), Journal. XVI.
Marmontel, Mémoires. I.
Mercier, Tableau de Paris. II., VI., X., XI., XII.
Mercure de France; 7. Mai 1791.
Métra-Imbert, Correspondance secrète. I., V.
Mirabeau (Marquis de), Traité de la population.
Montaugé (Théron de), L'agriculture et les classes rurales dans le Toulousain.
Montigny (Lucas de), Mémoires de Mirabeau. I.
Montlosier (de), Mémoires. I.
Morris (Governor), Correspondence. II. (1789.)
Necker, L'administration des finances. I., II.
Périn, La jeunesse de Robespierre.
Prudhomme, Résumé des cahiers. III.
Quesnay, Encyclopédie. (1756.)
Revue des deux mondes. (Sept. 1848, Artikel Cochut.)
Rochambeau (de), Mémoires. I.
Rossignol, Histoire de Beaune.
Rousseau (J.-J.), Confessions.
Roux et Buchez, Histoire parlementaire. I.
Schmidt, Tableaux de la revolution. II.
Ségur (de), Mémoires. I.
Simian (Paul), Mandrin.
Taillandier, Résumé de l'histoire d'Auvergne.
Tocqueville (de), L'ancien régime et la révolution.
Turgot, Collection des économistes. I., II.
Vauban, Dîme royale. 7. Kapitel.
Vaublanc (de), Souvenirs.
Vigée-Lebrun (Mme), Souvenirs. I.
Voltaire, Dictionnaire philosophique. (Artikel: population, supplices.)
Walpole (Horace), Letters and correspondence (Sept. 1789).
Young (A.), Travels in France. I., II.

Erstes Kapitel.

Das Elend.

I. Entbehrungen unter den drei Ludwigen. — II. Lage des Bauers während der letzten dreißig Jahre des alten Regiments. Zustand der Landwirthschaft. — III. Das Landleben und der Landmann. — IV. Der Bauer als Eigenthümer und als Arbeitsbiene.

I.

Genau hundert Jahre vor 1789 schrieb Labruyère: „Es gibt eine Art menschenscheuer Thiere, Männchen und Weibchen, schwarz, fahl und sonnverbrannt; sie finden sich auf dem Lande und sind an den Boden gekettet, den sie mit unbesiegbarer Ausdauer aufwühlen und umgraben. Sie haben etwas wie eine artikulirte Stimme und zeigen, wenn sie auf die Füße zu stehen kommen, ein menschliches Gesicht. In der That, es sind Menschen, die sich des Nachts in Löcher zurückziehen, wo sie von Schwarzbrot, Wasser und Wurzeln leben. Sie ersparen den übrigen Menschen die Mühe des Säens, Ackerns und Erntens und sollten wohl an dem Brot, das sie gesäet, nie Mangel leiden." Dennoch leiden sie daran während der nächsten 25 Jahre großen Mangel und sie sterben scharenweise. 1715 ging ein Drittel — sechs Millionen — an Hunger und Elend zu Grunde. Labruyère's Gemälde ist noch zu schwach und wird bis zum Tode Ludwig XV. immer düsterer.*) Nach Saint-Simon's Mittheilungen von 1725 „lebt man in der Normandie von Feldkräutern, während in Straßburg und Chantilly großer Luxus herrscht. Der erste König in Europa kann kein großer König genannt werden, denn sein Volk besteht aus Bettlern allerlei Art und sein Reich gleicht einem Spital voll Sterbender, die man mitten im Frieden geplündert hat." Wäh-

*) Das Elend und die Noth beginnen gegen 1672. Die im Jahre 1698 an den Herzog von Burgund gerichteten Denkschriften der Intendanten besagen, daß viele Bezirke und Provinzen ein Sechstel, Fünftel, Viertel, Drittel und selbst die Hälfte ihrer Bevölkerung verloren haben. Diese betrug damals (1698) noch über 19,000,000, verringerte sich aber bis 1715 stetig, so daß — nach Forbonnais — Frankreich unter der „Regentschaft" nicht mehr als 16 bis 17 Millionen Einwohner hatte. Von da ab trat zwar keine Abnahme mehr ein, aber die Zahl nahm während der nächsten 40 Jahre auch nicht mehr zu.

rend der besten Zeit Fleury's versteckt der Bauer in der schönsten Gegend Frankreichs „seinen Wein und sein Brod vor den Steuer-Einnehmern, denn wenn diese vermuthen, daß er nicht Hungers zu sterben braucht, ist er ein verlorener Mann." 1739 schreibt d'Argenson in sein Tagebuch: „Die Noth hat drei Aufstände in der Provinz — zu Ruffec, Caen und Chinon — hervorgerufen. Man ermordete auf der Straße brottragende Frauen. Neulich brachte der Herzog von Orléans ein Stück Brot in die Rathssitzung, legte es auf den Tisch des Königs und sagte: ‚Sire, von solchem Brode nähren sich Ihre Unterthanen.' ... In einem Kanton in der Touraine essen die Leute seit mehr als einem Jahr Gras." Das Elend naht auf allen Seiten und bildet in Versailles einen häufigen Gesprächsstoff. Auf eine Frage des Königs nach dem Befinden seiner Völker antwortet der Bischof von Chartres: „Die Menschen essen Gras, wie die Schafe und kommen um, wie die Fliegen." Massillon, Bischof von Clermont-Ferrand, berichtet 1740 an Fleury: „Unser Landvolk lebt in furchtbarem Elend; es fehlt an Betten und Möbeln; die Meisten entbehren das halbe Jahr hindurch sogar das Gersten- und Haferbrot, das ihre einzige Nahrung bildet, weil sie es sich absparen müssen, um die Steuern zu zahlen. Das geht soweit, daß die Neger auf unseren Inseln dagegen noch unendlich glücklich sind, denn wenn sie arbeiten, so werden sie und ihre Familien wenigstens auch genährt und gekleidet. Unsere überfleißigen Bauern können bei aller Anstrengung und Ausdauer nicht die Steuern zahlen und zu gleicher Zeit das trockene Brod verdienen." 1740 will das Volk zu Lille die Getreideausfuhr verbieten und revoltirt. „Ein Indentant schreibt mir (d'Argenson), daß das Elend von Stunde zu Stunde zunimmt und seit drei Jahren hat jede Gefahr für die Ernte unruhige Scenen im Gefolge. Besonders Flandern ist in Verlegenheit; dort weiß man nicht, womit man die erst in zwei Monaten stattfindende Ernte abwarten soll. Die am besten bestellten Provinzen sind nicht im Stande, den anderen etwas abzulassen. In den Städten zwingt man jeden Bürger, wenigstens einen Armen zu ernähren und ihm wöchentlich 14 Pfund Brot zu geben. In Châtellerault, einem Städtchen von 4000 Einwohnern, gab es diesen Winter 1800 solcher Armer. Die Menge der Armen übertrifft die Zahl

Jener, die leben können, ohne zu betteln, und dennoch werden die Steuern mit beispielloser Strenge eingetrieben. Man nimmt den Leuten ihre Kleider, ihren letzten Getreidesack, ihre Thürklinken u. s. w. weg. Die Aebtissin von Jouarre sagte mir gestern, daß man in ihrem Kanton (Brie) den größten Theil der Felder nicht besäen konnte. Kein Wunder, wenn die Hungersnoth bis Paris dringt. Man fürchtet für nächsten Mittwoch. Außer verdorbenem Mehl gibt es kein Brot mehr in Paris; die Mühlen arbeiten Tag und Nacht, um das alte verdorbene Mehl brauchbar zu machen. Das Volk ist zur Empörung bereit. Der Brotpreis steigt täglich um einen Sou. Kein Kaufmann wagt es, sein Getreide hierher zu bringen. Den armen Insassen des Irrenhauses Bicêtre wollte man statt $^3/_4$ nur mehr $^1/_2$ Pfund Brot von schlechter Qualität geben; es entstand ein Aufruhr, die Wachen wurden überwältigt, viele Irre sind entwischt und überschwemmen nun Paris. Alle Polizisten und Schildwachen der Gegend wurden beauftragt, mit Bayonnett und Degen gegen diese Bedauernswerthen zu kämpfen, von denen etwa 40 bis 50 gefallen sind; gestern morgens war die Revolte noch nicht zu Ende."

Zehn Jahre später ist das Uebel ärger. „Das Elend und die Klagen", fährt d'Argenson fort, „haben sich verdoppelt. Wenn dies schon zehn Meilen von Paris der Fall ist, was muß erst in den elenden Provinzen im Innern des Landes vorgehen? Mein Pfarrer sagt mir, daß acht Familien, die bei meiner Abreise noch von ihrer Arbeit lebten, jetzt nach Brot betteln gehen. Man findet keine Arbeit. Die Reichen schränken sich verhältnißmäßig ebenso ein, wie die Armen. Dazu kommt, daß man die ‚Taille' mit mehr als militärischer Strenge einhebt. Die Einnehmer und Exekutoren haben Schlosser bei sich, die die Thüren öffnen; die Möbel werden weggeführt, um den vierten Theil des Werthes verschleudert und dabei betragen die Kosten mehr als die Steuer. . . . . Auch in der Touraine ist das Elend furchtbar; es herrscht nicht mehr das traurige Gefühl des Elends, sondern die Verzweiflung bemächtigt sich der armen Bevölkerung, die sich den Tod wünscht und die Fortpflanzung vermeidet. . . . . Man berechnet, daß der vierte Theil der Arbeitstage der Tagelöhner dem Frohndienst gewidmet werden muß; wovon sollen sich die Leute während dieser Zeit

nähren? .... Ich sehe die Armen vor Elend zu Grunde gehen. Man zahlt ihnen für Leistungen, die einen Ecu werth sind, bloß 15 Sous. Alle Dörfer sind ruinirt und verfallen und die Häuser werden nicht wieder aufgebaut. .... Die Einwohnerzahl nimmt um mehr als ein Drittel ab. Die Taglöhner flüchten sich am liebsten in die kleinen Städte; ganze Dörfer sind entvölkert. In mehreren meiner Pfarren schuldet man die ‚Taille‘ seit drei Jahren, obwohl es an Zwangseintreibungen nicht mangelt. .... Die Steuereinnehmer machen enorme Zuschläge für Spesen. .... Ein Steuerrath kam in das Dorf, in dem sich mein Landhaus befindet und äußerte, daß diese Pfarre dieses Jahr eine weit höhere Taille werde zahlen müssen, denn er habe bemerkt, daß die Bauern hier fetter seien als anderswo, daß vor den Thüren Geflügelfedern liegen, daß man da also gut lebe u. s. w. Derlei entmuthigt den Bauer und ist Schuld an dem Unglück des Landes. .... Ich höre, daß in der Gegend, in der ich mich jetzt befinde, wenig Ehen geschlossen werden und daß es daher um die Fortpflanzung schlecht bestellt ist. In meiner kleinen Pfarre gibt es mehr als 30 heirathsfähige Mädchen und Jünglinge, die an's Heirathen gar nicht denken. Befragt man sie nach dem Grund, so antworten alle einstimmig, es verlohne nicht die Mühe, Unglückliche zur Welt zu bringen. .... Einer meiner Pfarrer schreibt mir, daß er — obwohl er der älteste Pfarrer in der ganzen Touraine sei und manches mitgemacht, auch enorme Korntheuerungen erlebt habe — in seinem Leben, selbst im Jahre 1709, kein so großes Elend gesehen habe, wie heuer. .... In der Touraine begüterte Seigneurs erzählten mir, daß sie die Bewohner mit Feldarbeiten beschäftigen wollten, daß jene aber so schwach und so wenig zahlreich seien, daß sie nicht arbeiten können." Wer auswandern kann, thut es. „Eine Menge von Bauern", setzt d'Argenson hinzu, verlassen das Languedoc und gehen nach Piemont, Savoyen oder Spanien, weil sie die Steuer-Chikanen nicht aushalten können. .... Die Einnehmer verkaufen alles, sperren alle Welt ein und benehmen sich habsüchtiger und böswilliger, als Husaren im Krieg, denn sie wollen auch noch für sich etwas erpressen. .... Ein Intendant einer der besten Provinzen sagte mir, daß man keine Pächter mehr daselbst finde, da es die Väter vorzögen, ihre Söhne in die Städte zu schicken,

weil der Landaufenthalt täglich schrecklicher wird. . . . . Ein in finanziellen Dingen bewanderter Herr berichtet mir, daß dieses Jahr mehr als 200 Familien die Normandie aus Furcht vor den Steuereinnehmern verlassen haben. . . . . In Paris wimmelt es von Bettlern; an jedem Thor wird man von einem Dutzend belästigt. Es heißt, daß sie Alle Landleute seien, die sich den Steuersekaturen entzogen und ihr arbeitsames Leben gegen ein faullenzerisches vertauscht haben. Aber auch die Stadtbewohner sind nicht immer gut daran. Aus Mézières vernehme ich, daß es dort so elend aussieht, daß das Volk in den Wirthshäusern die für die Offiziere bestimmten Diners mit Gewalt an sich reißt." „In Rouen sind mehr als 12,000 Arbeiter zu Bettlern geworden, ebensoviele in Tours. Seit drei Monaten sind über 20,000 Arbeiter in's Ausland ausgewandert. In Lyon sind ebensoviele beschäftigungslos und werden bewacht, damit sie nicht ebenfalls auswandern." Floquet schreibt: „In Rouen und in der Normandie fällt es selbst den Wohlhabenden schwer, Brot zum Leben zu bekommen; das Gros des Volkes leidet gänzlich Mangel daran und ist, will es nicht Hungers sterben, auf Nahrungsstoffe angewiesen, die ein Abscheu der Menschheit sind." D'Argenson erzählt: „In Paris geschah es, daß dem Dauphin und der Dauphine auf ihrem Wege zur Notre-Dame-Kirche bei der Tournelle-Brücke mehr als 2000 Weiber entgegenkamen und ihnen zuriefen: ‚Geben Sie uns Brot oder wir sterben Hungers.' Einer der Pfarrer der Pfarre Sainte-Marguerite versichert, daß im Laufe eines Monats im Faubourg Saint-Antoine 800 Personen vor Elend zu Grunde gegangen sind, daß die Armen in ihren Dachstuben vor Hunger und Kälte sterben und daß die Priester ihnen dabei zusehen, ohne Hilfe leisten zu können." Aufläufe und Zusammenrottungen sind bei den Hungernden an der Tagesordnung und enden oft mit Plünderungen von Vorräthen. Es sind dies die konvulsivischen Zuckungen des übermäßig angestrengten und erschöpften Geschöpfes; dieses hat solange als möglich gefastet, bis sich schließlich sein Instinkt empört. 1747 kommen zu Toulouse wegen der Brotfrage beträchtliche Revolten vor, in Guyenne desgleichen auf jedem Markte. 1750 empören sich 7000 Menschen in Béarn. 1752 dauert ein Aufstand zu Rouen drei Tage; in der Dauphiné und Auvergne

erobern die zusammengerotteten Bauern die Kornspeicher und nehmen deren Inhalt zu selbstbestimmten willkürlichen Preisen an sich; im selben Jahre rücken 2000 bewaffnete Bauern in Arles vor das Stadthaus, um Brot zu verlangen. In der Normandie finden Aufstände in den Jahren 1725, 1737, 1739, 1752, 1764, 1765, 1766, 1767 und 1768 statt, — alle wegen der Brotfrage. „Ganze Dörfer leiden Mangel an den allernöthigsten Lebensbedürfnissen und sind gezwungen, sich von Thierfutter zu nähren. Noch zwei Tage und Rouen wird ohne Vorräthe, ohne Getreide, ohne Brot dastehen." Die letzte Emeute ist aber auch furchtbar und die Bevölkerung, welche drei Tage hindurch Herrin der Stadt ist, plündert alle öffentlichen Kornspeicher und Waarenvorräthe. Aehnliche Ausbrüche finden bis zum Ende des alten Regiments — und darüber hinaus — in Reims, Dijon, Paris, Versailles, Aix, kurz in ganz Frankreich statt. Allerdings ist die Regierung unter Ludwig XVI. milder, die Intendanten sind menschlicher, die Verwaltung bessert sich, die „Taille" wird gleichmäßiger bemessen, der Frohndienst wird leichter; das Elend verringert sich, aber es ist doch noch zu groß, als daß die menschliche Natur es ertragen könnte.

Man durchblättere die Verwaltungskorrespondenz aus den der Revolution vorhergehenden 30 Jahren und man wird an hundert Anzeichen außerordentliche Leiden erkennen, wenn dieselben auch nicht in Wuth ausarten. Offenbar ist das Leben des von seiner Hände Arbeit lebenden Volkes prekär; es hat gerade genug, um vom Hungertode gerettet zu werden, und oft auch das nicht. „In vier Bezirken leben die Bewohner fast nur von Buchweizen und trinken seit fünf Jahren nichts als Wasser. In mancher Weingegend müssen die Weinbauern betteln gehen." Viele Arbeiter, die ihre Kleider und Möbel verkaufen müssen, sterben vor Kälte. Die Unzulänglichkeit der Ernährung bringt Krankheiten mit sich. In einem Kanton mähen die Bauern das unreife Getreide ab und trocknen es am Ofen, denn ihr Hunger läßt sie die Ernte nicht abwarten. Der Intendant von Poitiers schreibt: „Sobald die Wohlthätigkeits-Arbeitshäuser geöffnet werden, werden sie von einer enormen Menge Armer überschwemmt, obwohl alles Mögliche geschieht, die Preise der Lebensmittel herabzusetzen und nur die Allerbedürftigsten in jene Anstalten

aufzunehmen." Der Intendant von Bourges bemerkt, daß viele Halbpächter ihre Möbel verkaufen, daß ganze Familien oft zwei Tage nichts essen, daß die Hungernden in mehreren Pfarren den größten Theil des Tages im Bette zubringen, um weniger zu leiden. Der Intendant von Orléans erzählt: „In Sologne verbrennen arme Witwen ihre hölzernen Betten, andere ihre Obstbäume, um sich vor der Kälte zu schützen. Das ist nicht übertrieben. Das Elend läßt sich nicht schildern; man muß es sich auf dem Lande ganz nahe ansehen, will man einen Begriff davon haben." Aehnliches findet man in den Berichten aller anderen Intendanten; aus denselben tönt es wie endloses, nur hier und da unterbrochenes Todtengeläute. Hier heißt es: „Das Elend ist ungeheuer", dort: „Das Schauspiel ist herzzerreißend"; da leben die Bewohner „von Gerstenbrot und Wasser, um die übermäßigen Steuern zahlen zu können", dort „von Haferbrot und nasser Kleie, wovon die Kinder hinsterben." Der Ackerbau ist ein Zustand unaufhörlicher Entbehrung und Seelenangst; „tausende von Menschen vegetiren nur mühselig." In der That, viele können es nicht aushalten und desertiren, indem sie ihre Felder und Häuser verlassen; „viele Dörfer in der Auvergne haben ein Drittel ihrer Einwohner verloren und die Auvergne würde ganz entvölkert werden und unbebaut bleiben, wenn man die Lasten des Volkes nicht bald erleichtert." Ganze Gemeinden drohen, ihre Dörfer sammt und sonders zu verlassen, wenn man der Noth nicht abhelfe. Die Auswanderung wäre noch größer, wenn das Gesetz den Taille-Pflichtigen nicht verbieten würde, ihre überlasteten Güter zu verlassen, es sei denn, daß sie auf alles, was sie in der betreffenden Gemeinde besitzen, Verzicht leisten. Offenbar lebt das Volk von Tag zu Tag; es mangelt ihm an Brot, sobald die Ernte schlecht ausfällt. Ein Frost, ein Hagel, eine Ueberschwemmung drängen einer Provinz das Räthsel auf, wovon sie bis zum nächsten Jahre leben soll. Selbst jeder gewöhnliche Winter bringt Noth mit sich, wenn auch die Ernte gut ist, denn die Leute müssen alles den Steuereinnehmern geben, besonders wenn sie mit Zahlungen im Rückstande sind. Von allen Seiten strecken sich dem König — dem allgemeinen Almosenier — gerungene Hände entgegen. Das Volk gleicht einem Menschen, der in einem Teich watet, wobei ihm das Wasser bis an

den Mund geht; bei der geringsten Bodenerweichung oder Sturzwelle verliert er das Gleichgewicht, sinkt ein und ertrinkt. Vergeblich bemühen sich die alte Wohlthätigkeit und die neue Menschlichkeit, ihm beizuspringen: das Wasser ist zu hoch; es wäre nöthig, daß dessen Spiegel fiele und daß der Teich sich durch irgend eine große Oeffnung theilweise entleere. Früher wird der unglückselige Teichwandler nur selten athmen können und wird jeden Augenblick Gefahr laufen, zu ertrinken.

II.

Zwischen 1750 und 1760 beginnen die Müßiggänger, die sogar soupiren, die Arbeitenden, die nicht einmal diniren, mit barmherzigen und unruhigen Blicken zu betrachten. Warum sind dieselben so arm, und welchem Zufall ist es zuzuschreiben, daß bei der Güte des französischen Bodens der Bauer, der das Korn erzeugt, kein Brot für sich hat? Vor allem sind viele Besitzungen unbebaut und — was noch ärger ist — gänzlich verlassen. Die besten Beobachter konstatiren, daß „der vierte Theil des Bodens gänzlich brach liegt. . . . . Hunderte, selbst tausende von Morgen öden Haidelandes liegen nebeneinander. . . . . Viele Provinzen, welche durchweg bebaut werden könnten, gleichen zur Hälfte gemiedenen Wüsten." In einem einzigen Kanton gibt es 40,000 Morgen guten Brachfeldes. Die landwirthschaftliche Gesellschaft von Rennes erklärt, daß zwei Drittel der Bretagne brach liegen. Nicht wegen Unfruchtbarkeit des Bodens, sondern wegen der Vernachlässigung desselben. Das unter Ludwig XIV. erdachte System hat seine Wirkung gethan: seit einem Jahrhundert fällt der Boden in seinen einstigen wilden Zustand zurück. „Die Schlösser sind in Ruinen gefallen und verlassen; alle Hauptorte der Lehngüter, die früher von einem wohlhabenden Adel bewohnt wurden, werden heute von armen viehzüchtenden Halbpächtern bewohnt, deren schwache Arbeit kaum hinreicht, sie zu ernähren und ihre Steuern zu erschwingen." Im Steuerbezirk Confolens erzielt ein Grundstück, daß im Jahre 1665 noch um 2956 Francs verpachtet wurde, 1747 nur mehr 900." Eine Domäne, von der 1660 zwei herrschaftliche Familien ganz anständig lebten, „ist nur mehr eine winzige, unproduktive Halbpacht; man sieht noch die Spuren der Furchen von einstiger Ackerung her auf den Brachfeldern."

Die einst blühende Sologne ist ein Sumpf und ein Forst geworden, während sie hundert Jahre vorher dreimal soviel Getreide erzeugte; zwei Drittel ihrer Mühlen sind verschwunden; von ihren Weingärten ist keine Spur mehr. Ein großer Theil des Bodens ist, wie wir sehen, von Spaten und Pflug vernachlässigt und hört folglich auf, die Leute zu ernähren; das übrige ist in so schlechtem Zustande, daß es kaum zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse hinreicht. Arthur Young staunt mit Recht darüber, „daß ein so zahlreiches Volk sich ernähren könne, obwohl der vierte Theil oder die Hälfte des fruchtbaren Bodens brach liegt.“ Und wenn die Ernte fehlschlägt, bleibt auch der sonst bebaute Boden unbebaut, denn der Bauer ist zu arm, um Samen kaufen zu können; oft müssen die Intendanten Samen austheilen, damit nicht mehrere Jahre hintereinander schlecht seien. Jede momentane Kalamität ist auch für die Zukunft folgenschwer. So z. B. mußten im Toulousain die Felder 1784 und 1785 großentheils brach bleiben, weil die Zugthiere an einer Dürre zu Grunde gingen.

Sehr arg ist es auch mit der Art und Weise des Ackerbaues bestellt; diesbezüglich geht es noch ganz mittelalterlich zu. Young äußert 1789, „die französische Landwirthschaft stehe auf dem Standpunkte des zehnten Jahrhunderts.“ Die Felder — mit Ausnahme der flandrischen und elsässischen — bleiben jedes dritte oder gar jedes andre Jahr brach. Die Geräthe sind schlecht; man hat keine eisernen Pflüge und an vielen Orten gibt man sich noch mit Pflügen ab, wie sie in der Zeit Virgil's im Gebrauch waren. Die Wagenachsen und Radreifen sind aus Holz; die Eggen sind sehr primitiv. Von Vieh und Düngung ist wenig die Rede. Das in Landwirthschaft investirte Kapital ist dreimal geringer als gegenwärtig. Der Ertrag ist schwach, gewöhnlich im Durchschnitt bloß sechsfach. Arthur Young berechnet, daß der englische Morgen 28, der französische nur 18 Scheffel erzeugt, daß ein Grundstück, das in England während einer bestimmten Zeit 36 Pfund Sterling tragen würde, in Frankreich blos 25 Pfund einbringt. Da die Straßen entsetzlich sind, ist der Verkehr oft unmöglich; kein Wunder, wenn in entlegenen Kantons, wo der schlechte Boden bloß einen doppelten oder dreifachen Ertrag ergibt, nicht immer genug eßbarer Stoff vorhanden ist. Die Frage, wie man bis zur nächsten Ernte leben

soll, beschäftigt die Gemüther vor und während der Revolution unaufhörlich. Ein solcher Zustand der Kommunikationsmittel und der Landwirthschaft führt zu periodischen Theuerungen; neben den Blattern, die die Ursache von einem Achtel aller Todesfälle sind, herrscht eine zweite ebenso verbreitete und mörderische Krankheit: der Hunger. Das an dieser Krankheit leidende Volk hat kein Brod zu essen, sobald dieses im Preise steigt, und selbst wenn es nicht theurer wird, kann es dasselbe nur mit Mühe erschwingen. Das Weizenbrot kostet per Pfund wie heute 3—4 Sous, der Arbeitstag wird aber statt mit 40 nur mit 19 Sous bezahlt, so daß der Taglöhner für dieselbe Arbeit nur halbsoviel erhält. Selbst wenn alle Umstände in Betracht gezogen und die Löhne den Kornpreisen angemessen erhöht werden, kann die jährliche Arbeit eines Landarbeiters ihm bloß 959 Liter Getreide einbringen, heute aber, 1851, was einer Zunahme des Wohlstandes um 93 Prozent gleichkommt. Der Wohlstand eines Weinbauers ist sogar um 125 Prozent gestiegen. Diese Ziffern genügen, zu zeigen, wie schlecht diese Klassen damals daran waren.

Diese schlechten Zustände sind auf Frankreich beschränkt; durch ähnliche Beobachtungen und Rechnungen gelangt Arthur Young zum Schluß, daß die vom Ackerbau lebenden Franzosen — die Mehrheit der Nation — um 76 Prozent schlechter gestellt — d. h. genährt, gekleidet und behandelt — sind, als die analogen Klassen in England. Auch gibt es in sieben Achteln des Reiches keine Pächter, sondern Halbpächter. Der Bauer ist zu arm, um selbst Unternehmer zu sein; von agrikolem Kapital ist keine Rede. „Der Eigenthümer, der seinen Boden verwerthen will, findet zu dessen Bebauung nur Unglückliche vor, die nichts als ihre Arme besitzen. Er ist daher genöthigt, alle Geräthe, Zugthiere und Sämereien selbst zu kaufen und dem Halbpächter noch Vorschuß zu geben, damit er bis zur ersten Ernte zu essen habe.“ Selten findet man Halbpächter, die sich nicht von ihrem Herrn jedes Jahr wenigstens 100 Livres ausleihen. Zuweilen schlägt der Herr ihnen vor, sie mögen sich die ganze Ernte behalten, dürfen aber nichts von ihm borgen; diese Vorschläge werden abgelehnt, denn die Unglücklichen fürchten, bis zur Ernte nicht leben zu können, wenn sie keinen Vorschuß erhalten. Im Limousin'schen und in Angoumois

ist die Armuth so groß, daß den Halbpächtern „nach Abzug aller Lasten nicht mehr als 25—30 Francs per Jahr zum Leben bleiben und auch das nicht in barem Gelde, sondern in natura. Oft bleibt ihnen noch weniger, so daß der Herr, wenn sie durchaus nicht existiren können, gezwungen ist, das Fehlende zu ergänzen. In allen Fällen hat der Halbpächter nur soviel, als durchaus nöthig ist, damit er nicht Hungers sterbe.“ Was den Kleingrundbesitzer betrifft, den Bauer, der sein eignes Feld bebaut, so ist auch er nicht besser daran. „Der Ackerbau, wie er von unseren Landleuten betrieben wird, ist eine wahre Galeere.“ 1783 essen die Bauern im Toulousain nichts als Mais, gemischtes Mehl und sehr wenig Korn; in den Gebirgen lebt man während des halben Jahres von Kastanien. Die Kartoffel ist fast unbekannt und von hundert Bauern würden sich 99 weigern, sie zu essen. Allenthalben lebt man hauptsächlich von Hafer, Buchweizen, Kastanien, Rüben, saurer Milch, sowie allerlei schlechten Getreidemischungen. Der Bauer muß sich mit geringeren Mehlen begnügen und auf Weizenbrot verzichten, denn er kann für ein Pfund Brot nicht mehr als zwei Sous zahlen. Fleisch wird fast gar nicht gegessen, höchstens schlachtet man jährlich ein Schwein. Die Häuser bestehen aus Stampferde, sind mit Stroh gedeckt, haben keine Fenster und die bloße Erde bildet den Fußboden. Selbst wo gutes Baumaterial — Steine, Ziegel und Schiefer — vorhanden ist, haben die Fenster keine Scheiben. Zur Kleidung dienen Lumpen, selbst im Winter oft bloß Leinwandfragmente. In manchen Gegenden mangelt es an Strümpfen, Schuhen und Sandalen. Young schreibt: „Einer englischen Phantasie ist es unmöglich, sich die Thiere, die uns im Hôtel ‚zum rothen Hut‘ zu Souillac bedienten, vorzustellen; die höflichen Gäste nannten sie Frauen, in Wahrheit waren sie wandelnde Misthaufen. In ganz Frankreich würde man vergeblich sauber aussehende Hôtelbedienstete suchen.“

Man lese einige an Ort und Stelle geschriebene Schilderungen, um sich zu überzeugen, daß das Landleben und der Bauer in Frankreich — wenigstens den großen Zügen nach — ebenso beschaffen ist, wie in Irland.

III.

In den fruchtbarsten Gegenden — in Limagne z. B. — bekunden sowohl die Hütten als die Gesichter das Elend und die Entbehrungen. Die meisten Bauern sind schwach, abgezehrt, von kleiner Statur. Fast alle ernten Getreide und lesen Wein, sind aber gezwungen, alles behufs Zahlung des Pachtzinses und der Steuern zu verkaufen; sie essen nichts, als schwarzes Brot aus Roggen- und Gerstenmehl und trinken nichts, als Träber-Wasser. Arthur Young schreibt: „Ein Engländer kann sich das Aussehen der Mehrheit der Bäuerinnen Frankreichs nicht vorstellen. Eine, mit der ich in der Champagne sprach, sah — selbst ganz in der Nähe betrachtet — wie eine Greisin von 60—70 Jahren aus, war aber bloß 28 Jahre alt; so sehr war ihre Gestalt gebeugt und ihr Gesicht gerunzelt." Diese Frau ist im Vereine mit ihrem Manne und ihrer Wirthschaft ein ziemlich zutreffendes Muster von der Lage des kleinen selbstbauenden Grundbesitzers. Ihr ganzes Eigenthum besteht aus einem Winkelchen Erde, einer Kuh und einem elenden Pferde; die Milch der Kuh brauchen sie für ihre sieben Kinder. Zu entrichten haben sie an verschiedene Seigneurs jährlich einen Sack Weizen, drei Säcke Hafer, vier Hühner und einen Sou, an den Staat diverse Steuern. „Gott stehe uns bei", rufen sie aus, „denn unsre Abgaben ruiniren uns." Wie mag es erst in unfruchtbaren Gegenden aussehen! „Von Ormes bis Poitiers gibt es viele Felder, die gar nichts einbringen und von Poitiers bis in's Limousin liegen 25,000 Morgen Ackerlandes, die nichts sind, als Haidesteppen und Stechginstereinöden. Die Bauern leben dort von Korn, aus dem man die Kleie nicht entfernt und das schwarz und schwer wie Blei ist. Im Poitou bearbeitet man nur die Oberfläche der Erde, und zwar mit einem kleinen häßlichen Pflug ohne Räder. . . . In manchen Gegenden verheirathet man die jungen Leute aus Furcht vor dem Armeedienst ebensofrüh, wie die Grandseigneurs; trotzdem ist daselbst die Bevölkerung dünn, denn die meisten Kinder sterben. Da die Frauen keine Milch in der Brust haben, gibt man den einjährigen Kindern schon das erwähnte schlechte Brot zu essen. . . . . Heuer (1767) ist das Getreide zu Ostern erfroren; es gibt nur wenig

Weizen. Seit Ostern hat es nicht geregnet; wir haben also kein Heu, kein Weidefutter, kein Gemüse, kein Obst, also auch keinen Dünger und kein Vieh."

„Man unterstützt und beschützt den Bauer", schreibt Lucas de Montigny, „man thut ihm selten Unrecht, aber man verachtet ihn. Ist er gut und zugänglich, läßt er sich leicht gewinnen; ist er aber böswillig, so wird er schnell gereizt und erbittert. Die Menschen, die ihn im Elend verkommen lassen, sind durchaus nicht inhuman, bilden sich aber ein — besonders die Aristokratie hat dieses Vorurtheil —, daß er nicht derselben Schöpfungsgattung angehört wie sie. Der Eigenthümer zieht aus ihm, was zu ziehen ist, betrachtet ihn stets als eine Art Hausthier und bedient sich seiner zu allen möglichen Lastzwecken. Der halbpachtende Bauer seinerseits denkt nur daran, mit so wenig Arbeit als möglich zu leben und soviel Boden als möglich zur Weide zu verwenden, weil das Erträgniß aus einer eventuellen Vermehrung des Viehstandes ihn gar keine Arbeit kostet. Wenn er etwas arbeitet, so geschieht es, um billige Lebensmittel — Buchweizen, Rüben u. s. w. — zu seinem eigenen Gebrauch zu säen. Er hat keinen andern Genuß, als seine Faulheit und Lässigkeit, keine andre Hoffnung, als die auf eine gute Kastanien-Ernte, keine andre freiwillige Beschäftigung, als Kinder auf die Welt zu setzen." Letzteres thut er, weil er nicht im Stande ist, Arbeitskräfte zu miethen. Die Anderen, die Handlanger, haben kleine Vorräthe und leben hauptsächlich von wildwachsenden Kräutern und von einigen Ziegen, die alles auffressen. Diese Ziegen werden sehr häufig auf Parlamentsbefehl von den Wachen getödtet. „Eine Frau, der man ihre zwei Ziegen, ihre einzige Zuflucht, getödtet, und eine andre, die man auf dieselbe Weise um ihre Nahrungsquelle gebracht, begaben sich weinend in's Schloß; der einen gibt man 12 Livres, die andre erhält einen Dienst. Von nun an herrscht in diesem Dorfe Heiterkeit. Die Leute sind eben nicht an Wohlthaten gewöhnt, — leiden ist ihr Loos. Die Nothwendigkeit, von den Stärkern, Reichern und Geschickteren unterdrückt zu werden, erscheint ihnen ebenso natürlich, wie der Hagel oder der Regen, und das verleiht ihnen einen Aschenbrödel-Charakter."

In der feudalen Auvergne, die fast lauter große Herrschafts-

und Kirchengüter enthält, ist das Elend groß. Zu Clermont-Ferrand gibt es „Straßen, die an Farbe, Schmutz und Gestank nur mit Einschnitten in Misthaufen zu vergleichen sind.“ In den Gasthäusern der großen Flecken herrschen „Enge, Elend, Schmutz, Finsterniß. Das Hôtel zu Aubenas wäre ein Fegefeuer für Schweine.“ In der That, die Sinne sind gelähmt; der primitive Mensch ist zufrieden, wenn er schlafen und essen kann. Er ißt, aber wie! Er muß einen sehr zähen Magen haben, um seine Nahrung verdauen zu können. Wenn man die Roheit dieses seit Vercingetorix intakten Temperaments betrachtet, das überdies durch Leiden noch verwilderter ist, kann man einen gewissen Schrecken nicht überwinden. Der Marquis von Mirabeau beschreibt „das Votivfest von Mont-Dore. Die Wilden kommen scharenweise vom Gebirge herunter, der Pfarrer in Stola und Chorhemd, die Richter in Perrücken; die Polizei bewacht mit dem Säbel in der Hand den Platz, bevor sie den Dudelsackpfeifern gestattet, zum Tanz aufzuspielen. Dieser wird nach einer Viertelstunde von einer Schlägerei unterbrochen. Das Geschrei und Gekreische der Kinder, Invaliden und der anderen Zuschauer hetzen die Kämpfenden auf, gerade wie der Pöbel die Hunde beim Raufen anfeuert. Es sind schreckliche Menschen oder eigentlich wilde Thiere, die mit grobwollenen Waffenröcken angethan sind, breite Ledergürtel mit Kupfernägeln tragen und eine gigantische Statur haben, welche durch hohe Sandalen noch erhöht wird. Sie erheben sich, um den Kampf besser zu sehen, stampfen mit den Füßen und reiben sich die Weichen mit dem Elbogen. Ihr Gesicht ist hager, bleich, grinsend — als ob sie grausam lächeln wollten und wild-ungeduldig wären — und von langem, schmierigen Haar umwallt. Diese Leute zahlen Steuern! Und ihnen will man nun auch noch das Salz wegnehmen! Man weiß also nicht, wen man plündert, wen man zu regieren glaubt, wen man bis zur Katastrophe mit leichtsinnigen Federstrichen ungestraft aushungern zu dürfen glaubt! Armer Jean-Jacques, dachte ich mir, wer dich mit deinem System zu diesen Leuten geschickt hätte, Noten abzuschreiben, würde auf deine Reden eine harte Antwort ertheilt haben.“ Wir haben es da mit der wundervollen Voraussicht eines Mannes zu thun, den die Größe des vorhandenen Uebels nicht über die Schattenseiten der vor-

geschlagenen Heilmethode verblendet. Der von seinem feudalen und ländlichen Instinkt aufgeklärte alte Edelmann richtet da mit Einem Schlage die Regierung und die Philosophen, das alte Regiment und die Revolution.

IV.

Unglück verbittert; ist aber ein Eigenthümer unglücklich, so wird er noch verbitterter sein. Er fügt sich in die Armuth, aber nicht in die Plünderung. Während des ganzen 18. Jahrhunderts ist der Bauer zum Grundbesitzer geworden, den man plündert, — dies seine Situation gegen 1789. Wie hat er es angestellt, bei der großen Noth, in der er sich befindet, noch zu existiren? Diese Sache ist kaum begreiflich, aber wahr; sie läßt sich nur durch den Charakter des französischen Bauers erklären, durch seine Mäßigkeit, seine Strenge gegen sich selbst, seine Zähigkeit, seine Verstellungskunst, seine erbliche Leidenschaft für den Besitz und für die Scholle. Er hatte entbehrungsvoll gelebt und Sou auf Sou erspart. Alljährlich fügt er einige Silberstücke zu dem kleinen Häufchen von Thalern, die er im geheimsten Winkel seines Kellers vergraben hatte; unstreitig hatte der Rousseau'sche Bauer, der sein Brod und seinen Wein in einer Korngrube versteckte, einen noch verborgenern Ort: ein bischen Geld in einem Wollstrumpf oder Topf entgeht den Blicken Unberufener leichter. In Lumpen gekleidet, barfüßig, von trocknem Brode lebend, hegt er den kleinen Schatz, auf den er seine Hoffnung baut, im Herzen und wartet die passende Gelegenheit ab. Diese kommt denn auch. „Trotz aller Privilegien ruinirt sich der Adel von Tag zu Tag und der Dritte Stand bemächtigt sich seiner Güter.“ Zahllose Güter gehen infolge freiwilligen oder erzwungenen Verkaufs in die Hände von Bürgern, Kaufleuten, Bankiers u. s. w. über. Bevor der verschuldete Seigneur sein Eigenthum gänzlich veräußert, hat er gewiß erst theilweise Verkäufe über sich ergehen lassen. Hierbei findet sich der Bauer, nachdem er den Verwalter bestochen, mit seinem Sparpfennig ein und sagt zum Herrn: „Der Boden ist schlecht und kostet Sie mehr als er Ihnen einbringt.“ Es handelt sich um einen entlegenen Winkel Feldes

oder Wiese oder um einen Pachthof, für den der Pächter nichts mehr zahlt oder noch öfter um eine Halbpacht, deren Miether arm und faul sind und dem Herrn zur Last fallen. Dieser beruhigt sich damit, daß die verkauften Parzellen für ihn nicht verloren sind, daß er sie später infolge des Rückkaufsrechtes wieder erwerben könne und daß er mittlerweile allerlei Abgaben — Grundzins, Gülte, Verkaufsgebühr — davon beziehen werde. Ueberdies besitzen er und seine Nachbarn große leere Räume, die infolge des Verfalles der Kultur und der Bevölkerung verlassen sind; um ihnen wieder Werth zu verleihen, muß er deren Eigenthumsrecht übertragen, — ein anderes Mittel, Menschen daran zu fesseln, kann er nicht finden. Die Regierung kommt dieser Operation zu Hilfe; da ihr der verlassene Boden nichts mehr einbringt, läßt sie sich herbei, ihre schwere Hand davon abzuziehen, wenn auch nur provisorisch. Ein Edikt von 1766 befreit zum erstenmale die wieder urbar gemachten Felder auf 15 Jahre von der „Taille" und schon in den nächsten drei Jahren werden in 28 Provinzen 400,000 Morgen brachliegenden Landes wieder urbar gemacht.

So zerbröckelt und verringert sich denn allmälig die herrschaftliche Domäne. Schließlich wird dem Herrn an vielen Orten außer seinem Schloß und einer jährlich 2000—3000 Francs tragenden kleinen Wirthschaft nichts bleiben, als die feudalen Rechte; der Rest des Bodens gehört den Bauern. Schon gegen 1750 bemerkt Forbonnais, daß viele Adelige und Geadelte, „die bei anscheinend großartigem Grundbesitz außerordentlich verarmt sind", den Kleinhäuslern Parzellen zu äußerst niedrigen Preisen verkauft haben. Gegen 1760 gehörte bereits ein Viertel des Bodens den Ackerbauern. 1772 schätzte der Intendant von Caen — als er die Listen der der Zwanzigstelsteuer unterliegenden Güter, an Zahl 150,000, zusammenstellte, — daß das Reinerträgniß von 50,000 dieser Güter nicht mehr als 5 Sous, das weiterer 50,000 nicht mehr als 20 Sous Zwanzigstelsteuer abwerfe; man kann also leicht berechnen, wie hoch sich das Erträgniß selbst beläuft.*) Zeitgenössische Beobachter konstatiren diese Leidenschaft des

*) Der Verkauf der nationalen Güter scheint weder die Zahl der kleinen Grundstücke erheblich vermehrt, noch die der großen merklich verringert zu haben; die Revolution hat eigentlich bloß das mittlere Besitzthum zur Entfaltung gebracht.

Bauers für den Grundbesitz. „Während anderswo die niedrigen Klassen ihre Ersparnisse in öffentlicher Rente oder in privaten Kreisen anlegen, verwenden sie sie in Frankreich zum Ankaufe von Grund und Boden..... Daher nimmt die Zahl der kleinen Grundstücke fortwährend zu." Necker meldet, daß es deren eine ungeheure Menge gibt. Young staunt 1789 über diese Menge und glaubt, daß ein Drittel des Bodens aus ganz kleinen Parzellen besteht. Aber der Bauer erwirbt nicht nur den Boden, sondern nimmt auch die damit in Verbindung stehenden Lasten auf sich. Solange er ein einfacher Arbeiter war und außer seinem Arm nichts besaß, traf ihn die Steuer nur halb, denn „wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren." Jetzt ist er zwar auch arm und gibt sich für noch ärmer aus, aber der Fiskus hat ihn als einen Eigenthümer in den Klauen. Die Steuereinnehmer — Bauern, wie er — sind als Nachbarn eifersüchtig auf ihn und da sie ganz gut wissen, was ihm seine Güter einbringen, nehmen sie ihm alles weg, was sie ihm wegnehmen können. Vergeblich arbeitet er mit erneutem Eifer, — seine Hände bleiben leer und am Ende des Jahres sieht er zu seinem Leidwesen, daß sein Feld nichts für ihn producirt hat. Jemehr er erwirbt und erzeugt, desto schwerer werden seine Lasten. 1715 beliefen sich die „Taille" und die Kopfsteuer, die er allein oder fast allein bezahlt, auf 66 Millionen, 1759 auf 93 Millionen, 1789 auf 110 Millionen. Die Steuern betragen 1757 283 Millionen, 1789 476 Millionen. In der Theorie hat man mit dem Bauer freilich Mitleid und will ihm beistehen, denn so gebieten es die Menschlichkeit und der gesunde Sinn; in der Praxis aber gebieten es die Nothwendigkeit und die Gewohnheit, daß man ihn — nach der Vorschrift Richelieu's — als Lastthier behandle, dem man den Hafer zumißt, damit es weder stark noch widerspenstig werde, oder als Maulthier, welchem, wenn es an's Lasttragen gewöhnt ist, die Ruhe mehr schadet als die Arbeit.

1848 gab es 183,000 große Güter im Umfange von 18 Millionen Hektaren, 700,000 mittlere Güter per 15,000,000 Hektaren und 3,900,000 kleine per 15,000,000 Hektaren.

Zweites Kapitel.

Die Steuern als Hauptursache des Elends.

I. Direkte Steuern. — II. Taille, Kopfsteuer, Zwanzigstel, Frohnsteuer u. s. w. — III. Der Taille-Pflichtige, der nichts als seine Arme besitzt, unterliegt vier direkten Steuergattungen. — IV. Steuereinnehmer und Beschlagnahmen. — V. Indirekte Steuern. — VI. Warum die Besteuerung so drückend ist. Die Steuerbefreiungen und Privilegien. — VII. Städtische Steuern. Die Last fällt überall auf die Aermsten zurück. — VIII. Beschwerdeschriften.

I.

Die Erpressungen, unter denen der Bauer zu leiden hat, sind enorm und übersteigen alle Begriffe. Längst schon haben die Oekonomisten das Budget eines Grundstückes entworfen und die übermäßigen Lasten, die auf dem Ackerbauer ruhen, ziffermäßig dargethan. Will man, daß er seine Arbeit fortsetze, so muß man ihm einen Theil seiner Ernte überlassen; dieser unantastbare Theil muß etwa die Hälfte des Bruttoertrages ausmachen, wenn der Mann nicht ruinirt werden soll. Damit gibt man ihm gerade — und keinen Sou zuviel — die Zinsen des Kapitals, das er ursprünglich investirt hat, d. h. der Ochsen, Geräthschaften, Werkzeuge u. s. w., sowie die Rate für die Benützung dieses Kapitals im Laufe des Jahres — mit anderen Worten: die Abschreibung für die Abnützung des Inventars —, ferner die Entschädigung für die im Laufe des Jahres gehabten Auslagen an Sämereien, Arbeitsgehalten und Futter für sich und das Vieh, endlich die Schadloshaltung für sein Risiko und seine Verluste. Diese Forderungen sind bevorrechtet und sollten vor allen übrigen berücksichtigt werden, vor denen des Seigneurs, des Zehentberechtigten und selbst des Königs, denn jene sind die Forderungen des Bodens. Erst wenn sie befriedigt sind, darf man den Rest — der das eigentliche Rein-Erträgniß ist — berühren. Bei dem Zustande nun, in dem sich die Landwirthschaft befindet, nehmen der König und der Zehentberechtigte die Hälfte des Reinertrages, wenn das Grundstück groß, und den ganzen, wenn dasselbe klein ist. Eine große Pachtung in der Picardie, die dem Eigenthümer 3600 Francs einbringt, zahlt dem König 1800,

dem Zehentberechtigten 1311 Livres; eine andere im Soissonnais, die 4500 Francs Miethe zahlt, entrichtet 2200 Livres Steuern und über 1000 Thaler Zehent. Ein mittlerer Halbpachthof bei Nevers gibt dem Eigenthümer 114, dem Staat 138, der Kirche 121 Francs. Von einem andern im Poitou erhält der Fiskus 348, der Eigenthümer nur 238 Livres. In Gegenden, wo es viele große Pachtungen gibt, beziehen die Eigenthümer in der Regel 10 Francs per Morgen, wenn die Kultur sehr gut, 3 Francs, wenn sie gewöhnlich ist. In Gegenden, wo die kleinen Pachtungen und Halbpachtungen an der Tagesordnung sind, beträgt der Schilling per Morgen 15, 8 oder gar nur 6 Sous. Dies rührt daher, daß der ganze Reingewinn vom Klerus und vom Fiskus eingesackt wird. Dabei hat er noch sehr billige Arbeitskräfte. Eine Farm im Poitou, die 8 Sous per Morgen einbringt, beschäftigt 36 Bauern, die per Kopf jährlich 16 Pfund Fleisch und 36 Francs in anderen Auslagen kosten. Sie trinken nur Wasser, machen ihre Suppe mit Rüböl an, benutzen dieses zur Beleuchtung, kosten nie Butter und kleiden sich in Stoffe, die ihrer Schafzucht und ihrem Hanfanbau entstammen; sie kaufen nichts, als die nöthigsten Geräthe. Die 46 Personen, die eine Halbpacht an der Grenze des Berry beschäftigt, brauchen noch weniger, nämlich bloß 25 Francs jährlich. Wenn man bedenkt, daß der Eigenthümer trotz der billigen Produktionskosten bloß 6 oder 8 Sous per Morgen hat — wovon er, wenn er kein Adeliger ist, noch seinem Herrn Abgaben zahlen, zur Erhaltung der Miliz beitragen, sein Zwangssalz kaufen und Frohnfuhren entrichten muß —, kann man sich vorstellen, wieviel Kirche und Staat wegnehmen. Gegen das Ende der Zeit Ludwig XV. bezieht „der König allein beiläufig soviel vom Grundbesitz, wie die Eigenthümer selbst." Im Bezirk von Tulle bezieht er 56½ Prozent und die Eigenthümer 43½ Prozent; kein Wunder, wenn viele Domänen daselbst verlassen sind.

Man glaube ja nicht, daß die Last mit der Zeit leichter wird oder daß der Ackerbauer in anderen Provinzen besser gestellt ist. In dieser Hinsicht hat man nur zu genaue und bis vor Thorschluß reichende Belege: die Protokolle der Provinzialversammlungen lehren in officiellen Ziffern, bis zu welchem Grade der Fiskus die arbeiten-

den Menschen mißbrauchen und ihnen das Brod, das sie im Schweiße ihres Angesichts verdienen, entreißen kann.

II.

Hier handelt es sich bloß um die direkten Steuern, die Taille, die Kopfsteuer, die Zwanzigstelsteuer und die an Stelle des Frohndienstes zu entrichtende Steuer. In der Champagne zahlt der Steuerpflichtige von 100 Francs Einkommen in der Regel 54 Francs 15 Sous, oft auch 71 Livres 13 Sous. Im Herzogthum Francien „besitzt z. B. ein der Taille unterliegender Dorfbewohner 20 Morgen Erde, die er selbst bebaut und die ihm 200 Francs einbringen, sowie das Häuschen, das er bewohnt und dessen Miethwerth sich auf 40 Francs beläuft." Dieser Mann bezahlt an wirklicher, persönlicher und gewerblicher Taille 35 Livres 14 Sous, an Nebensteuern, die mit der Taille zusammenhängen, 17 Livres 17 Sous, an Kopfsteuer 21 Livres 8 Sous, an Zwanzigstelsteuer 24 Livres 4 Sous, zusammen 99 Livres 3 Sous, wozu noch 5 Francs Frohnsteuer kommen. Der Mann hat also fast die Hälfte seines Einkommens wieder abzugeben. Noch ärger ist er in den armen Generalitäten daran. In Haute-Guyenne „sind alle Güter für Taille, Taille-Nebensteuern und Zwanzigstel mit einem Viertel des Einkommens, alle Häuser mit einem Drittel des Ertrages besteuert; die Kopfsteuer und der Zehent nehmen ein Viertel, die Herrschaftsabgaben ein Siebentel. Rechnet man dazu noch die Frohnsteuern, die Pfändungs- und Eintreibungskosten, sowie die lokalen Lasten aller Art, so findet man, daß in den nur mittelmäßig besteuerten Gemeinden dem Eigenthümer kaum ein Drittel seines Einkommens bleibt, während er in schwerbelasteten Gemeinden kaum die Produktionskosten hereinbringt." In der Auvergne beläuft sich die Taille auf 4 Sous, die Taille-Neben- und die Kopfsteuer auf 4 Sous 3 Deniers, das Zwanzigstel auf 2 Sous 3 Deniers, verschiedene kleine Abgaben auf 1 Sou 1 Denier vom Franc, abgesehen von den Herrschaftssteuern und dem Zehent. „Ja, das Bureau hat mit Schmerz ersehen, daß Viele 14 bis 17 Sous vom Franc bezahlen müssen. Die Beweise dafür erliegen auf dem Bureau, in den Archiven des Steuergerichtes und der Steuerbezirke und in den Listen der Pfarren."

Jene Ziffern sind von furchtbarer Beredsamkeit und lassen sich in eine einzige zusammenfassen. Wenn man die hauptsächlichsten Steuerbezirke zusammennimmt, wird man finden, daß die direkten Steuern dem Taillepflichtigen von je hundert Francs reinem Einkommens dreiundfünfzig Francs verschlangen, also fünfmal soviel als heute.

III.

Aber der Fiskus, der das der Taille unterliegende Eigenthum ergreift, läßt auch den vermögenslosen Menschen nicht entwischen. Statt des Einkommens besteuert man die Löhne und Gehalte. Nicht nur den Besitzenden, sondern auch den Nichtbesitzenden treffen alle erwähnten Abgaben mit Ausnahme des Zwanzigstels. Im Toulousain muß jeder Arbeiter, obwohl er nichts als seine Arme hat und bloß 7—12 Sous täglich verdient, jährlich 8—10 Livres Kopfsteuer zahlen. „In Burgund ist es nichts Ungewöhnliches, daß ein unglücklicher Taglöhner, der gar nichts besitzt, mit 18—20 Francs Kopfsteuer und Taille belastet wird." Was die ländlichen Arbeiter betrifft, so ist deren Herr genöthigt, einen Theil ihrer Steuer aus Eigenem zu bezahlen, wenn er sie nicht verhungern lassen will; es liegt in seinem Interesse, daß sie ihre Ration Brot ebenso regelmäßig erhalten, wie die Ochsen ihre Ration Heu. „Es ist eine anerkannte Wahrheit, daß neun Zehntel der Handwerker, obwohl sie sich schlecht kleiden und nähren, am Ende des Jahres keinen schuldenfreien Thaler haben, denn wenn sie auch einen hätten, fiele er dem Fiskus in die Hände." In Paris zahlt der Aschenmann, der Sammler von Glasscherben, der Straßenkehrer, der Eisentrödler, der Hausirer mit alten Kleidern, sobald er ein Obdach hat, 3½ Francs Kopfsteuer. Und damit er ja nicht vergesse, zu zahlen, wird sein Quartiergeber verantwortlich gemacht. Sollte die Zahlung nicht rechtzeitig erfolgen, so sendet man ihm einen Exekutions-Soldaten, der sich bei ihm festsetzt und dem er ein Tagegeld zu geben hat. Mercier kannte einen Arbeiter, der vier kleine Kinder hatte, im sechsten Stockwerk wohnte und mit seiner Familie in einem als Alkoven hergerichteten Kamin schlief. „Eines

Tages trat ich bei ihm ein. Die Thüre hatte nur eine Klinke, das Zimmer enthielt nichts als die vier leeren Wände und eine Bank. Der Mann kam halbkrank aus seinem Kamin heraus und sagte mir, er habe anfänglich gefürchtet, der Exekutions-Soldat sei gekommen." Die Lage des Taille-Pflichtigen sei also welche immer, sie sei so armselig und elend als möglich, — die langen Finger des Staatsschatzes kennen da keinen Unterschied und erreichen Jeden am bestimmten Tage mit rauhem Griffe. Hütte und Dachstube kennen die Einnehmer, Gerichtsdiener und Exekutions-Soldaten ebensogut wie Haus, Pachthof und Halbpachtung; kein Nest entgeht den Klauen dieser widerlichen Sippschaft. Für sie sät, arbeitet, erntet und entbehrt man; sie schnappt nach den sauer ersparten Hellern der Armen.

IV.

Man muß das System bei der Arbeit sehen. Es ist das eine plumpe, schlecht hantierte Scheermaschine, die durch ihren Betrieb ebensoviel Unheil stiftet wie durch ihren Zweck. Und — was noch ärger ist — in ihrem knarrenden Räderwerk müssen sich auch die als Werkzeuge dienenden Steuerpflichtigen scheeren und schinden. In jeder Pfarre gibt es 2—7 Taillepflichtige, die als „Steuereintreiber" unter dem Befehl des Untersteuerrathes stehen und gehalten sind, die Steuern zu bemessen und einzuheben. Das Amt ist ein so lästiges, daß Jedermann trachtet, sich demselben zu entziehen. Die Gemeinden haben in dieser Hinsicht fortwährend über Widerspenstigkeit zu klagen und stellen, um den Leuten den Vorwand der Nichtkenntniß zu benehmen, die Listen der Einnehmer auf 10 oder 15 Jahre im voraus zusammen. In den Pfarren zweiten Ranges sind es lauter „kleine Besitzer, die in einem Turnus von sechs Jahren an die Reihe kommen." In vielen Dörfern sind es Handwerker, Taglöhner, Halbpächter, die wahrlich ihrer ganzen Zeit bedürften, um sich den Lebensunterhalt zu verdienen. In der Auvergne, wo die arbeitsfähigen Männer im Winter nach auswärts gehen, um Arbeit zu suchen, sendet man Frauen als Steuersammler aus. Die Einnehmer sind für alle ihnen anvertrauten Eintreibungen mit ihren Personen und ihrem ganzen Ver-

mögen — bis auf Turgot sogar solidarisch — verantwortlich. Man stelle sich nun ihre Plage und ihr Risiko vor: 1785 waren in einem einzigen Steuerbezirk in der Champagne 95 Eintreiber eingekerkert. Alljährlich sind deren 200,000 unterwegs. Jeder von ihnen „verbringt gewöhnlich zwei Jahre hindurch die Hälfte seiner Zeit damit, bei den Steuerschuldnern von Thüre zu Thüre zu laufen." Dieses Amt führt somit fast immer den Ruin der damit Betrauten herbei und stürzt allmälig auch die noch wohlhabenden Familien auf dem Lande in's Elend. Oft kerkert man die Bedauernswerthen auf Kosten der Pfarre ein, oft belästigt man sie mit Exekutions-Soldaten, Beschlagnahmen, Pfändungen und verkauft ihre Möbel.

Das System ist in Fleisch und Blut übergegangen und die Pfarren müssen sich wohl oder übel dareinfügen, wollen sie nicht noch ärger fahren. „Bei Aurillac herrscht bei aller Sparsamkeit und Emsigkeit Elend und Armuth. Es rührt dies daher, daß ein Theil der Bevölkerung zahlungsunfähig, der andere wohl vermögend ist, sich aber stellt, als wäre er arm, denn er fürchtet eine zu hohe Besteuerung. Ist die Taille einmal bemessen, seufzt Jedermann und beklagt sich und Niemand will zahlen. Sobald der Termin verstrichen ist, geht die Exekution ab und der Sammler hütet sich, sofort zu zahlen, obwohl jene hoch zu stehen kommt. Man ist eben an diese Auslagen gewöhnt und rechnet sogar auf die Mahnboten, statt sie zu fürchten, denn wenn man zu pünktlich ist, steht Einem für das nächste Jahr eine höhere Besteuerung bevor. Der Sammler, der dem Soldaten nur 1 Franc täglich zahlt, läßt sich dafür von den Schuldigen 2 ersetzen und steckt den Unterschied ein; daher wird er mißgestimmt sein, wenn eine Pfarre es sich beifallen lassen sollte, pünktlich zu sein und zu zahlen, ohne die Zwangsmahnung abzuwarten, denn hierdurch entgeht ihm eine Einnahme; dies wird ihn veranlassen, sich mit den Steuerräthen und Subdelegirten in Verbindung zu setzen, damit die pünktliche Pfarre für ihr Vergehen gegen die Lebensart bestraft und das nächstemal doppelt so hoch besteuert werde. Ein Volk von Blutegeln saugt also am Bauer. „Jüngst fand ein Verkauf von Möbeln im Werthe von 600 Francs statt, aber den Steuersammlern blieb gar nichts, nachdem alles von den Speſen verschlungen wurde. Und

derlei himmelschreiende Geschichten kommen nicht selten vor." Der Fiskus selbst ist übrigens unerbittlich. „Während der Hungersnoth von 1784 sah man mit Schrecken, wie die Einnehmer den Familienvätern den zur Stillung des Hungers ihrer Kinder bestimmten Erlös aus dem Verkaufe ihrer Möbel streitig machten." Und die Einnehmer müssen alles mit Beschlag belegen, sonst setzt man ihnen das Messer an die Kehle. Da der Steuerpächter sie drängt, sind sie genöthigt, die Steuerschuldner zu ermahnen und zu verfolgen. An Sonn- und Feiertagen stellen sie sich an den Kirchthüren auf und nehmen die Rückständigen in's Gebet. Während der Woche gehen sie von Hütte zu Hütte und kassiren ein. Da sie in der Regel des Schreibens unkundig sind, führen sie einen Schreiber mit sich; daher rührt eine Menge von Irrthümern und Spitzbübereien. Ferner haben sie die Exekutionssoldaten bei sich, Leute aus der Hefe des Volkes, schlechte vacirende Arbeiter, die wissen, daß man sie haßt und die hienach handeln. Man verbietet ihnen zwar, etwas anzunehmen, sich von den Insassen füttern zu lassen oder mit den Sammlern in's Wirthshaus zu gehen, aber daran ist nichts zu ändern und der Mißbrauch dauert fort. Aber so drückend auch die Exekution sei, man denkt nicht daran, ihr zu entgehen. „Kein Privatmann befriedigt den Steuersammler, bevor der Soldat sich bei ihm eingestellt hat." Der Bauer gleicht einem Esel, der der Schläge bedarf, um zu gehen; aber er wartet die Schläge nicht aus Dummheit, sondern aus kluger Berechnung ab. Der verantwortliche Eintreiber „ist geneigt, die Last der pünktlich Zahlenden zum Nutzen der nachlässigen Schuldner zu vergrößern. Dies veranlaßt den Pünktlichen, ebenfalls nachlässig zu werden und sich selbst dann mahnen zu lassen, wenn er das Geld im Kasten bereit liegen hat. Er berechnet ganz richtig, daß ihn die Exekution zwar viel, aber immerhin weniger kostet als eine Steuererhöhung und wählt von zwei Uebeln das kleinere. Gegenüber dem Steuersammler und Steuerpächter hat er nur einen Ausweg: seine Armuth, sei diese nun echt oder falsch, freiwillig oder unfreiwillig. „Jeder Steuerpflichtige fürchtet, sein Vermögen zu zeigen und versagt sich den Gebrauch desselben in seinen Möbeln, seiner Kleidung, seiner Nahrung und in allem, was den Blicken Anderer ausgesetzt ist." Als Herr von Choiseul-Gouffier

die Geneigtheit ausdrückte, auf seine Kosten die der Feuersgefahr ausgesetzten Häuser seiner Bauern mit Ziegeldächern zu versehen, dankten sie ihm für seine Güte und baten ihn, den Häusern ihre Strohdächer zu belassen, da sie sonst höher besteuert werden könnten. „Man arbeitet, aber nur, um die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Die Furcht, einen Franc mehr zu zahlen, veranlaßt die Meisten, einen Verdienst, der vielleicht viermal so groß wäre, zu vernachlässigen. Man hält daher das Vieh, die Geräthe und die Düngerhaufen in schlechtem Zustande selbst dann, wenn man wohlhabend ist.“ Der Bauer meint: „Wenn ich mehr verdiene, so wäre es nur für den Steuereinnehmer.“ Die alljährliche, unbegrenzte Plünderung ertödtet sogar das Bedürfniß nach Wohlstand. Die Meisten sind kleinmüthig, mißtrauisch, verdummt, verthiert, unterscheiden sich wenig von den ehemaligen Leibeigenen und ähneln sehr den egyptischen Fellahs und den indischen Parias. Der Staatsschatz macht durch die Willkür und Ungeheuerlichkeit seiner Ansprüche jedes Besitzthum prekär, jeden Erwerb vergeblich, jedes Ersparniß illusorisch, und wenn Jemand dennoch etwas hat, so kann es nur etwas sein, das er dem Fiskus heimlich vorenthält.

V.

In allen Ländern hat der Fiskus zwei Hände; die eine ist deutlich sichtbar und wühlt unmittelbar im Kasten der Steuerpflichtigen, während die andere sich verstellt und durch Verwendung von Vermittlungshänden dem Schicksale entgeht, sich durch neue Erpressungen verhaßt zu machen. In Frankreich ist nichts von solcher Vorsicht zu sehen; die zweite Kralle ist ebenso offenkundig wie die erste, ja, aus den dagegen erhobenen Beschwerden geht hervor, daß sie noch verletzender ist. Die Salzsteuer, die Verzehrungssteuern und die Waarenzölle sind verpachtet, d. h. sie werden alljährlich an Meistbietende verkauft, die es natürlich als Hauptaufgabe betrachten, aus dem Geschäft soviel als möglich herauszuschlagen. Dem Steuerpflichtigen gegenüber sind sie keine Verwalter, sondern Ausbeuter, die jenen gekauft haben. Er gehört vertragsmäßig ihnen und sie werden ihn schwitzen lassen,

und zwar nicht bloß die dem Staate gegebenen Vorschüsse und die Zinsen der Vorschüsse, sondern auch soviel Profit als möglich. Man kann sich somit denken, wie die indirekten Steuern erhoben werden. Die Handhabung der Salz- und Verzehrungssteuern wird mit inquisitorischer Strenge überwacht. In den Provinzen mit hoher Salzsteuer kostet das Pfund Salz 13 Sous, also vier-, resp. achtmal soviel als heute; von den Detailhändlern bezogen, kommt es gar auf 15 bis 17 Sous zu stehen. Dabei ist jede Person, die über 7 Jahre zählt, verpflichtet, jährlich 7 Pfund Salz zu kaufen. Das macht bei einer aus vier Personen bestehenden Familie eine Zwangsausgabe von mehr als 18 Francs im Jahre aus, d. h. 19 Arbeitstage. Es ist das ebenfalls eine unmittelbare Steuer, die die Hand des Fiskus in die Taschen der Steuerpflichtigen bringt und diese zwingt, sich gegenseitig zu quälen. In der That, mehrere von ihnen werden ernannt zu dem Zwecke, dieses Pflichtsalz zu vertheilen und — wie die Taillesammler — solidarisch für den Betrag des Salzes zu haften. Unterhalb ihrer sind andere verantwortlich. Der ganze Mechanismus sieht dem der Taille auf ein Haar gleich und hat auch dieselben Resultate: Man sieht täglich, wie Leute, die kein Brod haben, gepfändet und exequirt werden, weil sie kein Salz kaufen.

Ist nun die Strenge in Sachen der erwähnten Abgaben ebenso groß wie bei der Eintreibung der Taille, so sind die Sekaturen zehnfach; sie sind äußerst genau und greifen in die Hauswirthschaft ein. Von den obligaten 7 Pfund darf kein Körnchen zu anderen Zwecken verwendet werden, als zum Kochen und bei Tische. Sollte Jemand von dem für die Suppe bestimmten Salz einen Theil zum Einsalzen eines für den Winter geschlachteten Schweines verwenden, würde ihm das Schwein konfiscirt und er zu einem Pönale von 300 Francs verurtheilt werden. Seine Pflicht ist, eine Erklärung abzugeben, anderes Salz zu kaufen, einen Erlaubnißschein zu nehmen und diesen jedesmal vorzuweisen. Hat er kein Geld für Extrasalz, so ist das traurig für ihn und es bleibt ihm nichts übrig, als das Schwein zu verkaufen und zu Weihnachten auf Fleisch zu verzichten. In der That macht er es zumeist so, der Halbpächter mit 25 Francs Jahreseinkommen gewiß immer. Ferner ist es verboten, zum Kochen und bei Tische

anderes Salz zu verwenden als das obligate. Letrosne kannte zwei Schwestern, die unweit einer Stadt wohnten, in der das Salzmagazin nur an Samstagen offen war. Einst ging ihnen das Salz mitten in der Woche aus und sie halfen sich aus, indem sie eine Salz-Lake kochten und das Salz daraus gewannen. Man hängte ihnen eine Untersuchung an und sie hatten es nur mehrfacher Protektion zu danken, daß die paar Unzen Salz sie bloß auf 48 Livres zu stehen kamen. Auch ist es bei einem Pönale von 20—40 Francs verboten, aus dem Meere oder aus Salzquellen Wasser zu schöpfen. Sodann ist es untersagt, das Vieh an salzhaltigen Orten trinken zu lassen, — Strafe 300 Livres. Beim Heimkehren vom Fischen darf man die Makrelen inwendig nicht salzen; man muß per Fischfaß $1^1/_2$ Pfund Salz benutzen. Man muß das natürliche Salz, das sich in mehreren Kantonen der Provence bildet, jedes Jahr zerstören. Den Richtern ist es bei ansonstiger Absetzung nicht gestattet, die wegen Salzvergehen verhängten Strafen zu mildern oder herabzusetzen. Es gibt hunderte solcher ärgerlicher Verbote und Verordnungen. Eine solche Gesetzgebung schnürt den Steuerpflichtigen wie ein tausendmaschiges, zusammengezogenes Netz, und der Beamte, der sie handhabt, hat ein Interesse an der Entdeckung von Uebertretungen. Daher rührt es, daß der Fischer sein Faß öffnen, die Wirthin ihren Schinken koncessioniren lassen, der Salzkontroleur das Buffet untersuchen, die Lake prüfen, das Salzfaß kosten muß. Findet er, daß das Salz zu gut ist, so erklärt er es für geschmuggelt, weil das officielle gewöhnlich schlecht und mit Schutt gemengt ist.

Andere Beamte steigen in den Keller hinab: die des Verzehrungssteuerpächters, die schrecklichsten von allen. Sie ergreifen gierig alle Vorwände für die Entdeckung von Gefällsüberschreitungen. Der Bürger, der einem armen Kranken eine Flasche Wein schenkt, setzt sich einem Prozeß und großen Kosten aus; er und der Empfänger der Wohlthat können leicht ruinirt werden. „Das ist keine Uebertreibung." Die Beamten sind jederzeit berechtigt, ein Inventar des vorhandenen Weines aufzunehmen; sie dürfen selbst dem Weinproducenten vorschreiben, wie viel er trinken darf und ihn für den Rest und für das Mehrgetrunkene besteuern, denn der Verzehrungssteuerpächter ist sozusagen der Kompagnon

des Weinproducenten und nimmt Antheil an seiner Ernte. In einem Weingarten zu Epernay bezieht er von 4 Faß Wein im Werthe von 600 Francs anfänglich 30 Francs, beim Verkaufe weitere 75 Francs. Natürlich wenden die Bewohner allerlei schlaue Künste an, um sich den enormen Forderungen der Beamten zu entziehen. Diese sind jedoch flink, argwöhnisch und werden von Zwischenträgern benachrichtigt; dann fallen sie unversehens in's verdächtigte Haus. Ihre Instruktionen gebieten ihnen, ihre Besuche recht oft abzustatten und so genaue Register zu führen, daß sie den Zustand jedes Kellers jederzeit kennen mögen. Hat der Producent für die 4 Faß seine 105 Francs erlegt, so kommt die Reihe, zu zahlen, an den Händler, der nun 75 Francs zu entrichten hat. Dabei schreiben die Beamten dem Wein vor, welchen Weg er zu gehen hat; entfernt er sich von demselben, so wird er konfiscirt. Jeden Augenblick ist irgend eine Abgabe dafür zu entrichten. „Ein Weinschiff aus dem Languedoc, aus der Dauphiné oder aus Roussillon, das die Rhône hinauf- und die Loire hinunterfährt, um durch den Kanal von Briare nach Paris zu gehen, hat an 15 oder 16 Orten 40 verschiedene Gebühren zu zahlen, wodurch der Transport um 12 oder 15 Tage länger dauert, als wenn alle Gebühren an einem einzigen Orte entrichtet würden." Die Wasserwege sind besonders vielfach besteuert. Zwischen Pontarlier und Lyon zahlt man 25 bis 30 Mal Brückengelder, zwischen Lyon und Aigues-Mortes noch öfter, so daß ein Wein, der in Burgund bloß 10 Sous kostet, in Lyon auf 15 bis 18, in Aigues-Mortes auf mehr als 25 Sous zu stehen kommt. Endlich langt der Wein in Paris an; an der Linie zahlt er abermals Steuer — die städtische, — und zwar 47 Francs per Mud. Beim Uebertritt in den Keller des Hôteliers oder Wirthes kostet er schließlich noch 30 bis 40 Francs an Gebühr für das Detailverkaufsrecht. Wenn man all' diese Steuern zusammenrechnet, wird man eine bedeutende Summe erhalten. Ein von Bordeaux abgehendes, für den Keller eines Gastwirthes von Rennes bestimmtes Oxhoft Wein kostet an verschiedenen Abgaben allein — abgesehen vom Kaufpreise — wenigstens 200 Livres. Natürlich kommt dann der Wein den Leuten zu theuer vor und sie trinken keinen. Darunter leidet der Producent am meisten, denn wenn die Händler nichts kaufen, verkauft

er nichts. Daher ist auch der Weinproducent der bedauernswertheste von allen kleinen Landwirthen; Young bezeugt, daß die Ausdrücke „Weinbauer" und „Elend" gleichbedeutend waren. Die Lese fällt oft sehr schlecht aus und für Menschen ohne Kapital ist jede zweifelhafte Ernte ruinös. Die Berichte besagen, daß es dem Weinbauer in Burgund, im Berry, im Soissonnais, in der Champagne und in den „Trois-Evêchés" (Toul, Verdun, Metz) an Brot mangelt und daß er von Almosen lebt. Das Parlament von Metz beschwert sich 1768 darüber, daß bloß 12 Dreizehntel aller Ackerbau treibenden Dörfer in Noth sind, während dies bei sämmtlichen weinproducirenden Dörfern der Fall sei. In der Champagne schütten die Bewohner von La Ferté ihren Wein oft in den Fluß, um keine Abgaben zahlen zu müssen. Die Provinzialversammlung der Champagne erklärt, daß die geringste Erhöhung der Abgaben eine allgemeine Desertion der Producenten zur Folge haben würde. Dies ist die Geschichte des Weines unter dem alten Regiment. Wie viele Scherereien spielen sich ab zwischen dem Augenblick der Lese und dem des Detail-Ausschenkens, — und wie viele Erpressungen finden statt! Was die Salzsteuer betrifft, so zieht sie nach dem Geständniß eines Oberkontroleurs alljährlich etwa 4000 häusliche Pfändungen, 3400 Verhaftungen, 500 Verurtheilungen zu Peitschenhieben, zur Verbannung und zu den Galeeren nach sich. Wenn jemals zwei Steuergattungen darauf berechnet waren, die Bauern, die Armen und das ganze Volk nicht nur auszusaugen, sondern auch in hochgereizte Stimmung zu versetzen, — so sind es die Salz- und die Weinabgaben.

VI.

Es kann nach alledem nicht mehr bezweifelt werden, daß die Hauptursache des Elends im Steuerwesen zu suchen ist. Kein Wunder, wenn der Fiskus und all' seine Agenten, Pächter, Salzbeamte, Verzehrungssteuerkommis, Zollmanipulanten, Einnehmer und Exekutionssoldaten gründlich gehaßt werden. Warum aber ist die Steuerlast so drückend? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein und wird von allen Gemeinden fortwährend ertheilt, indem sie alljährlich ansuchen,

man möge diese oder jene Herren der „Taille" unterwerfen. Das Malheur ist eben, daß Alle, die am besten in der Lage sind, die Last zu tragen, es verstehen, sich derselben zu entziehen. Die Hauptursache des Elends heißt also: „die große Ausdehnung der Steuerbefreiungen."

Beobachten wir diese von Steuer zu Steuer. Der Adel und die Geistlichkeit sind nicht nur von der persönlichen Taille befreit, sondern auch von der Taille für die Domänen, die sie selbst bewirthschaften oder von ihren Verwaltern bewirthschaften lassen. In dem einzigen Steuerbezirk von Clermont in der Auvergne zählt man 50 Pfarren, in denen alle Güter der Privilegirten gänzlich taillefrei sind, so daß die übrigen die ganze Taille zu bezahlen haben. Auch genügt es, daß ein Privilegirter behaupte, seine Pächter seien seine Verwalter, um auch sie zu befreien; das ist nichts Seltenes und die Subdelegirten und Steuerräthe wagen es nicht, ihnen auf die Finger zu sehen. Da nun die Taille die Mittel für viele öffentliche Dienstleistungen liefert, genügt es, die Geschichte ihrer periodischen Steigerungen durchzugehen, um dem Dritten Stande zu zeigen, daß er allein oder fast allein die Kosten der Herstellung von Brücken, Straßen, Kanälen, Gerichtsgebäuden, Zufluchtsstätten, Irrenhäusern, Brutanstalten, Reit- und Fechtschulen, des Rückkaufes der Aemter, des Unterhaltes der Pferdeposten, der Straßenpflasterung und -Reinigung in Paris, der Gehalte der General-Lieutenants, Statthalter, Provinzbefehlshaber, Amtmänner, Seneschalle, der Finanz- und Wahlbureaux, der in die Provinzen entsendeten Kommissäre, der Polizei und ihrer Kommandanten und weiß der liebe Himmel was noch alles bestritten hat und bestreitet. In den Provinzen mit Versammlungen sollte die Taille doch besser repartirt sein, aber die Ungleichheit ist dennoch dieselbe. In Burgund fallen dem Dritten Stand 1,800,000 Francs an öffentlichen Ausgaben zur Last, zu denen Adel und Klerus keinen Sou beitragen und unter denen die Kosten der Gestüte, der Polizei, der öffentlichen Festlichkeiten, der wissenschaftlichen Vorlesungen, der Kunstanstalten, der Brieffrankatur und vieler andrer Dinge zu verstehen sind. Nun kommen wir zur Kopfsteuer. Ursprünglich war sie in 22 Klassen getheilt und sollte Jedermann nach Maß-

gabe seines Vermögens treffen. Der Klerus jedoch wußte sich von allem Anfange an durch Ablösung davon zu befreien; auch die Adeligen wirthschafteten so gut, daß ihre Quote sich in demselben Maße verringerte, als die des Dritten Standes stieg. Ein Marquis oder Graf oder Intendant mit 40,000 Francs Rente sollte nach dem Tarif von 1695 1700—2500 Livres*) zahlen, zahlt aber blos 400, während ein Bürgerlicher mit 6000 Livres Einkommen, der nach demselben Tarif nur 70 Francs zu zahlen hätte, 720 zahlen muß. Somit hat die Last des Privilegirten um 75 bis 85 Prozent ab-, die des Taillepflichtigen um fast 1000 Prozent zugenommen. Im Herzogthum Francien entrichtet der Taillepflichtige von einem Einkommen von 240 Francs 21 Livres 8 Sous, der Adelige bloß 3 Livres, und der Intendant erklärt selbst, daß er die Adeligen nur mit dem achtzigsten Theil ihres Einkommens besteuert; der Intendant des Orléanais begnügt sich gar mit einem Hundertstel, wogegen der Taillepflichtige ein Eilftel seines Einkommens an Kopfsteuer zu entrichten hat. Außer den Adeligen gibt es noch andre Steuerbefreite: die Gerichtsbeamten, die Angestellten der Steuerpächter, die abgefundenen Städte. Aus den steuerfreien Elementen läßt sich eine Gruppe bilden, deren Einkommen das aller Nichtsteuerfreien jedenfalls weit überschreitet. Nun wissen wir aus den Budgets der Provinzialversammlungen, wie hoch die Kopfsteuer jede der beiden Gruppen zu stehen kommt: Im Lyonnais zahlen die Steuerpflichtigen 898,000, die Privilegirten 190,000, im Herzogthum Francien sind die Ziffern 2,689,000 und 232,000, in der Generalität Alençon 1,067,000 und 122,000, in der Champagne 1,377,000 und 199,000, in Haute-Guyenne 1,268,000 und 61,000, in der Generalität Auch 797,000 und 21,000, in der Auvergne 1,753,000 und 86,000; alles in allem entfallen auf die arme Gruppe 11,636,000, auf die reiche 1,450,000 Livres, so daß die reiche achtmal weniger zahlt, als sie sollte.

Bei der Zwanzigstelsteuer ist das Mißverhältniß geringer, auch hat man keine genauen Ziffern; trotzdem läßt sich sagen, daß die Privilegirten beiläufig bloß die Hälfte von dem zahlen, was eigentlich

*) Man bedenke hierbei, daß eine Mark Silber 1695 bloß 29, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts 49 Francs werth war.

auf sie entfällt. Calonne schreibt: „1772 hat es sich gezeigt, daß die Zwanzigstelsteuer nicht gerecht bemessen war. Falsche Erklärungen, fingirte Pachtverträge und fast allen reichen Grundbesitzern gewährte allzugünstige Bedingungen führten zu Ungleichheiten und ewigen Irrthümern. Es hat sich herausgestellt, daß der Ertrag des Zwanzigstel in 4902 Pfarren, der sich auf 54 Millionen beläuft, eigentlich 81 Millionen ausmachen sollte. Eine Domäne, die von ihrem einbekannten Erträgniß 2400 Livres zu zahlen hätte, zahlt nur 1216. Noch ärger steht es mit den Domänen der Prinzen von Geblüt, die sich abgefunden haben, und statt 2,400,000 bloß 188,000 entrichten. Bei diesem System, das die Schwachen belastet, um den Starken die Last leichter zu machen, wird man umsoweniger besteuert, je fähiger man ist, Steuer zu zahlen. Was schließlich die vierte und letzte direkte Steuer — die Entschädigung für den Frohndienst — betrifft, so stand sie anfänglich mit dem Zwanzigstel in Zusammenhang und wurde daher auf alle Grundbesitzer repartirt, 1787 wird sie aber auf ein Sechstel des Betrages der Taille, der Taille-Nebensteuern und der Kopfsteuer festgestellt und fällt daher auf Jene, die ohnehin am belastetsten sind. Gewöhnlich beläuft sie sich auf ein Viertel der Taille allein, so daß z. B. der Taillepflichtige in der Champagne bei einem Einkommen von 100 Livres 6¼ Livres Frohnsteuer zu erlegen hat. „Die durch den lebhaften Handel und die Benützung der Reichen ruinirten Straßen", klagt die Provialversammlung der Champagne, „werden also nur von den Beiträgen der Armen in Stand erhalten." Man denkt unwillkürlich an die Fabel vom Pferd und vom Maulesel, die zusammen auf Reisen gingen; das Pferd hatte das Recht, großzuthun und sich nach Herzenslust zu brüsten; man nahm ihm die Last ab und legte sie dem Maulthier auf; schließlich ging dieses zu Grunde.

Innerhalb der Steuerpflichtigen wird den Privilegirten auf Kosten der Uebrigen die Last erleichtert, und innerhalb der Taillepflichtigen kommen die Reichen zum Schaden der Armen gut heraus. Der größte Theil der Last fällt auf die bedürftigste und fleißigste Klasse, auf den sein eignes Feld bebauenden Kleingrundbesitzer, auf den einfachen Handwerker, der nichts hat, als seine Hände und Werkzeuge,

kurz, auf den Dorfbewohner. Viele Städte haben sich mit den Steuerpächtern abgefunden oder zahlen gar keine Steuern. Compiègne, das 1671 Kamine zählt, ist mit 8000 Francs Taille abgefunden, während ein benachbartes Dorf mit 148 Kaminen 4475 Francs entrichtet. Versailles, Etampes, Saint-Germain, Beauvais, Pontoise, Saint-Denis, Compiègne, Fontainebleau sind zu zwei Drittheilen von der Kopfsteuer befreit und zahlen zusammen 169,000 Livres, d. h. per Kopf kaum 1 Francs statt $3^1/_2$; Versailles zahlt bei einer Einwohnerzahl von 70,000 blos 51,600 Francs Kopfsteuer, also nicht einmal 1 Franc per Kopf. Ueberdies nimmt der Städter bei den Bemessungen auf sich mehr Rücksicht, als auf die Bauern. „Daher rührt es, daß die Landbewohner, die von städtischen Steuerämtern abhängen, mit unerhörter Strenge behandelt werden. . . . . Der reichste Städter zahlt weniger Taille, als der unglücklichste Ackersmann. . . . . Willkür, Ungerechtigkeit und Ungleichheit sind von der Hantierung der Taille bei jedem Eintreiberwechsel unzertrennlich. Daher entvölkert die Furcht vor der Taille die Dörfer, während sich alle Talente und Kapitalien in den Städten koncentriren.“ Dieselbe Ungleichheit herrscht außerhalb der Städte. Alljährlich bestimmen die mit unbeschränkter Vollmacht ausgerüsteten Steuerräthe und ihre Eintreiber die Taille der Pfarre und jedes Bewohners. Sie sind unwissend und parteiisch; nicht die Gerechtigkeit gibt bei ihnen den Ausschlag, sondern das Privatinteresse, der lokale Groll, das Rachegelüste oder anderseits das Bedürfniß, einem Freund, Verwandten, Nachbar oder einem mächtigen oder gefährlichen Manne gefällig zu sein. Der Intendant von Moulins findet, daß „die Wohlgestellten gar nichts zahlen, während die Unglücklichen überlastet sind.“ Herr von Lagourda, ein bretonischer Edelmann, schreibt 1780 an Necker: „Die Steuern lasten auf der nützlichen und nothwendigen Klasse, die immer geringer wird: auf den Ackerbauern. Auf dem Lande wird es öde und Niemand will mehr den Pflug führen. Ich schwöre, daß wir bei der letzten Ernte mehr als ein Drittel unsres Getreides verloren haben, weil wir keine Arbeiter finden konnten.“ Der Intendant von Dijon schreibt: „Die Grundlagen der Steuerbemessung sind so willkürlich, daß man die Provinzbevölkerung nicht länger seufzen lassen darf.“ In der Generalität Rouen zahlen manche

Pfarren 4, andre kaum 1 Sou per Livre. „Die Mehrheit der reichen Grundbesitzer ist am besten daran. Sie sind es, die bei der Bemessung das große Wort haben und das Volk sekiren." D'Argenson schreibt: „Zehn Meilen von Paris, wo ich wohne, wollte man die Gleichmäßigkeit der Taille einführen, aber es ging ungerecht her und die Herrschaften haben es durchgesetzt, daß ihre Pächter gut herauskamen." Einige erlangen durch Gunst eine Ermäßigung ihrer Taille, Andre befreien sich davon mittels Geldes ganz und gar. Ein die Subdelegation von Bar-sur-Seine besuchender Intendant bemerkt: „Die reichen Grundbesitzer wissen sich beim König kleine Stellen zu verschaffen und genießen die damit verbundenen Privilegien, u. A. auch Steuerfreiheit; dadurch wird die Steuerlast der Uebrigen erhöht." Nach den Beschwerden der Provinzialversammlung der Auvergne ist eine der Hauptursachen des Steuerdrucks die „unbegreiflich große Anzahl der Bevorrechteten, die sich täglich infolge des Aemterhandels und Aemterwechsels vermehrt. Es gibt Aemter, die in weniger als 20 Jahren sechs Familien geadelt haben. Wenn dieser Mißbrauch fortdauert, werden in einem Jahrhundert alle Steuerpflichtigen, die die Steuerlast am leichtesten tragen können, geadelt sein." Auch ist zu beachten, daß zahllose Stellen und Würden, die den Adel nicht mit sich bringen, ihren Inhabern doch die Befreiung von der persönlichen Taille und die Reducirung der Kopfsteuer auf ein Vierzigstel gewährleisten; nämlich alle öffentlichen administrativen oder richterlichen Funktionen, alle Aemter der Salz-, Zoll-, Domänen-, Post- und Steuerdepartements.*) Ein Postmeister ist für sich und seine Güter — und selbst für seine Pächter bis zu 100 Morgen — von jeder Taille frei. Die Notare von Angoulême haben keine Frohnsteuer zu zahlen, brauchen zu keinerlei Sammlungen beizutragen und keine Militär-Einquartierungen anzunehmen, und weder ihre Söhne noch ihre ersten Beamten kommen zur Armee. Wenn man — was am besten in den Verwaltungskorrespondenzen geschieht — das große Netz „Fiskus" näher betrachtet, entdeckt man viele Maschen, durch welche

*) „Eine Menge verschiedenartiger Privilegirter, Steuerbeamter, Postmeister und Salzmanipulanten, die oft großes Vermögen besitzen, zahlen nur ein Drittel oder die Hälfte der Steuern, die sie zahlen sollten." (Boivin-Champeaux.)

die großen und mittleren Fische bei einigem Fleiß und geringer Anstrengung durchkommen, während die kleinen darin bleiben. Ein Chirurg im Alter von 45 Jahren, der zugleich Kaufmann ist, aber bei seinem Vater wohnt, entgeht dem Sammler. Auch die almosensammelnden Agenten der Mönche der Orden „la Merci" und „zur strengen Observanz" sind steuerfrei. Diesen Umstand benützen im Osten und Süden viele wohlhabende Private, die Erlaubniß, solche Agenten zu werden, mittels eines Louisdor's oder zehn Thaler zu erkaufen; dann legen sie drei Francs in eine Schüssel, die sie durch Jemand in irgend einer Pfarre spazieren schicken. Durch diesen Kunstgriff ersparen sie, Steuern zu zahlen. Stets also sind die ohnmächtigen, machtlosen Armen berufen, zu zahlen, was aber nicht genügt, das Deficit, das der Staatsschatz infolge der vielen Privilegien erleidet, zu bedecken.

VII.

Noch ein paar Striche, und das Bild ist fertig. Man flüchtet sich in die Städte und im Vergleich mit dem Dorf ist die Stadt wirklich ein annehmbarer Zufluchtsort. Aber das Elend folgt den Armen auch dahin, denn erstens sind die Städter verschuldet, und dann besteuern die die Städte regierenden Koterien die Armen gar hoch. Sie werden vom Fiskus gedrängt und drängen das Volk ihrerseits, die ihnen vom König auferlegte Last zu tragen. Siebenmal in achtzig Jahren hat der König ihnen das Recht, ihre Verwaltungsbeamten selbst zu ernennen, weggenommen und wieder verkauft. Um diese Kosten hereinzubringen, sind die städtischen Steuern verdoppelt worden. Obwohl die Städte sich ihrer Schuld bereits entledigt, zahlen sie noch immerfort; die jährliche Abgabe ist zu einer ewigen geworden. Der Fiskus zieht seine Klauen eben nicht zurück; wo er einmal zu saugen begonnen, saugt er ohne Unterlaß weiter. Daher „gibt es in der Bretagne keine Stadt, deren Ausgaben nicht ihre Einnahmen übertreffen würden." Sie können ihre Pflasterung und ihre Straßen nicht ausbessern lassen, so daß sie oft ungangbar und unzugänglich sind. Wie sollten sie für sich sorgen können, wenn sie genöthigt sind, ihre

schon bezahlten Schulden nochmals zu zahlen? Ihre erhöhten Lokalsteuern sollten von 1748 ab binnen eilf Jahren die versprochenen 606,000 Livres ergeben; aber nach Ablauf der eilf Jahre hielt der bezahlte Fiskus seine Ansprüche aufrecht und so kam es, daß die Städte bis 1774 schon 2,071,052 Livres entrichtet hatten und die nur provisorische Erhöhung der städtischen Steuern fortdauerte. Diese enormen Steuern treffen nun die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, so daß der physische Arbeiter schwerer belastet ist, als der Bürger. In Paris zahlt der Wein, wie wir bereits wissen, 47 Francs Eingangszoll per Mud, das ist — wenn wir den Werth des Geldes in Betracht ziehen — doppelt so viel als heute. Ein von der Küste von Harfleur nach Paris gesandter Seefisch zahlt an Eingangszoll seinen eilffachen Werth; die Pariser müssen folglich auf das Vergnügen, Seefische zu essen, verzichten. In der kleinen Pfarre Aubervilliers bei Paris existiren übertriebene Abgaben auf Heu, Stroh, Getreide, Unschlitt, Kerzen, Eier, Zucker, Fische, Reisig und Brennholz. Compiègne bestreitet seine ganze „Taille" aus dem Ertrag einer Steuer auf Vieh und Getränke. In Toul und Verdun sind die Accisen so drückend, daß nur Jene, die dort zu bleiben entweder durch ihre Beschäftigung oder aus anderen Gründen genöthigt sind, nicht davongehen. Zu Coulommiers sind die Kaufleute und das Volk so belastet, daß sie gar nichts zu unternehmen wagen. Ueberall ist der Haß gegen Accisen, Mauthschranken und Steuerbeamte gründlich. Ueberall denkt die bürgerliche Oligarchie eher an sich, als an die Verwalteten. Zu Nevers und Moulins „verstehen es alle Reichen, sich den Steuereintreibern durch ihren Einfluß bei den Steuerräthen oder auf andre Weise zu entziehen; man hätte die Eintreiber von Nevers heuer und voriges Jahr für wahre Bettler halten können; im kleinsten Dorf sind die Eintreiber zahlungsfähiger, denn dort verwendet man zu diesem Amt Halbpächter. . . . . In Angers werden die öffentlichen Gelder — abgesehen von den 2127 Livres, die man jährlich für Präsenzmarken und Kerzen ausgibt — von den städtischen Beamten in allerlei geheimen Ausgaben vergeudet." In der Provence, wo die Gemeinden sich selbst nach Belieben besteuern, sollte man meinen, daß diese auf die Armen Rücksicht nehmen werden; aber nein, denn

„die meisten Städte, besonders Aix, Marseille und Toulon bestreiten ihre königlichen Steuern aus der mit dem Worte ‚piquet' bezeichneten Abgaben auf Mehle, die daselbst verbraucht werden." Von den 254,897 Livres, die Toulon ausgibt, kommen 233,405 durch die Mehlsteuer ein. So fällt denn schließlich jede Steuer auf das arme Volk zurück, und der Bischof, Marquis, Präsident oder Großhändler zahlt für sein Diner mit feinen Fischen oder Schnepfen weniger, als der Kalfaterer oder Lastträger für seine zwei Pfund Brot mit Knoblauch. Und das Brot ist in diesem unfruchtbaren Lande schon zu theuer!*) Und es ist so schlecht, daß der Marine-Intendant Malouet sich weigert, es seinen Leuten zu essen zu geben. „Majestät", sagte der Bischof von Nancy am 4. Mai 1789 von der Kanzel herab, „das Volk, das Sie beherrschen, hat unzweideutige Proben seiner Geduld gegeben. Es ist ein Volk von Märtyrern, denen das Leben nur gegeben zu werden scheint, damit sie noch länger leiden."

VIII.

„Ich bin in elender Lage, weil man mir zuviel nimmt; man nimmt mir zuviel, weil man den Privilegirten zuwenig nimmt. Ich muß nicht nur an Stelle der letzteren zahlen, sondern ihnen auch noch separat kirchliche und herrschaftliche Steuern geben. Wenn ich von 100 Francs meines Einkommens dem König 53 und mehr entrichtet habe, muß ich noch über 14 dem Seigneur und über 14 dem Zehentberechtigten bezahlen**), und von den 18 oder 19 Francs, die mir bleiben, habe ich noch den Salzmann und den Verzehrungssteuer-

*) Die Provence producirte so wenig Getreide, daß sie damit nur 7½ Monate auskam. (1783.)

**) In der Haute-Guyenne betragen die Feudalabgaben $^1/_7$, der Zehent ebenfalls $^1/_7$ des Reineinkommens. Was die übrigen Provinzen betrifft, weisen zahlreiche Beispiele auf dieselben Ziffern hin. Der Zehent schwankt zwischen $^1/_{10}$ und $^1/_{30}$ des Brutto-Einkommens und nähert sich in der Regel mehr dem Zehntel als dem Dreißigstel. Der Durchschnitt dürfte wohl $^1/_{14}$ oder nach Abzug der Kosten (Differenz zwischen Brutto- nnd Rein-Einkommen) $^1/_7$ gewesen sein. Letrosne meint gar, der Durchschnitt sei $^1/_5$ und selbst $^1/_4$ gewesen.

kommis zu befriedigen. Ich armer Mann muß zwei Regierungssysteme füttern: das eine, das frühere, das lokale existirt gar nicht mehr, ist unnütz, unbequem, erniedrigend, und macht sich nur noch durch Sekaturen, Rechtsübergriffe und Abgaben bemerklich; das andre, das neue, das centrale ist allgegenwärtig und nimmt alle Dienstleistungen auf sich; daher hat es ungeheuere Bedürfnisse und fällt mit seinem vollen Gewichte auf meine mageren Schultern." Solche und ähnliche vage Ideen beginnen in den Köpfen des Volkes zu keimen und sie finden auf jeder Seite der Protokolle der Provinzialversammlungen Ausdruck. Ein Dorf in der Normandie lamentirt: „Der Himmel gebe, daß der König sich herbeilasse, den elenden Bürger vor der Tyrannei der Steuerbeamten, der Seigneurs, der Justiz und der Geistlichkeit zu schützen."

Ein Dorf in der Champagne schreibt an den König: „In Ew. Majestät Namen verlangt man von uns fortwährend Geld. Man machte uns Hoffnung, daß das ein Ende nehmen werde, aber es wurde von Jahr zu Jahr ärger. Wir lieben Sie so sehr, daß wir uns nicht an Sie wendeten, sondern an Ihre Vertreter, die jedenfalls besser für sich sorgen, als für Sie. Wir glaubten, daß sie Sie hintergehen und sagten uns in unsrem Kummer: ‚Wenn der gute König es wüßte!' .... Wir sind mit Steuern aller Art überhäuft; wir haben Ihnen bisher einen Theil unsres Brotes gegeben, und wenn es so fort geht, werden wir bald gar keines mehr haben. .... Wenn Sie die armseligen Hütten, die wir bewohnen, und die armselige Nahrung, die wir einnehmen, sähen, wären Sie davon gerührt; das würde Ihnen besser als unsre Worte sagen, daß wir nicht weiter können und daß eine Erleichterung eintreten muß. .... Es schmerzt uns sehr, daß die Reichsten am wenigsten zahlen. Wir entrichten Taillen und alle möglichen Auflagen, während die die schönsten Güter besitzenden Geistlichen und Adeligen nichts zahlen. Warum sollen die Wohlhabenden am wenigsten, die Armen dagegen am meisten zahlen? Sollte nicht Jedermann nach Maßgabe seiner Verhältnisse besteuert werden? Wir verlangen, daß dem so werde, denn es wäre gerecht. .... Wir würden gern einige Weinstöcke pflanzen, wagen es aber nicht, denn wir werden von den Beamten der Verzehrungssteuer so mal-

trätirt, daß wir noch eher daran denken würden, die schon vorhandenen Stöcke auszureißen. Der ganze Wein, den wir erzeugen würden, wäre nur für sie; uns würde nur die Mühe bleiben. Die ganze Steuereintreibung ist eine Schinderei, und um sich ihr zu entziehen, läßt man den Boden lieber brachliegen. . . . . Entledigen Sie uns der Steuersammler und der Salzmänner, von denen wir soviel leiden. So lange wir sie nicht los sind, werden wir nie glücklich sein; es ist Zeit, die Sache abzuändern. Wir und alle Ihre Unterthanen bitten Ew. Majestät darum; wir sind sehr ermattet. Wir würden Sie noch um manches Andre bitten, aber Sie können nicht alles auf einmal machen." Aus den echt volksthümlichen Beschwerdeschriften geht hervor, daß die Steuern und die Privilegien zwei Volksfeinde sind, gegen welche die Klagen kein Ende nehmen. „Die Steuern gehen über unsre Kräfte hinaus und drücken uns zu Boden; wir sind außer Stande, die Last noch länger zu ertragen und gehen an den Opfern, die man von uns verlangt, zu Grunde. . . . . Die Arbeit wird besteuert, der Müßiggang ist steuerfrei. . . . . Der unheilvollste aller Mißbräuche ist der Feudalismus; die Uebelstände, die er im Gefolge hat, übertreffen die Folgen des Blitzes und des Hagels. . . . . Wie soll man bestehen können, wenn man drei Viertel der Ernte hergeben muß? Der Eigenthümer nimmt ein Viertel, der Zehentberechtigte und der Schnitter je ein Zwölftel, der Steuersammler ein Zehntel, abgesehen von dem Schaden, den das zahllose Wild den Feldern zufügt. Dem unglücklichen Landmann bleibt somit bloß die Plage und der Schmerz." Warum soll der Dritte Stand allein die Straßen erhalten, auf denen der Adel und der Klerus in ihren Karrossen spazieren fahren? Warum sollen die Armen allein zum Militär kommen? Warum werden bloß die Protektionslosen zur Armee genommen? Warum genügt es, der Diener eines Bevorrechteten zu sein, um dem Dienst zu entgehen? Warum werden die Taubenschläge, die 5000 Paar Tauben enthalten, nicht zerstört? Warum schafft man die zahllosen, mittelalterlichen, barbarischen Abgaben nicht ab, unter denen in der Bretagne noch 500,000 Menschen seufzen? Warum sollte der Seigneur berechtigt sein, das Eigenthum seiner Leute zu konfisciren, wenn diese anderswo leben, als auf ihrer Scholle? Wozu sind die nichtresidirenden Prä-

laten und pfründenbeziehenden Aebte? „Warum sollten wir das Staatsdeficit decken? Man möge den Bischöfen, Aebten und anderen Kirchenfürsten lieber zwei Drittel ihrer Rente wegnehmen. Man möge den Feudalismus abschaffen. Der unglückliche Bauer bleibe nicht knechtisch gekettet an die Scholle, auf der er dahinsiecht und verschmachtet. Die vielen nutzlosen, außerordentlichen Feudalsteuern sollten aufhören. Der Feudalismus lasse es sich an seinem eisernen Scepter genügen, ohne den Dolch des Gefällpächters hinzuzufügen." Hier spricht nicht mehr der Bauer, sondern der Anwalt, der jenem seine Metaphern und Theorien leiht. Der Anwalt thut aber nichts andres, als die Gefühle des Bauers in literarische Sprache übersetzen.

Drittes Kapitel.

Der geistige Zustand des Volkes.

I. Geistige Unfähigkeit. — II. Politische Unfähigkeit. — III. Destruktive Regungen. Blinder Zorn, Mißtrauen, Haß. — IV. Emeuten, Wildbiebe, Schmuggler, Räuber, Bettler und Vagabunden. Das Volk von Paris.

I.

Um nun die Handlungen des Volkes zu verstehen, müßte man dessen geistigen Zustand, dessen Denkungsart, dessen Gedankenrichtung kennen. Ist es aber auch wirklich nöthig, dessen Portrait zu entwerfen? Genügen nicht die gegebenen Details? Man wird die Leute später durch ihre Handlungen selbst kennen lernen; man wird erfahren, daß sie in der Touraine den von ihnen erwählten Maire und den Hilfslehrer mit Holzschuhen todtschlagen, weil diese Bedauernswerthen im Auftrage der Nationalversammlung die Steuerlisten anfertigen; oder daß sie zu Troyes den ehrwürdigen Richter, der zu ihren Gunsten Testament macht und sie nährt, durch die Straßen schleppen und hinmorden. Man nehme das doch noch genug unentwickelte Gehirn unserer jetzigen Bauern und entferne daraus alle Ideen, die es seit acht Decennien in sich aufgenommen — sei es durch

die nun in jedem Dorfe vorhandenen Schulen*), durch die Ermäßigung der militärischen Präsenzzeit auf 7 Jahre, durch die fabelhafte Vermehrung der Bücher, Zeitungen und Straßen oder durch die Einführung der Eisenbahnen und der anderen modernen Kommunikationsmittel —; dann erhält man kaum einen annähernden Begriff von den damaligen Bauern, die vom Vater auf den Sohn an ihren Weiler gebannt waren, keine anständigen Straßen hatten, ohne Neuigkeiten dahinvegetirten, ohne anderen Unterricht als die Sonntagspredigt blieben, bloß an's tägliche Brod und an die Bezahlung der Steuern dachten, ihre Häuser nicht auszubessern wagten, elend und abgezehrt aussahen, stets malträtirt wurden und mißtrauisch waren, und deren Geist durch Entbehrungen beschränkt und eingeschrumpft wurde. Es geht ihnen kaum besser als ihren Eseln oder Ochsen und sie denken ihrer Lage angemessen. Lange bleiben sie verdummt, es mangelt ihnen selbst an Instinkt. Mechanisch und ohne die Augen aufzuschlagen, ziehen sie ihren erblichen Pflug. 1751 schreibt d'Argenson: „Nichts, was den Hof und die Regierung angeht, interessirt sie. Die Entfernung zwischen Hauptstadt und Provinz wird jeden Tag größer. Man ignorirt die Ereignisse, die in Paris das größte Aufsehen machen. . . . . Die Landbewohner sind nichts, als arme Sklaven, als Zugthiere, die man in ein Joch spannt, die nach der Pfeife tanzen und die sich um nichts bekümmern, wenn sie nur zu essen haben und schlafen dürfen." Sie beklagen sich nicht, sie denken gar nicht daran, sich zu beklagen; die Uebelstände, unter denen sie leiden, erscheinen ihnen ebenso natürlich, wie der Winter oder der Hagel. Ihre Denkungsart und ihre Landwirthschaft sind mittelalterlich. Um die Urheber von Diebstählen zu entdecken oder kranke Menschen und Thiere zu heilen, geht man zum Siebwahrsager. Im Toulousain glaubt der Bauer an die Wieder-

*) Vor der Revolution waren im Toulousain'schen von 50 Pfarren 40 ohne Schulen. In der Gaskogne haben die meisten Dörfer weder Schulmeister noch Pfarrer. 1778 wurde die Post von Paris nach Toulouse bloß dreimal wöchentlich, die von Toulouse nach Alby, Rodez u. s. w. bloß zweimal, die nach Beaumont, Saint-Girons u. s. w. einmal wöchentlich abgeschickt. 1789 empfing Besançon die Pariser Post auch nur dreimal wöchentlich. „Auf dem Lande", bemerkt Théron de Montaugé, „lebt man sozusagen wie in einer Einöde oder in der Verbannung."

kehr der Todten und deckt Allerheiligen für sie Tisch. Als am Beginne der Revolution in der Auvergne ein ansteckendes Fieber ausbrach, fand man es selbstverständlich, daß der für einen Zauberer gehaltene Herr von Montlosier daran die Schuld trage und 200 Menschen machten sich daran, sein Haus zu demoliren. Auf gleichem Niveau steht die Religion dieser Leute. „Ihre Priester trinken mit ihnen und verkaufen ihnen die Absolution. Des Sonntags werden in der Kirche Lieutenantsstellen bei den Heiligen ausgerufen; z. B. die Lieutenantsstelle beim Heiligen Peter so und so theuer! Zögert der Bauer, zu kaufen, so folgt eine Lobrede auf den Heiligen Peter, daß dem Bauer der Mund wässert und er gewiß anbeißt." Diese primitiven, gedankenleeren, von Bildern erfüllten Gehirne, bedürfen der Götzen auf Erden wie im Himmel. „Ich bezweifelte nicht", meint Rétif de la Bretonne, „daß der König das Recht hat, wen immer zu nöthigen, mir seine Frau oder Tochter zur Verfügung zu stellen, und die Bauern bezweifelten es ebenfalls nicht." In derlei Köpfen finden die abstrakten Begriffe von der socialen Ordnung keinen Raum; sie erleiden die sociale Ordnung, weiter nichts. „Die große Masse des Volkes", schreibt der Gouverneur Morris 1789, „hat keine Religion, als ihre Priester, kein Gesetz, als ihre Vorgesetzten, keine Moral, als ihre Interessen. Diese von betrunkenen Pfarrern geführten Geschöpfe wandeln den großen Pfad der Freiheit, und der erste Gebrauch, den sie von dieser machen, ist, allenthalben Empörungen anzustiften, weil sie nichts zu essen haben."

Wie könnte dem anders sein? Jede Idee muß, bevor sie in's Gehirn des Volkes übergeht, in eine Legende verwandelt werden, die ebenso widersinnig wie einfach und den Erfahrungen, Fähigkeiten, Hoffnungen und Befürchtungen des Volkes angemessen sein muß. Ist eine Idee solcher Art in den unbebauten und fruchtbaren Boden verpflanzt, so vegetirt sie dort, gestaltet sich um und entwickelt sich zu wilden Auswüchsen, dunklem Laubwerk und giftigen Früchten. Je ungeheuerlicher sie ist, desto lebensfähiger ist sie, desto mehr klammert sie sich an die schwächsten Wahrscheinlichkeiten und desto starrer verhält sie sich gegen die stärksten Beweise. Als gelegentlich einer Razzia auf die Vagabunden unter Ludwig XV. einige Kinder aus Versehen

arretirt wurden, verbreitete sich das Gerücht, der König nähme Blutbäder, um seine Gesundheit wieder herzustellen. Die Sache erschien den Leuten so klar, daß die Frauen, deren mütterliches Gefühl sich empörte, rebellisch wurden, einen Polizeibeamten überfielen und diesem armen Teufel nicht einmal Zeit ließen, zu beichten — „er braucht nicht in's Paradies zu kommen", rief ein Weib —, sondern tödteten ihn, in der festen Ueberzeugung, Gerechtigkeit geübt zu haben, mit Steinwürfen. Unter Ludwig XVI. bildet sich das Volk ein, daß die Theuerung künstlich ist. Eines Tages (1789) belauscht ein Offizier die Gespräche seiner Soldaten und hört sie aus voller Ueberzeugung erzählen, daß die Prinzen und Höflinge, um Paris auszuhungern, das Mehl in die Seine werfen lassen! Hierauf fragt der Offizier den Wachtmeister, wie er eine solche Dummheit glauben könne und erhält die Antwort: „Es ist aber die Wahrheit, denn die Mehlsäcke waren mit blauen Schnüren zugebunden." Von diesem Argument, das die Leute für unfehlbar hielten, waren sie durch nichts abzubringen. In den niedrigen Schichten der Gesellschaft entstehen gelegentlich der Theuerungen, der Bastille, der Ausgaben und Vergnügungen des Hofes unsaubere, entsetzliche Romane, in denen Ludwig XVI., Maria Antoinette, der Graf von Artois, Madame de Lamballe, die Polignacs, die Steuerpächter, die Seigneurs und die Hofdamen als Vampyre und Vielfraße figuriren. Diese Romane werden in allen Formen — als Flugschriften, geheime Stahlstiche, Kupferstiche und volksthümliche Bildchen — verbreitet; die letztere ist am wirksamsten, denn sie spricht zu den Augen. Diese Geschichten überschreiten sogar die eines Cartouche und Mandrin, und das paßt gerade den Leuten, deren Literatur aus Bänkelsängerliedern über Cartouche und Mandrin besteht.

II.

Vom geistigen Zustand des Volkes läßt sich auf dessen politisches Verständniß schließen. Alles erscheint ihm in falschem Lichte; man wird an ein Kind erinnert, das bei jedem Schritt stehen bleibt, um einen Baum oder Strauch als furchtbares Gespenst anzustaunen. Als Arthur Young die Bäder bei Clermont besucht, wird er verhaftet,

weil man sich einredet, die Königin habe ihn beauftragt, die Stadt zu unterminiren, um sie in die Luft zu sprengen und die davongekommenen Bewohner auf die Galeeren zu schicken. Sechs Tage später holt ihn die Bürgergarde von Puy aus dem Bette ab und erklärt ihm, er sei in eine Verschwörung verwickelt; die Königin, der Graf von Artois und der Graf von Entragues — ein Großgrundbesitzer der Provinz — hätten ihn behufs Verdoppelung der Steuern ausgesendet, die Felder zu messen. Diese Beispiele zeigen die Volksphantasie deutlich bei ihrer unwillkürlichen und furchtbaren Arbeit. Auf ein Anzeichen oder ein Wort hin baut sie Schlösser und Gefängnisse in die Luft und seine Visionen kommen ihm als solide Wirklichkeit vor. Sie weiß die Dinge nicht einzutheilen und zu unterscheiden; sie denkt in Bausch und Bogen, Träume und Thatsachen stellen sich bei ihr zusammen ein. Während der Deputirtenwahlen von 1789 verbreitet sich in der Provence das Gerücht*), „der beste aller Könige wolle, daß alle Menschen gleich seien, daß es von nun an weder Bischöfe, noch Seigneurs, noch Zehente, noch Herrschaftsabgaben, noch Jagd- und Fischrechte, noch Adelsprädikate und Auszeichnungen geben solle, daß das Volk von allen Steuern befreit werde und die beiden ersten Stände allein die Staatslasten tragen mögen." Auf Grund dessen brechen an Einem Tage vierzig oder fünfzig Aufstände aus. Einige Gemeinden befehlen ihren Kassirern, nichts anderes zu zahlen als die königlichen Steuern. Andere machen es besser: sie plündern die Kasse des Pächters der Ledersteuer zu Brignolles mit dem Ausrufe: „Es lebe der König!" Der Bauer wird nicht müde, zu betonen, daß seine Plünderungen und Verwüstungen dem Willen des Königs entsprechen. Etwas später zeigen die Bauern, die in der Auvergne die Schlösser verbrennen, „viel Abgeneigtheit", „so gute Seigneurs" so zu quälen; aber sie behaupten, „zu wissen, daß Seine Majestät es gebieterisch verlange." Und wenn in Lyon die Wirthe der Stadt und die Bauern der Umgebung die Zollbeamten anfallen, thun sie es in der Ueberzeugung, der König habe die Eingangszölle auf drei Tage aufgehoben. So groß ihre Phantasie ist, so kurzsichtig sind sie. Sie schreien nach

*) „Die größte Wohlthat des Königs ist vom unwissenden Pöbel auf die bizarrste Weise ausgelegt worden." (Archives nationales.)

gänzlicher Aufhebung aller Abgaben auf Brot; es ist ihr Nothschrei und die erbitterte Noth stürzt sich wie ein wüthendes Thier auf alles. „Nieder mit dem Kornwucherer!“ Und die Magazine werden erobert, die Kornzufuhren aufgehalten, die Märkte geplündert, die Bäcker gehenkt; das Brot wird taxirt, so daß man es versteckt oder keines mehr sendet. „Nieder mit den städtischen Steuern!“ Und die Zollschranken werden zerbrochen, die Beamten erschlagen und den Städten fehlt es nun an Geld zur Bestreitung der dringendsten Ausgaben. In's Feuer mit den Steuerregistern, den Rechnungsbüchern, den städtischen und herrschaftlichen Archiven, den Klosterpergamenten, kurz, mit allen verwünschten Schriften, die allenthalben Unterdrückte hervorbringen! Und die Dörfer selbst wissen ihr Gemeinde-Eigenthum kaum mehr zu schützen. Gegen beschriebenes Papier, gegen die Vertreter der öffentlichen Gewalt, gegen jeden Menschen, der etwas mit dem Getreide zu thun hat, herrscht blinde und taube Erbitterung. Das losgelassene Vieh zertritt alles und brüllt gegen jedes Hinderniß, wenn es sich dabei auch selbst verwundet.

III.

Der Menge fehlt es eben an Führern und eine nichtorganisirte Menge ist bloß eine Heerde. Ihr Mißtrauen gegen ihre natürlichen Leiter, gegen die Großen und Reichen, die Mächtigen und Angesehenen ist unheilbar und eingewurzelt. Vergeblich wollen sie ihr wohl, vergeblich thun sie ihr Gutes; sie will nicht an ihre Menschlichkeit und Unparteilichkeit glauben. Da sie zu sehr mißhandelt worden ist, hegt sie gegen alle von ihnen ausgehenden Maßregeln — und seien es die heilsamsten und liberalsten — Vorurtheile. In den Protokollen der Provinzialversammlung von Orléans heißt es: „Ein stets zitterndes Mißtrauen herrscht auf dem Lande.“ Eine Provinzkommission von 1787 berichtet: „Bei der bloßen Erwähnung der neuen Ständeversammlungen hörten wir einen armen Landmann ausrufen: ‚Wie? Was? Abermals neue Beutelschneider?!‘“ Alle ihre Vorgesetzten sind ihnen verdächtig, und vom Verdacht zur Feindseligkeit ist nur ein Schritt. 1788 erklärt Mercier: „Seit einigen Jahren ist unter dem

Volke, besonders unter den Handwerkern, ein starker Insubordinationsgeist eingerissen. Wenn ich früher eine Druckerei betrat, nahmen die Arbeiter die Hüte ab. Heute begnügen sie sich damit, den Eintretenden anzuschauen und höhnisch zu lächeln, und kaum hat man die Schwelle überschritten, sprechen sie von Einem in einem Tone, als wäre man ihr Kollege." Aehnlich verhält es sich mit den Bauern in der Gegend von Paris; als Madame Vigée-Lebrun nach Romainville ging, um den Grafen Ségur zu besuchen, passirte es ihr, daß man „nicht nur vor uns die Hüte nicht zog, sondern uns mit Insolenz anblickte; einige Bauern bedrohten uns sogar mit ihren großen Stöcken." Im März oder April 1788 geschah es auf der Promenade von Longchamps, daß der am Etoile-Thore zusammengerottete Pöbel die zu Wagen Vorbeikommenden „auf schreckliche Weise insultirte; elende Kerle betraten die Trittbretter der Karrossen und riefen den Herren zu: ‚Nächstes Jahr werden Sie hinter Ihrem Kutscher stehen und wir werden darin sitzen.'" Gegen Ende 1788 ist der Fluß zum Strom geworden und der Strom wird zum Wasserfall. Ein Intendant schreibt, daß in seiner Provinz die Regierung sich entscheiden, und zwar im Sinne des Volkes dahin entscheiden müsse, sich von den Bevorrechteten loszusagen, auf die alten Formen zu verzichten und dem Dritten Stand ein doppeltes Votum zu geben. Adel und Klerus sind verhaßt, ihre Ueberlegenheit gilt als Joch. „Noch im Juli dieses Jahres (1788) hätte man die Stände mit Begeisterung begrüßt und ihren Versammlungen wenig Hindernisse entgegengestellt. Seit fünf Monaten jedoch haben sich die Geister geklärt, die allseitigen Interessen sind besprochen worden, Liguen haben sich gebildet. Man hat Ihnen verheimlicht, daß die Gährung in allen Schichten des Dritten Standes auf's Höchste gestiegen ist und daß ein Funke genügt, um eine Feuersbrunst zu erzeugen. Fällt die Entscheidung des Königs zu Gunsten der privilegirten Stände aus, so bricht in allen Theilen meiner Provinz eine allgemeine Empörung aus; man wird da sehen, wie 600,000 Mann in Waffen die Gräuel der Bauernkriege wieder heraufbeschwören werden." Wenn eine aufständische Menge ihre natürlichen Leiter von sich stößt, muß sie sich andre anschaffen oder sich andre gefallen lassen. Man denke sich, daß eine in den Krieg ziehende Armee all' ihre

Offiziere beseitigen würde; wem werden die erledigten Stellen nun zufallen? Den Kühnsten, den Heftigsten, den Unterdrücktesten; Jene, die unter der alten Herrschaft am meisten gelitten haben, schreien „vorwärts!“ und marschiren an der Spitze der ersten Banden. Im Jahre 1789 sind die Banden fertig, denn hinter dem leidenden Volke birgt sich ein anderes, noch leidenderes Volk, dessen Insurrektion permanent ist und das — unterdrückt, verfolgt, obskur — nur eine Gelegenheit abwartet, um seine Schlupfwinkel zu verlassen und am hellen Tage die Fesseln abzuwerfen.

IV.

Die Mißbräuche des herrschenden Systems erzeugen ein großes Gesindel: Landstreicher, Vagabunden, Faullenzer, Bummler, Bettler und andere dunkle Existenzen; diese krüppelhaften, krätzigen, abgezehrten und verwilderten Gestalten vegetiren auf jeder socialen Wunde wie Ungeziefer. Die Errichtung von 400 Meilen Schutzhauptmannschaften und die Straflosigkeit des zahllosen Wildes, das die Felder vor den Augen ihrer Besitzer abfrißt, verleiten tausende von Menschen zur Wilddieberei, und diese Menschen sind umso gefährlicher, als sie mit den Waffen in der Hand den schrecklichen Jagdgesetzen trotzen. Schon 1752 finden bei Paris Versammlungen von 50 bis 60 Wilddieben statt, „die bewaffnet sind und eine Organisation haben, als gingen sie auf regelrechte militärische Fouragirung aus: Infanterie in der Mitte, Kavallerie an den Seiten. Sie bewohnen Wälder, in denen sie sich Einfriedigungen machen, und sie zahlen für alles, was sie zum Leben nehmen, genau.“ 1777 jagt der General-Prokurator Terray eines Tages mit zwei Offizieren auf seinen Gütern bei Sens in Burgund; er begegnet sieben Wilddieben, die vor Jener Augen auf das Wild und dann auf sie selbst schießen. Terray wird verwundet, einer der Offiziere in den Rock getroffen; die Polizei kommt herbei, wird aber von den Wildschützen zurückgeschlagen. Nun langen Dragoner aus Provinzen an, aber die Kerle tödten einen von ihnen und drei Pferde. Der Kampf ist nicht eher zu Ende, als bis vier der Diebe niedergesäbelt, die übrigen gefangen sind. Aus den Protokollen der Stände-

versammlungen geht hervor, daß jedes Jahr in jedem Walde Menschen ermordet werden, theils durch die Wilddiebe, theils durch die Wachen. Es ist das ein unaufhörlicher häuslicher Krieg; jede große Domäne birgt also Rebellen, die Pulver und Kugeln besitzen und damit umzugehen wissen.

Es gibt aber noch andere Emeuten: die der Schmuggler, besonders der Salzschmuggler.*) Sobald eine Steuer hoch wird, provocirt sie den Betrug und ruft ein Volk von Verbrechern gegen ein Volk von Beamten hervor. Von der Zahl der Wächter läßt sich auf die der Schmuggler schließen. 1200 Meilen interner Zolllinien werden von 50,000 Menschen — darunter 23,000 Soldaten ohne Uniform — bewacht. „In den Provinzen mit hohen Salzabgaben und in denen der fünf großen Pachtungen ist vier Meilen im Umkreise von der Zolllinie aus der Ackerbau ganz vernachlässigt"; Jedermann ist entweder Zollbeamter oder Schmuggler. Je höher die Abgabe ist, desto höher beläuft sich der den Gesetzübertretern in Aussicht stehende Gewinn; als man zur Salzsteuer einen Zuschlag von 4 Sous per Pfund machte, vermehrte sich die Zahl der Salzpascher an den Grenzen zwischen der Bretagne einerseits und der Normandie, dem Maine'schen und dem Anjou andrerseits in's Unglaubliche. „Große Banden von mit eisernen Stöcken, Pistolen oder Flinten bewaffneten Menschen suchen sich mit Gewalt den Weg zu bahnen. Eine Menge von Frauen und Kindern im zartesten Alter überschreiten die Linien der Brigaden, und ganze Heerden von Hunden werden ausgehungert, um dann mit Salz beladen zu werden, das sie ihren Herren zuführen." Die Vagabunden, Verzweifelten und Hungerleider laufen von weitem herbei, um sich diesem lukrativen Handwerk zu widmen. „Die ganze Grenze der Bretagne ist von Leuten bewohnt, die aus ihrer Heimath ausgewiesen sind; nach einjährigem Aufenthalt genießen sie alle bretonischen Privilegien. Ihre einzige Beschäftigung besteht darin, Salz anzusammeln, um es dann den Schmugglern zu verkaufen. Diese männliche und weibliche Bevölkerung von wilden Landläufern erscheint Einem wie in

*) Kein einziger Bewohner der Baronie von Choiseul mischte sich unter diese aus den Patrioten von Montigny, aus Schmugglern und schlechten Subjekten bestehenden Banden." (Beugnot.)

einem mit Blitz verbundenen Sturme, als eine lange Reihe unruhiger, nächtlicher, gehetzter Nomaden, die zerlumpt, an Handgemenge gewöhnt, gegen die Unbilden des Wetters abgehärtet und fast stets mit unheilbarer Krätze behaftet sind." Man findet sie an allen Häfen und Grenzen des Reiches, sowie an den Grenzen aller Provinzen. Von 1783 bis 1787 gelingt es zwei vereinigten Schmugglerbanden von 60 bis 80 Personen, die Pächter der Tabaksteuer um 40,000 Ballen zu betrügen, zwei Beamte zu tödten und ihr Gebirgsdépôt mit Flinten in der Hand gegen die Zolleute zu vertheidigen; um sie zu bändigen, bedürfte es einer Abtheilung Soldaten und dazu lassen sich die Militärkommandanten nicht herbei. 1789 arbeitet eine starke Schmugglertruppe permanent an den Grenzen zwischen Maine und Anjou; der Militärkommandant schreibt: „Ihr Hauptmann ist ein intelligenter, furchtbarer Räuber, der schon 54 Menschen unter sich hat und bald ein verlegenheitbringendes Korps beisammen haben wird; so groß ist das Elend und die Mißstimmung. Es wäre vielleicht gut, einige Mitglieder der Bande zu bestechen, damit sie den Chef, den man nicht fangen kann, ausliefern." So geht es in Ländern zu, in denen das Räuberwesen endemisch ist. Das Volk hält es hier, wie in Kalabrien, mit den Räubern gegen die Gendarmen. 1754 vollbringt Mandrin seine berühmten Heldenthaten; mit einer Bande von 60 Personen bemächtigt er sich der Zollbeamten, läßt sich für sie Lösegeld zahlen und schmuggelt, was das Zeug hält. Seine Expedition durch Hochburgund, die Auvergne, Burgund, das Lyonnais und das Bourbonnais dauert ein Jahr; in 27 Städte zieht er ohne Widerstand ein, befreit die Gefangenen und verkauft seine geschmuggelten Waaren. Um ihm beizukommen, muß man vor Valence ein Lager errichten und 2000 Menschen aussenden; und selbst dann besiegt man ihn nur durch Verrath. Noch heute verehren ihn viele als Befreier und rühmen sich seiner Verwandtschaft. Es kann kein ernsteres Symptom geben, als den Umstand, daß ein Volk die Feinde des Gesetzes dessen Vertheidigern vorzieht; tritt dieses Symptom auf, so deutet es auf die Zersetzung der Gesellschaft hin und die Würmer beginnen sich anzusetzen.

Dazu kommen noch die Räuber von Profession, die Mörder und Diebe. „1782 schwebt beim Prevotalgericht zu Montargis der Prozeß

gegen Hulin, der seit zehn Jahren mit 200 Mitschuldigen dahin wirkte, einen Theil des Königreiches zu verwüsten." Mercier berechnet, daß es in Frankreich 10,000 Räuber und Vagabunden gebe, gegen welche die aus 3756 Mann bestehende Straßenpolizei fortwährend zu kämpfen hat. „Täglich beklagt man sich, daß es auf dem Lande gar keine Polizei gebe." Der abwesende Seigneur übt keine Wachsamkeit aus; seine Richter und Gerichtsbeamten hüten sich, gegen einen zahlungsunfähigen Verbrecher unentgeltlich einzuschreiten und „seine Güter werden somit zum Asyl aller Schurken des Kantons." (Näheres hierüber im ersten Buch.) Jeder Mißbrauch — sei es nun übelangebrachte Nachlässigkeit oder übermäßige Strenge, lose gewordener Feudalismus oder allzustraffe Monarchie — bringt eine Gefahr mit sich. Alle Institutionen scheinen in der Vervielfältigung oder Duldung der Helfershelfer der Unordnung einig zu sein und außerhalb der Gesellschaft thatkräftige Menschen zu zeitigen, die diese früher oder später bezwingen werden. Aber ihre — der Institutionen — Gesammtwirkung ist noch verderblicher. Aus vielen Arbeitern, die sie ruiniren, machen sie Bettler, die nichts mehr arbeiten wollen, gefährliche Müßiggänger, die ihr Brot bei Bauern erbetteln oder erpressen, welche selbst nicht zuviel davon haben. Letrosne schreibt 1779: „Für die Landbewohner sind die Vagabunden die schrecklichste Geißel. Es sind feindselige Truppen, die auf dem Lande nach Herzenslust auf Unkosten der Bauern hausen, die sie regelrecht brandschatzen. Sie streifen umher, untersuchen die Zugänge zu den Häusern und erkundigen sich nach deren Bewohnern und den Vermögensverhältnissen der letzteren. Wehe denen, die den Ruf haben, etwas Geld zu besitzen! Wie viele Straßendiebstähle und Einbrüche! Wie viele Raubmorde und eingeschlagene Thüren! Wie viele Pfarrer, Bauern und Witwen werden gemartert und, nachdem sie verrathen, wo ihr Geld sich befindet, getödtet! 25 Jahre vor der Revolution kam es nicht selten vor, daß 15 oder 20 Männer einen Pachthof überfielen, die Insassen einschüchterten und ihnen alles Mögliche abforderten. Wie enorm das Uebel ist, läßt sich aus folgenden Verordnungen von 1764 entnehmen: „Als Vagabunden und Landstreicher werden alle Jene erklärt und verurtheilt, die nach Verlauf von sechs Monaten keinerlei Handwerk oder

Profession ausüben, auch keine anderen rechtmäßigen Subsistenzmittel nachweisen und von glaubwürdigen Personen für ihre gute Aufführung garantiren lassen werden. Seiner Majestät Absicht ist nicht nur, daß man die landstreichenden Vagabunden einsperre, sondern auch die Bettler, die, weil sie kein Gewerbe betreiben, des Vagabundirens verdächtig sind." Arbeitsfähige Vagabunden kommen auf drei Jahre auf die Galeere, im Wiederbetretungsfalle auf neun Jahre, im dritten Betretungsfalle auf Lebenszeit; die Arbeitsunfähigen werden zu drei, respektive zu neun Jahren, respektive zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt. Kinder unter 16 Jahren werden in's Hospital geschickt. „Ein Bettler, der von der Straßenpolizei verhaftet worden ist, darf nur dann freigelassen werden, wenn er mit der größten Sicherheit darthut, daß er nicht mehr betteln wird; d. h. glaubwürdige und zahlungsfähige Leute müssen für ihn gutstehen, sich verpflichten, ihm Arbeit oder Nahrung zu geben und die Mittel bezeichnen, die ihnen freistehen, ihn am Wiederbetteln zu verhindern." Nachdem all' diesen Bedingungen entsprochen ist, bedarf es zur Freilassung überdies noch einer besonderen Erlaubniß des Intendanten. Es heißt, daß auf Grund dieses Gesetzes mit einem Male 50,000 Bettler arretirt wurden und daß man, da die vorhandenen Gefängnisse und Spitäler nicht genügten, deren neue errichten mußte. Mit wenigen Unterbrechungen dauert die Operation bis zum Ende des alten Regimentes fort; im Languedoc arretirt man 1768 in sechs Monaten 433, 1787 in vier Monaten 205. Zur selben Zeit saßen im Besançoner Dépôt 300, in Rennes 500, in Saint-Dénis 650 Bettler. Der Unterhalt dieser Leute kostete den König eine Million jährlich, und dabei mag Gott wissen, wie dieser Unterhalt ausgesehen haben mochte! Er mußte per Person und Tag für 5 Sous bestritten werden und bestand aus Wasser, Brot, zwei Unzen gesalzenen Fettes und ein bischen Stroh für die Lagerstätte. Da die Preise der Nahrungsmittel seit zwanzig Jahren um ein Drittel gestiegen waren, mußte der Verpfleger entweder die Leute fasten lassen oder sich ruiniren. Bei ihren Verhaftungen verfährt die Polizei ganz türkisch; sie fegt in den Haufen hinein und ihr Besen stiftet ebensoviel Schaden, als er reinigt. Infolge einer Verordnung von 1778 darf die Polizei außer den Bettlern und Vagabunden, denen

sie selbst begegnet, auch solche Personen verhaften, die ihr als verdächtig denuncirt werden. „Kein Bürger, und sei er der anständigste Mensch und nichts weniger als ein Vagabund, ist vor Verhaftung geschützt, denn seine Freiheit hängt von der Laune eines Polizisten ab, der leicht bestochen oder von falschen Denunciationen irregeleitet werden kann. Frauen werden auf Veranlassung ihrer Männer, Männer auf die ihrer Frauen, Kinder auf Veranlassung ihrer Eltern, Eltern auf die ihrer Kinder verhaftet; auf dieselbe Weise entledigen sich Schurken der Mädchen, Herren der Dienstboten, die sie verführen. Auf solche Art werden zahlreiche Personen eingesperrt, ohne daß sie sich irgendwie des Bettelns oder Vagabundirens schuldig gemacht hätten. Und das Prevotalgericht hat trotz der vielen vorgefallenen Ungerechtigkeiten keinem einzigen Verhafteten die Freiheit wiedergegeben." Wenn sich aber auch ein humaner Intendant findet, der die Unglücklichen befreit, was können sie anfangen? Sie sind Bettler durch die Schuld des Gesetzes, das die Bettelei verbietet und das zu den Elenden, die es verfolgt, die Elenden fügt, die es selbst schafft und die am verbittersten und an Leib und Seele verdorben sind. „Fast immer werden die 25—30 Meilen von der Polizeistation entfernten Verhafteten erst 3 oder 4 Monate später dorthin gebracht; mittlerweile werden sie von Brigade zu Brigade transferirt und verbleiben im jeweiligen Gefängniß, bis genug Personen für einen Weitertransport beisammen sind. Männer und Frauen sperrt man zusammen, so daß die letzteren, wenn sie im Hauptgefängniß ankommen, schwanger zu sein pflegen. Die Kerker sind in der Regel ungesund, so daß die meisten Eingesperrten sie krank verlassen." Viele werden in der Berührung mit Schurken ebenfalls zu Schurken. Sie verfallen moralischer und physischer Ansteckung. Die Geschwulst wächst durch das Heilmittel und die Mittelpunkte der Unterdrückung werden zu Korruptionsherden.

Bei aller Strenge aber erreicht das Gesetz seinen Zweck nicht. „Unsere Städte", schreibt das bretonische Parlament, „sind derart mit Bettlern überfüllt, daß es scheint, daß alle zur Bewältigung des Bettelwesens ergriffenen Maßregeln nur zu dessen Zunahme geführt haben." Die Hochstraßen wimmeln von gefährlichen Vagabunden, Landstreichern und wirklichen Bettlern, welche die Polizei nicht verhaftet,

sei es aus Nachlässigkeit oder aus anderen Gründen. Was würde man auch mit ihnen anfangen? Es gibt deren so viele, daß man keinen Platz für sie hat. Und wie sollte man Leute, die vom Almosen leben, vom Betteln abhalten? Die Wirkungen sind beklagenswerth, aber unausbleiblich. Bis zu einem gewissen Grade gleicht das Elend einem kalten Brand, bei dem die kranken Theile die gesunden allmälig anfressen; der Mensch, der kaum sein eigenes Leben fristen kann, wird vom Menschen, der gar nichts zu essen hat, lebendig benagt. „Der Bauer ist ruinirt; er fällt der Unterdrückung, der Menge Armer, die auf dem Lande verheerend hausen und sich in die Städte flüchten, zum Opfer. Daher rühren die der öffentlichen Sicherheit so gefährlichen Zusammenrottungen, die Unzahl von Betrügern und Vagabunden, von Räubern und Mördern, die es bloß geworden, weil sie nichts zu essen hatten. . . . Ist das Elend auf dem Lande schon an und für sich ungeheuer, so wird es noch schlimmer durch die Unordnungen, die es im Gefolge hat." Wozu sollen Linderungsmittel oder strenge Maßregeln gegen ein Uebel, das im Blute liegt und zum Bau der Gesellschaft gehört? Welche Polizei kann in einer Pfarre wirksam sein, in der der vierte oder dritte Theil der Einwohner nichts anderes zu essen hat, als was er sich von Thür zu Thür erbettelt? Von den 2300 industrie- und handelslosen Bewohnern von Argentré in der Bretagne sind mehr als 1200 nichts weniger als wohlhabend und über 500 betteln. Nach den Versicherungen der Pfarrer von Saint-Malo können von den dortigen 900 Pfarrkindern „drei Viertel leben, während die übrigen unglücklich sind." Von den 1500 Einwohnern, die Saint-Patrice zählt, sind 400 Bettler; von den 500 Bewohnern von Saint-Laurent leben drei Viertel von Almosen. „Zu Boulbonne im Languedoc wird vor den Thoren des Klosters täglich an 300 — 400 Arme Almosen ausgetheilt; eine noch größere Summe wird unter Greise und Kranke vertheilt." Zu Lyon „erwarten 1787 30,000 Arbeiter ihre Subsistenz von der öffentlichen Wohlthätigkeit." In Rennes sind nach der Ueberschwemmung von 1788 zwei Drittel der Einwohner im Elend.*) Nach der Volkszählung von 1791 zählt Paris unter seinen

*) „Die Hilfsmittel der Wohlthätigkeit sind sehr beschränkt und die Provinzialversammlungen haben für derlei Unglücksfälle nicht vorgesorgt."

650,000 Bewohnern 118,784 Arme, während es heute bei einer fast dreifachen Bevölkerung blos 90,000 Arme hat. Wenn Frost und Hagel die Ernte verderben, wenn das Brod auf 4 Sous steigt, wenn der Arbeiter in den Arbeitshäusern blos 12 Sous täglich verdient, — soll er sich dazu verstehen, Hungers zu sterben? Während des Winters von 1788 werden die Forste in der Nähe von Rouen bei hellichtem Tage geplündert, der Wald von Bagnères wird gänzlich gefällt und die Plünderer verkaufen das gewonnene Holz öffentlich. Hungerleider und Plünderer gehen Hand in Hand und die Noth ist die Mitschuldige des Verbrechens. Von Provinz zu Provinz verfolgt man ihre Spur. Vier Monate später erobern 15 Räuber eines Nachts drei Pachthöfe bei Etampes, bedrohen die Insassen mit Brandlegung und erpressen je 300 und 150 Francs; mehr haben die Leute wahrscheinlich nicht im Hause. Diebe, Zuchthäusler, schlechte Subjekte aller Art werden in den Erhebungen die Vorposten bilden und den Bauer zu den alleräußersten Gewaltthaten antreiben. Nach der Plünderung des Hauses Réveillon in Paris stellt es sich heraus, daß sich unter den 40 verhafteten Aufwieglern kaum einer befand, der nicht schon vorher gepeitscht, gebrandmarkt oder sonstwie abgestraft gewesen wäre. „Von 100 in Lyon verhafteten Empörern," schrieb Camille Desmoulins in seiner ‚Lanterne', „waren 96 gebrandmarkt." Bei jeder Revolution steigt die Hefe einer Gesellschaft auf die Oberfläche. Man hatte diese Leute nie vorher gesehen; wie Walddachse oder Kloakenratten waren sie in ihren Schlupfwinkeln und Verschlägen geblieben. Nun kommen sie scharenweise heraus und — was für Gestalten sieht man plötzlich in Paris! Man erinnert sich nicht, derlei jemals bei hellichtem Tage begegnet zu haben. „Woher kommen sie? Wer hat sie aus ihren geheimen Höhlen hervorgelockt? Sie sind Leute aus aller Herren Ländern, tragen große Stöcke und gehen halbnackt oder in abenteuerlichen, zerfetzten Lumpen einher, daß es ein Graus ist, sie anzuschauen." So ist es um die Chefs und Statisten der Empörung bestellt; zu 6 Francs per Person werden sie voranmarschiren und das Volk wird ihnen nachgehen.

Mercier schreibt: „In Paris ist er (der arme Mann) kraftlos, bleich, klein, verkümmert, mißhandelt und scheint ein von den übrigen

Klassen des Staates getrennter Körper zu sein. Die Equipagen besitzenden Reichen und Großen haben das barbarische Recht, ihn in den Straßen zu überfahren oder zu verwunden. . . . . Die Fußgänger genießen keine Bequemlichkeit; es gibt keine Trottoirs. Hundert Personen werden jährlich überfahren." Young setzt hinzu: „In unserer Gegenwart wurde ein armes Kind überfahren. Ich wurde mehrmals durch die Räder der Equipagen von oben bis unten mit Gossenwasser bespritzt. Führe ein englischer Aristokrat in London in den trottoirlosen Straßen in demselben Galopp, wie die Pariser Adeligen, so würde er in die Lache geworfen und tüchtig durchgeprügelt werden." Mercier erschrickt über den Umfang des Pariser Proletariats: „In Paris leben vielleicht 200,000 Menschen, die nicht einmal Dinge im Werthe von 50 Thalern besitzen. Und dennoch besteht die Stadt fort!" Die Ordnung wird aber auch nur durch Furcht und Gewalt aufrecht erhalten. Die Soldaten der Scharwache werden von der Menge „triste-à-patte" (= „langsam Gehende" oder „traurig zu Fuße") genannt; über diesen Spottnamen ärgert sich die Wache sehr. Sie verdoppelt ihre Kolbenstöße und verwundet ohne Unterschied jeden Daherkommenden. Das Volk ist stets bereit, ihr den Krieg zu erklären, denn sie hat es nie geschont. „Eine Abtheilung der Scharwache besiegt oft mühelos einen Haufen von 500—600 Menschen; diese sind anfänglich sehr hitzig, geben aber klein bei, sobald die Soldaten einige Kolbenstöße ausgetheilt und etliche Aufwiegler festgenommen haben. Ueberließe man die Pariser aber ihren ersten Aufwallungen und fühlten sie nicht die Polizei zu Fuße und zu Pferde hinter sich, so wäre die Unordnung maßlos. Der von den gewohnten Fesseln befreite Pöbel würde die ärgsten Grausamkeiten begehen und nicht wissen, wann einhalten. . . . . Solange es an dem aus Gonesse kommenden Brot nicht mangeln wird, wird die Bewegung nicht allgemein sein; solange die ‚Halle' nicht in Frage kommt, werden die Weiber ruhig sein.*). . . . Sollte aber einmal aus Gonesse zwei Tage hintereinander

*) „Wenn die Gewalthaber der ‚Halle' ruhig sind, hat die Verwaltung kein Unheil zu fürchten. Die Großen verschwören und empören sich; die Bürger beklagen sich und leben enthaltsam; die Bauern und Arbeiter verzweifeln und entfernen sich; die Lastträger rotten sich zusammen." (Galiani, 1770.)

kein Brot ankommen, so wäre die Erhebung eine allgemeine, und es ist unberechenbar, was eine ausgehungerte Menge, die für sich und ihre Familien zu essen verlangt, zu thun im Stande ist." Im Jahre 1789 tritt der Fall ein, daß es in Gonesse und in ganz Frankreich an Brot fehlt.

Viertes Kapitel.

Auflösung der militärischen und socialen Organisation.

I. Die bewaffnete Kraft verfällt. Rekrutirung und Behandlung der Soldaten. — II. Auflösung des Gesellschaftsbaues. Man hat keinen Mittelpunkt der Vereinigung. Trägheit des Provinzlebens Einfluß von Paris. — III. Richtung des Stromes. Der Volksmann wird vom Advokaten geleitet. Die Theorie und die Piken sind die einzigen überlebenden Mächte.

I.

Welche Gewalt hat man der allgemeinen Erhebung entgegenzusetzen? Die 150,000 Menschen, welche die Ordnung aufrechthalten sollen, sind ebenso gestimmt, wie die 26 Millionen, welche unter dieser „Ordnung" zu leiden haben, und dieselben Mißbräuche, Abneigungen und anderen Ursachen, welche die Auflösung der Nation herbeiführen, lösen auch die Armee auf. Von den 90 Millionen, die der Staat jährlich für die Armee ausgibt, entfallen auf die Offiziere 46, auf die Mannschaft bloß 44, und wir wissen, daß alle Chargen für genealogisch berechtigte Adelige reservirt werden. Nirgends zeigt sich die Ungleichheit, gegen die die öffentliche Meinung sich empört, so stark: Auf der einen Seite genießt eine kleine Minorität Ansehen, Ehrenstellen, Muße, lebt im Ueberfluß und nimmt an allen Vergnügungen der feinen Welt theil; auf der andern Seite bleibt für eine große Mehrheit nichts als Unterjochung, Demüthigung, Ueberarbeitung, zwangsweise Rekrutirung ohne Hoffnung auf Avancement, eine Löhnung von 6 Sous täglich, ein enges Bett für zwei Personen, ein bloß für Hunde gutes Brot und Schläge*), die auch nur für

*) „Das Soldatenelend ist so groß, daß es das Herz bluten macht. Der Soldat verlebt seine Tage in Unterwürfigkeit und Verachtung. Er lebt wie ein für den Kriegsdienst bestimmter angeketteter Hund." (Aubertin.)

Hunde passen. Auf der einen Seite steht die höchste Aristokratie, auf der andern der niedrigste Pöbel. Es kann keinen auffallenderen Kontrast geben und keinen, der die Gemüther so zu verbittern geeignet wäre. „Die Geringfügigkeit der Soldatenlöhnung", schreibt ein von Tocqueville citirter Oeconomist, „die Art, wie die Soldaten gekleidet, genährt und gebettet werden, ihre ganze Abhängigkeit würde es zu einer Grausamkeit stempeln, andre Menschen zu diesem Stande zu berufen, als das niedrige Volk." In der That, man rekrutirt ihn nur hier. Vom Militärdienst sind befreit: alle Adeligen, alle Verwaltungsbeamten, Jagdhüter, Waldaufseher, alle Diener von Geistlichen, Gemeinden, Klöstern, Adeligen, Edelleuten und selbst wohlhabenden Bürgern, alle Bürger, die Söhne wohlhabender Landwirthe, überhaupt alle Leute, die entweder Einfluß oder Protektion besitzen. Für die Miliz bleiben also nur die Aermsten übrig und diese treten nicht aus vollem Herzen ein. Im Gegentheil, der Dienst ist ihnen so verhaßt, daß sie sich oft in Wäldern verstecken, wohin man sie mit Waffengewalt verfolgen muß. In einem Kanton, der drei Jahre später an Einem Tage 50 bis 100 Freiwillige liefern wird, schneiden sich die Jünglinge die Daumen ab, um nicht zur Armee kommen zu müssen.*) Zu diesem Auswurf der Menschheit gesellt man den Abschaum der Gefängnisse und Zuchthäuser. Nachdem man aus diesen die Sträflinge, für die sich Gutsteher gefunden, entlassen, bleiben darin nur absolut unbekannte oder gefährliche Menschen zurück: von diesen nimmt man jene, die am wenigsten lasterhaft zu sein scheinen, zum Militär. Das letzte Rekrutirungsmittel ist die halb gezwungene, halb freiwillige Anwerbung, durch die die Hefe der großen Städte — Abenteurer, weggejagte Lehrlinge, verstoßene Söhne, Vagabunden und Obdachlose — in die Reihen der „Vaterlandsvertheidiger" aufgenommen wird. Der Werber, der per Kopf und Zoll bezahlt wird, sitzt im Wirthshaus, traktirt die auserkornen Opfer und redet ihnen zu: „Meine Freunde! Beim Re-

*) D'Argenson schreibt Ende 1752: „Seit dem Frieden von 1748 wurden 30,000 Menschen wegen Desertion bestraft. Man schreibt dies dem neuen Exercitium zu, das die Soldaten, besonders die alten, ermüdet und zur Verzweiflung treibt." „Ich erschrak, als ich die Liste der Deserteure seit acht Jahren las; sie umfaßte 60,000 Namen." (Voltaire.)

giment bekommt ihr gewöhnlich Suppe, Entremets, Braten und Salat. Ich lüge nicht, wenn ich euch sage, daß die Pastete und der Wein ausgezeichnet sind." Er läßt trinken, zahlt den Wein und überläßt den Leuten im Nothfall seine Maitresse. „Nach einigen Tagen lustigen Lebens hat der junge Springinsfeld nichts, womit er zahlen könnte und muß sich daher verkaufen." Seltsame Rekruten das zur Vertheidigung einer Gesellschaft! Sie gehören Alle der Klasse an, die diese angreift; es sind lauter bedrückte Bauern, eingesperrte Landstreicher, von der Gesellschaft verstoßene, verschuldete, verzweifelte Menschen, leicht verlockbare, hitzige arme Teufel, die je nach den Umständen bald Rebellen, bald Soldaten werden.

Welches Loos ist besser, das des Soldaten oder das des Rebellen? Das Brot des Soldaten ist nicht reichlicher zugemessen, aber es ist schlechter, als das des Gefangenen; aus des letzteren Brot entfernt man die Kleie, in dem des ersteren bleibt sie. Unter so bewandten Umständen wäre es besser, wenn der Soldat nicht nachdächte; aber die Offiziere geben ihm gerade das Beispiel zum Nachdenken. Auch sie sind oppositionelle Politiker geworden. Einige Jahre vor der Revolution „raisonnirte und beschwerte man sich schon in der Armee; die neuen Ideen gährten in den Köpfen und zwei Regimenter korrespondirten mit einander. Aus Paris empfing man handschriftliche Nachrichten, die vom Kriegsminister genehmigt waren und 12 Louisd'or jährlich kosteten. Bald nahmen sie einen philosophischen Ton an, sprachen von den Ministern, der Regierung, den wünschenswerthen Aenderungen und wurden dadurch noch verbreiteter." Zweifellos haben Sergenten wie Hoche oder Wachtmeister wie Augereau diese auf den Tischen liegen gebliebenen Nachrichten mehr als einmal gelesen und des Abends in der Wachtstube kommentirt. Die Unzufriedenheit ist längst vorhanden und am Ende des alten Regimentes werden lästige Worte laut. Einst gab ein Prinz von Geblüt ein Bankett von hundert Gedecken unter einem ungeheuern Zelt; der Geruch, den die bedienenden Grenadiere ausströmten, verletzte die Delikatesse des Prinzen, der ein wenig zu laut bemerkte: „Diese guten Leute riechen verteufelt stark nach Socken." Darauf erwiderte einer der Grenadiere rasch: „Dies kommt daher, weil wir keine haben." Tiefes Schweigen

folgte auf diese Antwort. Während der folgenden zwanzig Jahre wird die Gereiztheit immer größer; die Soldaten Rochambeau's haben an der Seite der freien Milizen Amerika's gefochten und erinnern sich hieran. Angesichts der Erhebung in der Dauphiné (1788) schreibt Marschall Vaux dem Ministerium, „es sei unmöglich, auf die Truppen zu rechnen", und vier Monate nach der Eröffnung der Ständeversammlungen werden 16,000 Deserteure, die sich in der Nähe von Paris herumtreiben, die Aufständischen anführen, statt sie zurückzuschlagen.

II.

Ist dieser Damm einmal durchbrochen, gibt es keinen weiteren Damm mehr und die Ueberschwemmung ergießt sich über ganz Frankreich wie über eine ununterbrochene schiefe Ebene. In anderen Ländern ist für ähnliche Fälle vorgesorgt, denn es gibt immerhin einige Zufluchtsorte, wohin ein Theil der Bevölkerung sich bei der allgemeinen Bestürzung retten kann. In Frankreich aber reißt der erste Stoß die letzten Reste dieser Theile mit sich und jeder der 26,000,000 Menschen steht allein. Längst und unmerklich hat die von Richelieu und Ludwig XIV. erdachte Administration die natürlichen Gruppen zerstört; nach einem plötzlichen Sturz bilden sich diese von selbst wieder. Außer in der Vendée gibt es kaum einen Ort oder eine Klasse, wo viele Menschen in einige Menschen so großes Vertrauen setzen, daß sie sich im Momente der Gefahr um sie scharen würden, um ein Corps zu bilden. Es gibt weder Lokal- noch Provinzial-Patriotismus. Der niedrige Klerus ist gegen die Prälaten, der Provinzedelmann ist gegen den Hofadel, der Vasall gegen den Seigneur, der Landbewohner gegen den Städter, die städtische Bevölkerung gegen die städtische Oligarchie, eine Pfarre gegen die andre, eine Körperschaft gegen die andre, ein Nachbar gegen den andern feindselig gestimmt. Einer ist vom andern durch Privilegien, Eifersüchteleien oder durch das Bewußtsein, für ihn Lasten zu tragen oder ruinirt zu werden, getrennt. Der Schneidergeselle zürnt dem Schneidermeister, weil er ihm nicht gestattet, außerhalb der Werkstätte Arbeit anzunehmen; die Friseurgehilfen grollen ihrem Chef, weil er ihnen ver-

bietet, außerhalb seines Ladens frisiren zu gehen; der Zuckerbäcker ist unzufrieden, weil der Brotbäcker statt seiner die Hauspasteten verfertigt; der Landweber ist aufgebracht, weil die Stadtweber sein Handwerk ruiniren; das Dorf, welches höher besteuert wird, weil ein andres niedriger besteuert wird, ist ebenso ärgerlich, wie der einzelne Bauer oder die Pfarre, denen es ähnlich geht. Turgot schreibt: „Die Nation ist eine Gesellschaft, die aus verschiedenen, schlecht aneinandergefügten Klassen besteht. Die Mitglieder des Volkes werden nur von wenigen Banden zusammengehalten. Jedermann denkt nur an sein eigenes Interesse, nirgends kann man ein gemeinsames bemerken. Städte und Dörfer stehen in keinem größeren Verkehr untereinander, als die Arrondissements, denen sie zugetheilt sind. Sie können sich nicht einmal behufs Ausführung der nothwendigsten öffentlichen Arbeiten mit einander verständigen." Seit 150 Jahren hat die Centralgewalt, um besser regieren zu können, allerlei komplicirte Eintheilungen gemacht. Sie hat die Menschen auseinander gehalten, hat sie verhindert, sich zu sammeln und hat es dahin gebracht, daß sie sich selbst nicht mehr kennen, daß eine Klasse die andre nicht kennt, daß die eine sich von der anderen eine chimärische Vorstellung macht; jede Klasse malt sich die übrigen mit den Farben ihrer eignen Phantasie aus, die eine in Form einer Idylle, die andre als Melodram; die eine ist überzeugt, daß die Adeligen schreckliche Tyrannen sind, die andre glaubt, die Bauern seien empfindsame Schäfer. Durch dieses gegenseitige Verkennen und diese jahrhundertelange Absonderung haben die Franzosen die Gewohnheit, Kunst und Fähigkeit verloren, zusammen zu handeln; sie sind nicht mehr im Stande, sich in Einklang mit einander zu bringen und eine gemeinsame That zu vollführen. Im Augenblicke der Gefahr wagt es Niemand, auf Nachbarn oder auf seinesgleichen zu zählen; Niemand weiß, wohin sich wenden, um einen Führer zu finden. „Man kennt keinen Menschen, der für den kleinsten Bezirk, und keinen, der auch nur für einen andern Menschen gutstehen könnte." Die Unordnung ist groß und heillos. Die Utopien der Theoretiker sind in Erfüllung gegangen, der wilde Zustand hat wieder begonnen. Es gibt nur mehr nebeneinander stehende Individuen; jeder Mensch fällt in seine ursprüngliche Schwachheit zurück,

und sein Vermögen wie sein Leben sind den Angriffen der erstbesten Bande, die sich zu bilden wissen wird, ausgesetzt. Was ihn noch leitet, ist die schafsmäßige Gewohnheit, geleitet zu werden, die Anregung abzuwarten, stets nach dem gewöhnlichen Mittelpunkt — Paris —, woher er seine Befehle zu empfangen gewohnt ist, hinzublicken. Ueberall ist die politische Unwissenheit und Gelehrigkeit vollständig. Ein Ausländer — Arthur Young — muß erst elsässische Neuigkeiten nach Burgund bringen. Neun Tage nach der großen Empörung in Straßburg, bei welcher der Pöbel das Rathhaus plünderte, weiß man in Dijon nichts von diesem Ereigniß; aber man würde kaum etwas gewußt haben, wären auch 19 Tage verflossen gewesen." In den Kaffehäusern sind keine Zeitungen zu finden; es gibt auch keinen andern Mittelpunkt, sich über etwas zu unterrichten, Beschlüsse zu fassen u. s. w. Die Provinz richtet sich nach der Hauptstadt; sie wagt es nicht, sich zu rühren, oder auch nur sich eine Meinung zu bilden, ehe Paris nicht den Ton angegeben. Dahin führt die monarchische Centralisation. Sie nimmt den Gruppen ihre Wesenheit, den Individuen ihre Anregung, so daß nur ein menschlicher Staub übrig bleibt, welcher sich im Kreise dreht und, mit unwiderstehlicher Kraft von dem starken, blinden Winde in eine einzige Masse zusammengetrieben, unaufhaltsam vorwärts rollen wird.

III.

Wir wissen bereits, von welcher Seite der Wind pfeift und um darüber Gewißheit zu haben, genügt es, die Beschwerdeschriften des Dritten Standes ihrer Entstehung nach zu betrachten. Wer hat den Bauer geleitet? Der Mann des Gesetzes, der kleine Dorfanwalt, der neidische, theoretisirende Advokat. Der Bauer besteht darauf, daß in den Denkschriften seine lokalen und persönlichen Unannehmlichkeiten, seine Einsprachen gegen Steuern und Abgaben, sein Wunsch, seinen Hund vom Halsklöppel zu befreien und eine Flinte gegen den Wolf halten zu dürfen, eines Langen und Breiten niedergelegt werden; und der anregende und leitende Advokat hüllt das alles in die Menschenrechte und in die Reden Sieyès'. Ende Mai 1789 schreibt ein

Kommandant aus dem Süden an Necker: „Seit zwei Monaten haben sich die untergeordneten Richter und Advokaten, von denen es allenthalben in Dorf und Stadt wimmelt und die sich in die Ständeversammlungen wählen lassen wollen, an den Dritten Stand herangedrängt unter dem Vorwande, ihn zu unterstützen und aufzuklären. Sie haben sich bemüht, ihn zu überreden, daß er in den Versammlungen die Oberhand haben werde, daß er, wenn er sie zu seinen Vertretern mache, alle Angelegenheiten des Reichs leiten und stark genug sein werde, die erste Stelle einzunehmen, den Adel sammt allen Vorrechten — besonders dem der Erblichkeit — abzuschaffen und denselben jedem verdienstlichen Bürger zuzusprechen, kurz, der Dritte Stand werde, wenn er Männer des Gesetzes wähle, alles Wünschenswerthe erlangen können, weil die dem Dritten Stand angehörigen Pfarrer sich vom hohen Klerus losgesagt und sich mit jenem vereinigt haben, so daß der Adel und die Geistlichkeit zusammen nur Eine Stimme hätten gegen die zwei des Dritten Standes. . . . . Hätte der letztere kluge Bürger oder Kaufleute gewählt, so hätte er sich ohne Schwierigkeit mit den beiden anderen Ständen vereinigt. Aber die Versammlungen der Amtsbezirke und Landvogteien waren gespickt mit ‚Leuten des Gesetzes‘, die sich über alles eine Meinung anmaßten, alle Welt überragen wollten und von denen Jeder Ränke schmiedete und Intriguen anzettelte, um seine Wahl durchzusetzen." Der Intendant von Tours schreibt Ende März 1789: „Die meisten Stimmen wurden erbettelt oder erzwungen. Die Vertrauten drückten den Wählern im Momente der Abstimmung bereits beschriebene Zettel in die Hand und verdrehten ihnen im Wirthshaus mit allerlei Schriften die Köpfe zu Gunsten von Kandidaten aus dem richterlichen Stande. . . . . In der Landvogtei Lectoure wurden viele Pfarren und Gemeinden nicht eingeladen, ihre Denkschriften und Vertreter in die Landvogtei-Versammlung zu senden. Für die eingeladenen haben die Advokaten, Anwälte und Notare der kleinen benachbarten Städte die Beschwerdeschriften selbst ausgearbeitet, ohne die Gemeinderäthe zu berufen; von diesem Entwurf machten sie für Alle gleiche Abschriften, die sie den verschiedenen Gemeinden und Pfarren für theures Geld verkauften."

Diese Symptome sind beunruhigend und lassen den Pfad, den

die Revolution beschreiten wird, im voraus erkennen: Der Volksmann wird vom Advokaten abgerichtet, der Pikenmensch läßt sich vom Phrasenmenschen leiten. Schon im ersten Jahre kann man die Wirkungen dieses Zusammengehens erkennen. Auf Anrathen eines gewissen Rouget beschließen die Bauern des Marquis von Chaila in Burgund, „ihrem Herrn nichts mehr zu zahlen und sich in den Erlös des gefällten Holzes zu theilen, ohne das Forstgericht einzuberufen. Der genannte Advokat behauptet, daß alle Gemeinden dieser Provinz zu demselben Schritt entschlossen seien. Er hat auf dem Lande eine so ausgedehnte Klientel, daß bereits viele Gemeinden fest überzeugt sind, weder dem König noch den Seigneurs etwas schuldig zu sein." Der Deputirte bei der Nationalversammlung, Herr von Marnesia, verbringt aus Gesundheitsrücksichten einige Tage auf seinem Gute; er wird dabei aber auf die härteste und skandalöseste Weise behandelt und man beräth sogar darüber, ob man ihn nicht unter Eskorte nach Paris senden solle. Nach seiner Abreise greift man sein Schloß an, zerbricht die Thüren und Thore und reißt die Gartenmauern nieder. Und dies geschieht einem Manne, der mehr als irgend Einer für seine Leute gethan. „Ausschreitungen aller Art sind an der Tagesordnung. Die Nationalmilizen treiben mit ihren Waffen täglich ungesetzlichen Mißbrauch, ohne daß man diesem Uebel Einhalt thun könnte. . . . . Die Straßenpolizei, welche Ursache hat, an ihre Auflösung zu glauben, will sich keine Feinde machen und ist daher sehr lax. Die Amtsgerichte sind ebenso furchtsam und bestrafen keinen Schuldigen. . . . . Keine Nation erfreut sich einer so endlosen und den anständigen Menschen so gefährlichen Freiheit. Es entspricht durchaus nicht den ‚Menschenrechten', fortwährend Gefahr zu laufen, von Schurken, welche die Freiheit mit der Zügellosigkeit verwechseln, erwürgt zu werden." Mit anderen Worten: Die Leidenschaften berufen sich, um sich zu rechtfertigen, auf die Theorie, und diese nimmt, um in's Leben zu treten, zu den Leidenschaften Zuflucht. Nehmen wir ein Beispiel. Der Herzog von Larochefoucauld besaß bei Liancourt ein unbebautes Grundstück; sofort nach Beginn der Revolution erklären die Armen des Ortes, „daß die unbebauten Grundstücke als Nationaleigenthum ihnen gehören, weil sie einen Theil der Nation

bilden." Und ohne weitere Umstände treten sie den Besitz an, theilen den Boden unter sich, friedigen ihn ein und machen ihn urbar. . . . . Hievon läßt sich auf den allgemein herrschenden Geist schließen. . . . . Ein wenig weit getrieben, würden die Konsequenzen solcher Grundsätze für den Grundbesitz nicht ungefährlich werden." Schon im vorhergehenden Jahre sagte das Gesindel, welches die Wälder bei Rouen geplündert und den Erlös verkauft hatte, „das Volk habe das Recht, sich alles anzueignen, was es zur Befriedigung seiner Bedürfnisse brauche." Man hat den Leuten gepredigt, sie seien Souveräne und sie handeln als solche. Bei ihrem geistigen Zustand ist ihr Benehmen ganz natürlich. Einige Millionen Wilde werden von einigen tausend Rednern geleitet und die Kaffehauspolitik wird von den Straßenaufläufen illustrirt und kommentirt. Auf der einen Seite stellt sich die rohe Gewalt zur Verfügung des radikalen Dogma's, auf der andern tritt dieses wieder in den Dienst jener. Diese beiden — die Theorie und die Piken — sind die einzigen Mächte, die sich in dem aufgelösten Frankreich erhalten, während alles Uebrige zu Grunde geht.

Fünftes Kapitel.

Schluß.

I. Résumé. — II. Eine Prophezeihung.

I.

Diese beiden Mächte sind die Nachfolger und Henker des alten Regiments, und wenn man zusieht, wie dieses jene hervorgerufen, ausgebrütet, genährt und gezeitigt hat, kann man nicht umhin, die Geschichte des alten Regiments als langen Selbstmord zu betrachten. Die Sache kommt uns vor, wie ein Mann, der eine enorme Leiter hinansteigt, um dann diese unter seinen Füßen abzuschneiden. In derlei Fällen genügen die guten Absichten nicht; es hat keinen Zweck, liberal und edelmüthig zu sein und halbe Reformentwürfe zu machen. Im Gegentheil, die Tugenden und guten Eigenschaften der Privilegirten haben zu ihrem Falle ebenso viel beigetragen wie ihre Fehler und Laster, und die Verdienste, die sie sich erworben, haben in dem-

selben Maße zu ihrem Sturze geführt, wie das Unrecht, das sie begangen. Als Begründer der Gesellschaft haben sie die Vortheile, die sie genossen, durch ihre Leistungen einst verdient. Aber sie haben ihren Rang beibehalten, ohne weiter ihres früheren Amtes zu walten; in der lokalen wie in der centralen Regierung spielen sie keine Rolle; sie haben bloß Sinekuren inne und ihre Vorrechte sind in Mißbräuche ausgeartet. An ihrer Spitze steht der König, der Frankreich geschaffen, indem er sich ihm widmete, als wäre es sein Eigenthum, und der es schließlich wirklich als sein Eigenthum behandelt; das öffentliche Geld ist sein Taschengeld und ein Staat mit 26,000,000 Bewohnern wird mit einer Willkür, einem Leichtsinn, einer Verschwendung, einer Ungeschicklichkeit und einer Unordentlichkeit regiert, wie man sie selbst bei der Verwaltung eines Privatbesitzes nicht entschuldigen könnte; Leidenschaften, Eitelkeiten, persönliche Schwächen, luxuriöse Sitten, intime Vorurtheile, Weiberlaunen und Maitressenränke geben den Ausschlag. Der König und die Privilegirten zeichnen sich nur in einer Hinsicht aus: im guten Geschmack, in der Lebensart, in der Gabe, repräsentiren und empfangen zu können, im Bonton, in der anmuthigen, feinen, heitern Konversation, in der Kunst, das Leben zu einem geistreichen, glänzenden Feste zu gestalten, als ob die Welt ein mit zarten Müßiggängern angefüllter Salon wäre, in welchem es genügt, geistreich und liebenswürdig zu sein, während sie doch in Wahrheit ein Cirkus ist, in dem man stark sein muß, um zu kämpfen, oder ein Laboratorium, in dem man arbeiten muß, um sich nützlich zu machen. Durch die Gewohnheit, Vollkommenheit und den Einfluß der feinen Konversation hat der französische Geist eine klassische Form erhalten, die im Vereine mit den neuen wissenschaftlichen Kenntnissen die Philosophie des 18. Jahrhunderts in's Leben ruft, welche die Tradition in Mißkredit bringt, den Anspruch erhebt, alle menschlichen Einrichtungen bloß nach der Vernunft umzugestalten, die mathematischen Methoden auf Politik und Moral anwendet, die Menschenrechte katechisirt und all' die anarchischen und despotischen Dogmen des Gesellschaftsvertrages zur Reife bringt. Die neuen Chimären werden von den Privilegirten als Salonspielzeug behandelt; sie spielen mit dem Monstrum, so lange es ganz klein ist, halten es für unschuldig und bebän=

dern es wie ein Lämmchen. Sie denken nicht daran, daß es jemals zum wilden Thiere werden könne und daß es ihnen dann furchtbar sein werde; sie füttern es, schmeicheln ihm und führen es auf die Straße. Hier wird es von einer Bürgerschaft, die mit der Regierung unzufrieden ist, weil diese ihr Vermögen in Gefahr bringt, die ferner gegen die Vorrechte gestimmt ist, weil diese ihren Ehrgeiz eindämmen, die ferner gegen die Ungleichheit wüthet, weil diese ihre Eigenliebe verletzt, — mit Sehnsucht erwartet; in ihren Händen wächst das Lämmchen oder eigentlich die revolutionäre Theorie riesig an, wird mit Gier groß gezogen und ist schon nach wenigen Jahren unumschränkte Herrin der öffentlichen Meinung. Auf den Ruf dieser Herrin erhebt sich bald ein anderer Koloß, ein millionenköpfiges Monstrum, eine verwilderte, verblendete Rotte, ein ganzes, ausgesaugtes, erbittertes, plötzlich entfesseltes Volk; dieses wüthet gegen die Regierung, deren Forderungen es ausrauben und gegen die Privilegirten, deren Ansprüche es aushungern, ohne daß an den von ihren natürlichen Patronen verlassenen Orten eine überlebende Autorität vorhanden wäre, ohne daß in den sich unter das Joch der mechanischen Centralisation beugenden Provinzen eine unabhängige Gruppe bestehen bliebe, ohne daß sich in der durch den Despotismus aus dem Zusammenhang gebrachten Gesellschaft Mittelpunkte der Initiative und des Widerstandes bilden könnten, ohne daß sich in der durch ihre Humanität entwaffneten hohen Klasse ein illusionsfreier, thatkräftiger Politiker fände, ohne daß sich soviel guter Wille und Intelligenz gegen die beiden Feinde jeder Freiheit und Ordnung — die Ansteckung des demokratischen Traumes, der die besten Köpfe verdreht, und die Ausbrüche der pöbelhaften Rohheit, welche die besten Gesetze verdreht — vertheidigen könnte. Im Momente, da die Ständeversammlungen eröffnet werden, ist der Lauf der Gedanken und Ereignisse nicht nur bestimmt, sondern deutlich sichtbar. Jede Generation trägt ihre Zukunft und ihre Geschichte unbewußt und im vorhinein in sich; dieser Generation hätte man ihr Geschick ebenfalls vorhersagen können, und wenn sich Details ebenso vorhersehen ließen wie das Ganze, könnte man fast glauben, daß folgende von dem bekehrten Laharpe gegen das Ende des Direktoriums erdichtete Scene wahr gewesen sei.

II.

Es kommt mir vor, als wäre es gestern passirt, obwohl es in Wirklichkeit anfangs 1788 passirte. Wir speisten bei einem Mitgliede der Akademie, einem geistreichen Grandseigneur. Die Gesellschaft war zahlreich und bestand aus Hofleuten, Richtern, Schriftstellern und Akademikern. Man hatte sich's wie gewöhnlich wohlschmecken lassen; beim Dessert fügten die Malvasier und Konstanzer Weine zur ohnehin vorhandenen Heiterkeit noch jene Freiheit, die es nicht genau zu nehmen pflegt und alles erlaubt, was Lachen erregen kann. Champfort hatte uns seine wollüstigen, gottlosen Erzählungen vorgelesen, ohne daß die hohen Damen den Fächer auch nur berührt hätten. Darauf folgt eine Fluth von Scherzen über die Religion. Dieser citirt eine Tirade aus Voltaire's „Pucelle", Jener deklamirt einige philosophische Verse von Diderot. Man applaudirt. Die Konversation wird ernster. Man spricht sich über die Revolution im Reiche der Geister, die Voltaire hervorgebracht, bewundernd aus und man ist einig darüber, daß dieser Umstand Voltaire's erster Anspruch auf Ruhm sei. Man betont, daß er es verstanden, seinem Jahrhundert sein Gepräge aufzudrücken und daß er im Vorzimmer und Salon gelesen werde. Einer der Gäste erzählt unter hellem Gelächter, ein Friseurgehilfe habe ihm beim Kämmen gesagt: „Sehen Sie, mein Herr, obwohl ich nur ein ganz armseliger Schlucker bin, habe ich doch nicht mehr Religion als irgend wer." Man kam zu dem Schlusse, daß die Revolution sich vervollkommnen werde, daß der Fanatismus und der Aberglaube der Philosophie weichen müssen und man begann zu berechnen, wann die Zeit der Herrschaft der Vernunft anbrechen und welche der Anwesenden sie erleben dürften. Die Aeltesten beklagten, dazu keine Aussicht zu haben, während die Jüngeren sich der Wahrscheinlichkeit, dieses Ereigniß mit ansehen zu können, freuen zu dürfen glaubten. Man gratulirte der Akademie, weil sie das große Werk vorbereitet habe und der Mittelpunkt, der Vereinigungsherd und die Triebkraft der Gedankenfreiheit gewesen sei. Einer der Anwesenden hatte sich bisher an der Konversation in keiner Weise betheiligt, nämlich Cazotte, ein liebenswürdiger, origineller Mann, der jedoch leider von den Schwär=

mereien der Illuministen erfüllt war. Endlich ergreift er das Wort und sagt mit dem ernstesten Ton:

„Meine Herren, beruhigen Sie sich, Sie alle werden die große Revolution, die Sie so sehr ersehnen, erleben. Sie wissen, daß ich ein kleiner Prophet bin, und ich wiederhole, Sie werden die Revolution mit ansehen. Wollen Sie wissen, was jedem von Ihnen während derselben passiren wird?"

„Ah, ah", meint Condorcet mit seiner albernen Miene, „ein Philosoph ist nicht ungehalten, wenn er einem Propheten begegnet."

„Sie, Herr von Condorcet, werden Ihr Leben auf dem Fußboden eines Kerkers aushauchen; Sie werden an dem Gifte sterben, daß Sie genommen haben werden, um dem Henker zu entgehen. Das Glück jener Zeit wird Sie zwingen, stets Gift bei sich zu tragen."

Anfänglich staunt man sehr, dann lacht man herzlich. Denn was kann all' dies mit der Philosophie und mit der Herrschaft der Vernunft zu thun haben? Cazotte erwidert:

„Und ich sage Ihnen, daß Sie im Namen der Philosophie, Humanität und Freiheit und unter der Herrschaft der Vernunft ein solches Ende nehmen werden. Zu dieser Zeit wird man der Vernunft Tempel errichten, ja, es wird keine anderen Gotteshäuser in Frankreich geben, als Tempel der Vernunft. Sie, Herr von Champfort, werden sich mit 22 Rasirmesserstichen die Adern öffnen, aber dennoch erst einige Monate später sterben. Sie, Herr Vicq-d'Azyr, werden sich die Adern nicht selbst öffnen, aber Sie werden sich diese an einem Tage sechsmal öffnen lassen, um Ihrer Sache sicherer zu sein und Sie werden in derselben Nacht sterben. Sie, Herr von Nicolai, kommen auf's Schaffott; Sie, Herr Bailly, ebenfalls; Sie, Herr von Malesherbes, ebenfalls; Sie, Herr Roucher, ebenfalls."

„Wir werden also von den Türken oder den Tartaren unterjocht werden?"

„Durchaus nicht. Ich wiederhole, daß Sie dann einzig und allein von der Philosophie und Vernunft regiert sein werden. Und Jene, die Sie so behandeln werden, werden lauter Philosophen sein, werden jeden Moment die Phrasen, die wir seit einer Stunde hier hören, im Munde führen, werden gleich Ihnen die „Pucelle" und Diderot's Verse citiren."

„Und wann wird all' dies geschehen?"

„Bevor sechs Jahre verfließen, wird alles vorüber sein."

„Wunder über Wunder!" wirft Laharpe ein, „und mich lassen Sie ganz weg?"

„Sie werden selbst ein besonderes Wunder sein, denn Sie werden dann ein Christ sein."

„Ah!" bemerkt nun Champfort, „nun bin ich beruhigt. Wenn wir erst sterben sollen, wenn Laharpe ein Christ sein wird, sind wir unsterblich."

„Es ist ein Glück", sagt die Herzogin von Gramont, „daß wir Damen in den Revolutionen keine Rolle spielen. Es ist doch ausgemacht, daß man unser Geschlecht schonen wird."

„Ihr Geschlecht", antwortet der Prophet, „wird Sie diesmal nicht schützen. Sie werden ganz wie die Männer behandelt werden, ohne jeden Unterschied. Sie, Frau Herzogin, werden nebst vielen anderen Damen auf einem Karren und mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen zum Schaffott geführt werden."

„Ah, ah! Dann hoffe ich wenigstens in einer mit schwarzem Tuch ausgeschlagenen Kutsche fahren zu dürfen."

„Nein, Madame, viel größere Damen als Sie werden gleich Ihnen auf einem Karren und mit gebundenen Händen zum Schaffott geführt werden."

„Noch viel größere Damen? Wie, etwa Prinzessinnen von Geblüt?"

„Noch viel größere Damen!"

Man begann den Spaß etwas stark zu finden, und um die Wolke zu zerstreuen, bestand die Herzogin von Gramont nicht auf weiteren Fragen, sondern begnügte sich, leichten Tones zu sagen:

„Am Ende wird mir Cazotte nicht einmal einen Beichtvater lassen."

„Nein, Madame, Sie werden keinen haben, weder Sie noch sonst Jemand; der letzte Gerichtete, dem man aus Gnade einen bewilligen wird, wird der....." Und er hielt einen Moment inne. Man fragte:

„Nun denn, wer wird der glückliche Sterbliche sein, dem dieses Vorrecht bleiben wird?"

„Es wird das letzte sein, das ihm bleiben wird, und der Betreffende wird der König von Frankreich sein."

Anhang.

Anhang.

Erste Note.

Zahl der Geistlichen und der Adeligen.

1. Um die Zahl der Geistlichen Frankreichs vor der Revolution zu ermitteln, hat Taine folgendes Verfahren eingeschlagen:

Er hat sich in den National-Archiven aus den Papieren des Kirchen-Komités die Statistik der Mönche von 28 Orden zusammengestellt. Daraus ergibt sich eine Summe von 2489 Klöstern mit 20,745 Mönchen. Nach Hinzurechnung einiger anderer Korporationen erhält man etwa 23,000 Mönche. Ferner hat Taine in den National-Archiven das Verzeichniß der Nonnen in 12 Sprengeln — die nach der 1788er „France ecclésiastique" 5576 Pfarren umfassen — durchgesehen und 5394 Nonnen in 198 Häusern gefunden. Eine verhältnißmäßige Berechnung ergibt für die 38,000 Pfarren Frankreichs 1500 Klöster u. s. w. mit etwa 37,000 Nonnen. Die Ordensgeistlichkeit beläuft sich also auf 60,000 Personen. Die Weltgeistlichkeit kann man auf 70,000 schätzen; nämlich: 60,000 Pfarrer und Vikare, 2800 Prälaten, Generalvikare, Kapitulardomherren, 5600 Stiftsdomherren, 3000 Geistliche ohne Pfründe.

Die Volkszählung von 1866 ergab 51,000 Weltgeistliche, 104.800 Ordensgeistliche (18,500 Mönche, 86,300 Nonnen), zusammen 155,900 bei 38 Millionen Seelen.

2. Was den Adel betrifft, so war dessen Anzahl 1789 unbekannt. Lavoisier schätzt sie auf 83,000 Personen, Bouillé auf 80,000 Familien, ohne daß einer von ihnen etwas Positives wüßte; in anderer Schriftsteller Werken wird über die Ziffer gänzlich geschwiegen. Taine notirte sich aus dem „Katalog der Edelleute von 1789" (von Laroque und de Barthélemy) die Zahl der Edelleute, die bei den 1789er Wahlen in der Provence, im Languedoc, im Lyonnais, in Forez, in Beaujolais, in der Touraine, in der Normandie und im Herzogthum Francien (Ile-de-France) gestimmt haben. Diese Zahl beträgt 9167. Nach der Volkszählung von 1790 hatten die genannten Provinzen 7,757,000 Einwohner. Hievon ließe sich verhältnißmäßig berechnen, daß auf die 26 Millionen Bewohner des ganzen Landes etwas über 30,000 stimmenabgebende Adelige entfallen, deren jeder etwas weniger als eine Familie vertritt. Man dürfte daher kaum fehlgreifen, wenn man die Zahl der adeligen Familien auf 26,000 bis 28,000 schätzt; die Familie zu 5 Personen gerechnet, erhält man 130,000 bis 140,000 Aristokraten.

Zweite Note.

Die feudalrechtlichen Abgaben.

Nehmen wir die Besitzungen Blet und Brosses im Jahre 1783 als Beispiel. Blet ist eine gute Pfarre, ohne von Belang zu sein; der Boden ist gut und besteht größtentheils aus Wäldern und Wiesen, dem Reste nach aus urbaren Weizen-, Korn- und Haferfeldern. Die Wege sind entsetzlich und besonders im Winter zum Umkommen. Der Handel dreht sich vorzugsweise um Hornvieh und Getreide. Das Holz in den Forsten muß verfaulen, da diese schwer zu bewirthschaften und von Städten zu weit entfernt sind. Blet steht unter der Lehnbarkeit des Königs und zählt kaum 300 Einwohner. Die ganze Domäne, bestehend aus Blet und Brosses, wird auf 369,227 Livres geschätzt und gehört zu je einem Drittel drei verschiedenen Eigenthümern. Blet umfaßt 1437 Morgen und wird von 7 Pächtern bewirthschaftet, denen die Eigenthümer Vieh im Werthe von 13,781 Livres liefern. Die 7 Pächter zahlen 12,060 Livres Pachtzins, sowie einige Abgaben in Gestalt von Hühnern und Frohnfuhren. Nur eine der Pachtungen ist groß und zahlt 7800 Livres, die übrigen zahlen zwischen 240 und 1300 Livres. Brosses umfaßt 515 Morgen und wird von 2 Pächtern bewirthschaftet, die zusammen 2240 Livres zahlen und von den Herren Vieh im Werthe von 3750 Livres erhalten. In Wahrheit bringen all' diese Pachtungen den Eigenthümern fast gar nichts ein, da die weiter unten sub 22 und 23 genannten Abgaben im Pachtbetrag inbegriffen sind. Alle Pachthöfe sind armselig; ein einziger enthält zwei Zimmer mit Rauchfängen, während die übrigen bloß ein Zimmer oder gar nur Ställe und Küchen enthalten. Reparaturen sind nicht nur an den Gebäuden und Wegen nöthig, sondern in jeder Hinsicht zeigen sich die Spuren langer Vernachlässigung. Die Wassermühle kostet an Reparaturen ebenso viel als sie einbringt. Den Gebrauch des Kalkes bei der Düngung kennt man nicht, obwohl der Kalk in jener Gegend sehr billig ist. Der feuchte und gute Boden würde sehr leicht lebende Hecken produciren, aber man umringt die Felder mit trockenen Hecken, um sie gegen die wilden Thiere zu schützen; diese Ausgabe nimmt ein Drittel des Ertrages in Anspruch. Blet ist auf 308,003, Brosses auf 61,224 Livres Nettowerth geschätzt; ersteres bringt netto 12,300, letzteres 3140 Livres ein. Diese Einkünfte setzen sich, abgesehen von den erwähnten Pachtbeträgen, theilweise aus folgenden Feudal-Abgaben und -Rechten zusammen:

1. Abgabe für die Ausübung der hohen, mittleren und niedrigen Gerichtsbarkeit.

2. Abgabe für die Forstgerichtsbarkeit, die über das Forstwesen, das Jagd- und Fischrecht eingesetzt ist.

3. Abgabe für das Wegeamt, das die Polizei, die Straßen, Wege und Gebäude beaufsichtigt.

4. Die wirkliche und persönliche Taille.

5. Das „droit d'épave“, d. h. eine Art Strandrecht, das der Herr auf in Verlust gerathene Dinge und gefundene Schätze hat.

6. Der Anspruch auf das Vermögen der ohne Erben Verstorbenen, der zum Tode, zur Verbannung und zu lebenslänglichem Galeerendienst Verurtheilten, sowie der verstorbenen Bastarde und Ausländer.

7. Das Jagdrecht und das Fischrecht im Werthe von 15 Francs jährlich.

8. Das „droit de bourgeosie“; die reicheren Pächter zahlen jährlich 12 Scheffel Hafer à 40 Pfund und 12 Deniers, die mittleren 9 Scheffel und 9 Deniers, die übrigen 6 Scheffel und 6 Deniers.

9. Abgabe für die Scharwache des Schlosses von Blet.

10. Brückenzoll für alle durch Blet kommenden Waaren und Lebensmittel, ausgenommen Getreide, Mehl und Gemüse.

11. Das Recht, auf die im Detail verkauften Weine eine Steuer zu erheben; diese beträgt 9 Pint per Faß und ist seit 1782 für jährliche 60 Francs verpachtet worden.

12. Das Recht, von allen in der Stadt getödteten Thieren die Zunge, von den Kälbern auch den Kopf und die Füße zu beanspruchen. Jährlicher Ertrag 3 Livres.

13. Die Marktgelder tragen jährlich 24 Livres.

14. Der Frohndienst, theils mit den Händen, theils von Fuhren geleistet. Ertrag 50 Livres.

15. Die Mühlengelder sind für jährliche 600 Francs verpachtet.

16. Die Backofengelder bringen 150 Livres ein.

17. Das Recht, einen Taubenschlag zu halten.

18. Das Recht, einen Vasallen zu beerben, wenn dessen Kinder im Momente des Todes nicht bei ihm verweilen.

19. Der Anspruch auf unbebaute und verlassene Grundstücke und auf durch Anschwemmung entstandenen Zuwachs.

20. Das Ehrenrecht, im Chor der Kirche begraben zu werden, eine Räucherung und zwei Trauerbinden zu erhalten u. s. w.

21. Die Verkaufsgebühren, zu entrichten von dem, der ein dem Seigneur zinspflichtiges Grundstück kauft.

22. Zehent und Fleischzehent.

23. Fruchtzins, der darin besteht, daß außer dem Zehent noch ein Theil der Früchte entrichtet wird.

24. Verschiedene Miethzinse für unbewegliche Objekte.

25. Das Recht der Benutzung der Gemeindeweiden.

26. Das Recht auf die Lehen mit strenger Lehenspflicht.

Außer diesen theilweise gar nicht ausgebeuteten Rechten und Abgaben, die der Pächter zu befriedigen und zu leisten hat — wenn er sie nicht leistet, so ist das Zufallssache, — fallen ihm noch folgende Dinge zur Last: Der Beitrag zum Gehalt des Pfarrers, der früher 300, später 500 Livres betrug; der Beitrag zu den Emolumenten des Wächters; der Beitrag zur Entlohnung des Verwalters für seine Mühe, die Archive in Ordnung zu halten, die Gebühren einzuheben u. s. w.; die königlichen Steuern.

Dritte Note.

Die Unterschiede in den Angaben über die Einkünfte der Prälaten.

Nach Raudot's „Frankreich vor der Revolution" muß man zur officiellen Schätzung die Hälfte hinzufügen; nach Boiteau's „Zustand Frankreichs im Jahre 1789" muß man sie verdreifachen und selbst vervierfachen. Taine meint, daß man mit Bezug auf die Bischöfe die Hälfte hinzufügen, die Angaben über die Einkünfte der Aebte und Prioren dagegen verdoppeln, zuweilen auch verdreifachen und vervierfachen müsse. Einige Beispiele mögen am Platze sein. Officiell bezieht der Bischof von Straßburg 400,000, in Wirklichkeit 600,000 Livres; der Bischof von Troyes 14,000 resp. (nach der France ecclésiastique") 50,000, resp. (nach Babeau) 70,000 Livres. Die Abtei von Bèze trägt officiell 8000 Livres; nach Bonnefoi und Bernard trägt sie aber den Mönchen allein 30,000, also dem Abbé wenigstens ebensoviel. Bernay trägt officiell 16.000, in Wirklichkeit 57,000; Saint-Armand 6000 resp. 100,000; Clairvaux (nach der „France ecclésiastique") 9000 resp. (nach Warroquier) 60,000, resp. (nach Beugnot, der das Land genau kennt und ein Geschäftsmann ist) 300,000—400,000; Saint-Faron 18,000 resp. 120,000. Saint-Waast d'Arras, eine der Abteien des Kardinals Rohan, trägt nach der „France ecclésiastique" 40,000 Livres; der Kardinal hat aber ein Angebot von 1000 Louisd'or per Monat für seinen Theil abgelehnt; die Abtei trägt ihm also gewiß 300,000 Livres.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.